Das
belletristische Ausland.

Kabinetsbibliothek
der
classischen Romane aller Nationen.

1411tes bis 1414tes Bändchen.

Die Geheimnisse des Volks.

Zwölftes bis fünfzehntes Bändchen.

Jedes Bändchen kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1850.

Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg in Stuttgart.

Die

Geheimnisse des Volks

oder

Geschichte einer Proletarier-

durch die Zeitalter

Von

Eugene S

Aus dem Fra

Dr. Au

Zwölftes B

Verlag

Die Geheimnisse des Volks

oder

Geschichte einer Proletarier-Familie durch die Zeitalter.

Von

Eugene Sue.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Zwölftes bis fünfzehntes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1850.

Das silberne Kreuz
oder
Der Zimmermann von Nazareth.

(Vom Jahre 10 bis 130 der christlichen Zeitrechnung.)

Fünftes Kapitel.

Entweichung von Genovefa. — Der Oelgarten. — Banaias. — Das Gericht von Caiphas. — Das Haus von Pontius Pilatus. — Der Prätor. — Die römischen Soldaten. — Der König der Juden. — Das Kreuz. — Das Gerichtsthor. — Golgatha. — Die zwei Schächer. — Die Pharisäer. — Der Tod Jesu.

Aurelia, nachdem sie den Keller verlassen hatte, kam nach einigen Augenblicken dahin zurück, und fand Genovefa, die, als junger Mann gekleidet, um ihre Tunica einen ledernen Gürtel schnallte.

„Es ist unmöglich, die Thüre zu öffnen," sagte Aurelia voll Verzweiflung zu ihrer Sklavin; „der Schlüssel ist nicht im Schloß geblieben, wie man ihn gewöhnlich darin läßt."

„Liebe Herrin," erwiederte Genovefa, „kommt, wir wollen es noch einmal versuchen."

Und Beide durchschritten den Hof und gelangten zum Eingang des Hauses.

Die Anstrengung von Genovefa, um die Thüre zu öffnen, war ebenso vergeblich, als die ihrer Gebieterin. Es war darüber ein durchbrochener Bogen; doch ohne Leiter konnte man diese Oeffnung nicht erreichen . . . Plötzlich sagte Genovefa zu Aurelia:

„Ich habe in den Fergan hinterlassenen Familienerzählungen gelesen, daß eine von den Ahninnen meines Mannes, Namens Meroe, die Frau eines Seemanns, mit Hülfe von diesem auf einen ziemlich hohen Baum zu steigen im Stande gewesen ist.“

„Durch welches Mittel?“

„Wollt Euch an diese Thüre anlehnen, liebe Herrin; nun verschlingt Eure beiden Hände so, daß ich in ihre Höhlung die Spitze meines Fußes setzen kann; ich werde den andern auf Eure Schultern stellen; so erreiche ich vielleicht den Bogen, und ich versuche es sodann, in die Straße hinabzusteigen.“

Da hörte die Sklavin in der Ferne die Stimme von Gremio; er rief vom oberen Stock herab mit zornigem Tone:

„Aurelia! Aurelia!“

„Mein Mann,“ sagte die junge Frau ganz zitternd. „Oh! Genovefa, Du bist verloren!“

„Eure Hände! Eure Hände, liebe Herrin,“ erwiederte die Sklavin. „Noch einen Versuch; vermag ich bis zu dieser Oeffnung zu steigen, so bin ich gerettet.“

Aurelia gehorchte beinahe maschinenmäßig Genovefa; denn die drohende Stimme des Herrn Gremio kam immer näher. Die Sklavin, nachdem sie einen von ihren Füßen in die Höhlung der beiden Hände ihrer Herrin gestellt hatte, setzte leicht ihren andern Fuß auf die Schulter von Aurelia, erreichte so die Höhe der Oeffnung, schwang sich auf die Dicke der Mauer und blieb einige Augenblicke knieend unter dem Halbbogen.

„Wenn Du auf die Straße springst, wirst Du

die Beine brechen, arme Genovefa," sagte Aurelia voll Angst.

In diesem Augenblick kam der Herr Gremio, bleich, zornig, eine Lampe in der Hand haltend.

„Was macht Ihr da?" rief er seiner Frau zu; „antwortet, antwortet!"

Dann, als er die Sklavin über der Thüre knieen sah, fügte er bei:

„Ha! Ruchlose, Du willst entweichen!... und meine Frau unterstützt Deine Flucht!"

„Ja," antwortete muthig Aurelia, „ja; und solltet Ihr mich auf der Stelle tödten, sie wird Eurer Mißhandlung entgehen."

Genovefa, als sie von der Oeffnung, wo sie gekauert war, auf die Straße hindbgeschaut hatte, sah, daß sie zweimal ihre Länge springen mußte, und zögerte einen Augenblick; aber sie hörte den Herrn Gremio zu seiner Frau sagen, die er ungeschlacht am Arm schüttelte, um sie von den Ringen der Thüre abzubringen, an denen sie sich anklammerte:

„Beim Hercules! werdet Ihr mich durchlassen? Oh! ich will außen auf Eure elende Sklavin warten, und wenn sie beim Herabspingen nicht die Glieder bricht, so zerbreche ich ihr die Knochen."

Da rief Aurelia:

„Suche hinabzusteigen und zu entfliehen; sei ohne Furcht!... man muß mich mit Füßen treten, ehe man diese Thüre öffnet."

Genovefa schlug die Augen zum Himmel auf, um die Götter anzurufen, schwang sich vom Rande des Bogens hinab, und war so glücklich, den Boden zu berühren, ohne sich zu verletzen. Sie blieb jedoch einen Augenblick betäubt von ihrem Sturz, dann ergriff sie rasch die Flucht, indeß ihr die Schreie, die sie im Innern des Hauses ihre Herrin, welche ihr Mann mißhandelte, ausstoßen hörte, das Herz zerrissen.

Anfangs beschleunigte die Sklavin ihren Lauf, um

sich von dem Hause ihres Gebieters zu entfernen; dann aber blieb sie athemlos stehen, um sich zu besinnen, in welcher Richtung die Schenke zum Waldesel lag, wo sie sich nach dem jungen Meister, den sie von der Gefahr, welche ihn bedrohte, benachrichtigen wollte, erkundigen zu können hoffte.

Sie erfuhr in dieser Schenke, er habe sich einige Stunden zuvor nach der Gegend des Baches Kidron, zu einem mit Oelbäumen bepflanzten Garten gewandt, wohin er sich oft bei Nacht begab, um nachzusinnen und zu beten.

Genovefa lief eiligst nach diesem Ort. In dem Augenblick, wo sie aus dem Thore der Stadt ging, sah sie in der Ferne in der Nacht den Schein mehrerer Fackeln, die sich auf den Helmen und Rüstungen einer großen Anzahl Soldaten spiegelten; sie marschirten in Unordnung und ließen ein verworrenes Geschrei hören. Die Sklavin befürchtete, sie seien abgeschickt, um den Sohn Mariä zu greifen; sie suchte ihnen voranzueilen und zur rechten Zeit an Ort und Stelle zu kommen, um Jesus oder seine Jünger zu warnen.

Sie war nur noch in geringer Entfernung von diesen bewaffneten Leuten, in denen sie Milizer von Jerusalem erkannte, eine Truppe, die durchaus nicht im Rufe großen Muthes stand, als sie beim Scheine der Fackeln, die sie trugen, außerhalb der Straße und derselben Richtung folgend, einen schmalen, mit Terpentinbäumen besetzten Fußpfad bemerkte; sie wählte diesen Weg, um nicht von den Soldaten gesehen zu werden, an deren Spitze sie Judas gewahrte, diesen Schüler des jungen Meisters, den sie einige Nächte vorher in der Schenke zum Waldesel gesehen hatte. Er sprach gerade mit lauter Stimme zu dem Officier der Milizer:

„Herr, derjenige, welchen Ihr mich werdet küssen sehen, ist der Nazaräer.“

„Oh! diesmal,“ erwiederte der Officier, „diesmal

wird er uns nicht entkommen, und morgen vor Sonnenaufgang wird der Meuterer die seinen Verbrechen gebührende Strafe erlitten haben. Beeilen wir uns übrigens; einer von seinen Jüngern könnte ihm einen Wink über unsere Ankunft geben . . . Seien wir auch sehr vorsichtig, damit wir nicht in einen Hinterhalt fallen . . . und gehen wir besonders behutsam zu Werke, wenn wir auf dem Punkte sind, den Nazaräer zu greifen . . . er kann Zauber- und Teufelsmittel gegen uns anwenden. Wenn ich Euch Vorsicht empfehle, Ihr braven Milizer," fügte der Officier mit muthigem Tone bei, „so geschieht es nicht, weil ich Gefahr befürchte, sondern um den Erfolg unseres Unternehmens zu sichern."

Die Milizer schienen nicht sehr beruhigt durch diese Worte ihres Officiers; sie hemmten ihren Marsch, ohne Zweifel aus Furcht vor einem Hinterhalt. Genovefa benützte diesen Umstand, lief immer weiter und gelangte an den Rand des Baches Kidron. Unfern von da erblickte sie einen mit Oelbäumen bepflanzten Hügel; in den Schatten getaucht, hob sich dieses Wäldchen kaum von der Finsterniß ab; sie horchte, Alles war still, nur in der Ferne hörte man die abgemessenen Schritte der Soldaten, die sich langsam näherten. Genovefa hatte einen Augenblick Hoffnung, sie dachte, vielleicht zur rechten Zeit gewarnt, habe der junge Meister von Nazareth diesen Ort verlassen. Sie ging vorsichtig in der Dunkelheit weiter, als sie an einen am Fuße eines Oelbaums ausgestreckten Körper stieß. Sie konnte einen Schrei des Schreckens nicht zurückhalten, während der Mann, den sie gestoßen hatte, plötzlich aufwachte und sprach:

„Meister, verzeiht mir, ich konnte abermals den Schlaf nicht überwinden, der mich niederdrückte."

„Ein Jünger von Jesus!" rief die Sklavin voll Angst. „Er ist also hier!"

Dann sich an diesen Mann wendend:

„Da Ihr ein Jünger von Jesus seid, rettet ihn... es ist noch Zeit . . . Seht in der Ferne jene Fackeln. . . . Höret das verworrene Geschrei . . . sie nahen ... sie wollen ihn greifen ... ihn sterben lassen ... Rettet ihn! rettet ihn!"

„Wen?" fragte der Jünger, halb noch vom Schlaf beschwert; „wen will man sterben lassen? . . . wer seid Ihr?"

„Es ist nichts daran gelegen, wer ich bin; doch rettet Euren Meister, sage ich Euch, man kommt, um ihn zu greifen ... die Soldaten rücken heran ... Seht Ihr die Fackeln dort?"

„Ja," antwortete der Jünger mit erstaunter und erschrockener Miene, während er vollends erwachte: „ich sehe in der Ferne Helme im Scheine der Fackeln glänzen. Doch," fügte er umherschauend bei, „doch wo sind denn meine Gefährten?"

„Vielleicht eingeschlafen wie Ihr," sagte Genovefa. „Und wo ist Euer Meister?"

„Dort im Oelgarten, wohin er oft geht, um nachzusinnen; heute Abend fühlte er sich von einer unüberwindlichen Traurigkeit ergriffen ... er wollte allein sein und hat sich unter jene Bäume zurückgezogen, nachdem er uns zu wachen ermahnt."

„Ohne Zweifel hat er die Gefahr vorhergesehen, die ihn bedroht," rief Genovefa. „Und Ihr habt nicht die Kraft gehabt, dem Schlaf zu widerstehen?"

„Nein; ich und meine Gefährten haben vergebens gekämpft . . . unser Meister ist zweimal gekommen, uns zu wecken, und hat es uns sanft vorgehalten, daß wir so entschlummert . . . dann ist er abermals weggegangen, um unter jenen Bäumen nachzusinnen und zu beten."

„Die Soldaten!" rief Genovefa, als sie den Schein der Fackeln immer näher kommen sah; „hier sind sie! . . . er ist verloren! wenn er nicht im Gehölze verborgen bleibt . . . oder wenn Ihr Euch nicht Alle

tödten laßt, um ihn zu vertheidigen . . . Seid Ihr bewaffnet?"

„Wir haben keine Waffen," erwiederte der Jünger, der zu zittern anfing; „und dann wäre es Wahnsinn, einen Widerstand gegen Soldaten zu versuchen!"

„Keine Waffen!" rief Genovefa entrüstet; „bedarf es der Waffen? genügen nicht die Kieselsteine des Wegs und der Muth, um diese Menschen niederzuschmettern?"

„Ach! wir sind keine Leute vom Schwert," erwiederte der Jünger, ängstlich umherschauend, denn schon waren die Soldaten nahe genug, daß ihre Fackeln theilweise Genovefa, den Jünger und mehrere von seinen Gefährten beleuchteten, die sie nun da und dort am Fuße der Bäume entschlummert erblickte. Sie erwachten plötzlich bei der Stimme ihres Kameraden, der erschrocken umherging und sie anrief.

Die Soldaten liefen stürmisch herbei; als sie beim Scheine ihrer Fackeln mehrere Männer sahen, von denen die Einen noch lagen, Andere sich erhoben und wieder Andere schon standen, stürzten sie auf dieselben zu, bedrohten sie mit ihren Schwertern und ihren Stangen, denn Einige waren nur mit Stangen bewaffnet, und schrieen:

„Wo ist der Nazaräer? . . . sage uns, Judas, wo ist er?"

Der verrätherische, schändliche Jünger, nachdem er beim Scheine der Fackeln seine ehemaligen Gefährten, welche gefangen gehalten wurden, betrachtet hatte, sagte zu dem Officier:

„Der junge Meister ist nicht unter ihnen."

„Sollte er uns diesmal entgehen?" rief der Officier. „Bei den Säulen des Tempels, Du hast uns versprochen, ihn uns zu überliefern, Judas; Du hast den Blutsold empfangen und mußt ihn uns überliefern."

Genovefa war beiseit geblieben; plötzlich sah sie auf einige Schritte etwas wie eine weiße Gestalt, die,

sich von der Finsterniß abhebend, langsam auf die Soldaten zuging. Das Herz von Genovefa brach; es war ohne Zweifel der junge Meister, den der Lärm herbeizog. Sie täuschte sich nicht. Bald erkannte sie Jesus bei der Helle der Fackeln; auf seinem sanften, traurigen Antlitz las man weder Furcht, noch Erstaunen.

Judas machte dem Officier ein Zeichen des Verständnisses, lief auf den jungen Meister von Nazareth zu, küßte ihn und sprach:

„Gegrüßet seist Du, Meister."

Bei diesen Worten erinnerten sich diejenigen Soldaten, die nicht die Jünger gefangen halten mußten, welche vergebens zu entfliehen suchten, der Ermahnungen ihres Officiers in Betreff der höllischen Zaubereien, welche Jesus gegen sie anwenden könnte, schauten ihn furchtsam an und zögerten, sich ihm zu nähern, um sich seiner zu bemächtigen; der Officier selbst hielt sich hinter den Soldaten und forderte sie auf, Jesus zu greifen, wagte es aber nicht, sich ihm zu nähern.

Ruhig, nachdenkend, trat der junge Meister den Bewaffneten einige Schritte entgegen und fragte:

„Wen suchet Ihr?"

„Wir suchen Jesus," antwortete der Officier, der immer hinter den Soldaten blieb; „wir suchen Jesus von Nazareth."

„Ich bin es," sprach der junge Meister, indem er noch einen Schritt gegen die Soldaten machte. „Ich bin es."

Doch die Soldaten wichen erschrocken zurück.

Jesus sagte:

„Ich frage Euch noch einmal, wen suchet Ihr?"

„Jesus von Nazareth!" antworteten sie einstimmig; „wir wollen Jesus von Nazareth greifen."

Und sie wichen abermals zurück.

„Ich habe Euch schon gesagt, daß ich es sei," sprach der junge Meister, während er auf sie zuging; „suchet

Ihr mich, so nehmt mich und laßt diese gehen," fügte er auf seine gefangenen Jünger deutend bei.

Der Officier machte seinen Soldaten, welche noch nicht ganz beruhigt zu sein schienen, ein Zeichen; sie umgaben Jesus, um ihn zu binden, er aber sprach mit sanftem Tone zu ihnen:

„Ihr seid ausgegangen wie zu einem Mörder, mit Schwertern und mit Stangen bewaffnet, um mich zu fahen? . . . bin ich doch kürzlich gesessen bei Euch und habe gelehret im Tempel, und Ihr habt mich nicht gegriffen."

Und er reichte selbst seine Hände dar, daß man sie binde. Die feigen Jünger des jungen Meisters hatten nicht den Muth gehabt, ihn zu vertheidigen; sie wagten es sogar nicht einmal, ihn bis zu seinem Gefängniß zu begleiten, und entflohen nach allen Seiten, sobald sie nicht mehr von den Soldaten gehalten wurden.

Ein trauriges Lächeln schwebte über die Lippen von Jesus, als er sich so von denjenigen verrathen, verlassen sah, die er so sehr geliebt und für seine Freunde gehalten hatte.

Im Schatten durch den Stamm eines Oelbaums verborgen, konnte sich Genovefa der Thränen des Schmerzes und der Entrüstung beim Anblick dieser Menschen nicht erwehren, welche auf eine so erbärmliche Weise den jungen Meister nun im Stich ließen; sie begriff, warum die Hohenpriester und Schriftgelehrten, statt ihn beim hellen Tage festzunehmen, Jesus bei Nacht greifen ließen: sie fürchteten den Zorn des Volkes und entschlossener Leute wie Banaias; diese hätten den Freund der Armen und der Betrübten nicht ohne Widerstand wegführen lassen.

Die Milizer zogen mit ihrem Gefangenen aus dem Oelgarten ab und wandten sich nach der Stadt. Nach einiger Zeit bemerkte Genovefa, daß ein Mann, dessen Züge sie in der Finsterniß nicht unterscheiden konnte, hinter ihr ging, und wiederholt hörte sie diesen Mann schluchzen und seufzen.

Nachdem sie nach Jerusalem durch die öden, stillen Straßen, wie sie es zu dieser Stunde der Nacht sind, zurückgekehrt waren, begaben sich die Soldaten nach dem Hause des Hohenpriesters, wohin sie Jesus führten. Als die Sklavin bei der Thüre von Caiphas viele Knechte erblickte, schlüpfte sie unter sie beim Eintritt der Soldaten, und blieb zuerst in dem von den Fackeln beleuchteten Vorhaus. Bei der Helle erkannte sie den Mann, der, wie sie, vom Oelgarten dem Freunde der Unterdrückten gefolgt war: es war Petrus, einer seiner Jünger. Er schien ebenso betrübt als erschrocken, und es flossen Thränen über sein Gesicht. Genovefa glaubte Anfangs, dieser Mann werde wenigstens Jesus treu sein und seine Ergebenheit dadurch beweisen, daß er den jungen Meister vor das Gericht von Caiphas begleite. Ach! die Sklavin täuschte sich. Kaum hatte Petrus die Schwelle überschritten, als er sich, statt dem Sohne Mariä nachzufolgen, auf eine Bank im Vorhaus setzte und sein Gesicht in seinen Händen verbarg.

Als nun Genovefa im Hintergrunde des Hofes ein lebhaftes Licht aus einer Thüre hervorscheinen sah, vor der sich die Soldaten drängten, näherte sie sich ihnen. Diese Thüre war die eines Saales, in dessen Mitte sich ein Gerichtstisch erhob. Unter denen, welche an diesem Tische saßen, erkannte sie mehrere Personen, die sie beim Abendmahl von Pontius Pilatus gesehen hatte: Caiphas, der Hohepriester, Baruch, der Schriftgelehrte, Jonas, Rath und Wechsler, befanden sich unter den Richtern des jungen Meisters aus Nazareth. Er wurde mit gebundenen Händen vor sie geführt; sein Gesicht war ruhig, traurig und sanft; unfern von ihm standen die Gerichtsdiener, hinter ihnen, mit den Soldaten und den Leuten vom Hause des Caiphas vermischt, die zwei geheimnißvollen Emissäre, welche Genovefa in der Schenke zum Waldesel bemerkt hatte.

So ruhig und würdig die Haltung des Freundes der Betrübten war, ebenso heftig aufgereizt schienen die

Richter; ihre Gesichter drückten den Triumph einer gehässigen Freude aus; sie sprachen leise mit einander, und von Zeit zu Zeit deuteten sie mit einer drohenden Geberde auf den Sohn Mariä, der geduldig sein Verhör erwartete. Mit denjenigen vermengt, welche den Saal füllten, hörte Genovefa sie sagen:

„Endlich hat man ihn festgenommen, diesen Nazaräer, der den Aufruhr predigte!"

„Oh! er ist minder hoffärtig zu dieser Stunde, als da er an der Spitze seiner Truppe von Schurken und liederlichen Weibspersonen stand."

„Er predigt gegen die Reichen," sagte einer von den Knechten des Hohenpriesters. „Er heißt auf den Reichthum verzichten . . . Doch wenn unsere Herren schlecht speisen würden, so wären wir auf das Loos ausgehungerter Bettler angewiesen, statt uns vom reichlichen Abhub der köstlichen Schmäuse unserer Herren zu mästen."

„Und das ist noch nicht Alles," sprach ein anderer Knecht. „Wenn man diesen verfluchten Nazaräer anhören würde, so müßten unsere Herren, freiwillig verarmt, auf alle Herrlichkeiten, auf alle Vergnügen verzichten ... sie würden nicht alle Tage uuter den Ausschuß herrliche Röcke und Tuniken werfen, weil ihnen die Stickerei oder die Farbe dieser Kleider nicht mehr gefällt. Wem aber nützen diese Launen unserer prunkenden Herren, wenn nicht uns, da uns Röcke und Tuniken zufallen?"

„Und wenn unsere Herren auf die Lustbarkeiten verzichteten, um vom Fasten und vom Gebet zu leben, so hätten sie keine schöne Geliebtinnen mehr, sie würden uns nicht mehr mit den Liebesmäkeleien beauftragen, welche im Fall eines günstigen Erfolgs sehr gut belohnt werden!"

„Ja, ja," riefen Alle zugleich, „Tod diesem Nazaräer, der aus uns, die wir in der Trägheit, im Ueberfluß und in der Lustbarkeit leben, Bettler oder Lastthiere machen will!"

Genovefa hörte noch andere halblaute, das Leben

des Freundes der Armen bedrohende Reden; einer von den zwei geheimnißvollen Emissären, hinter dem sie stand, sagte zu seinem Gefährten:

„Nun wird unser Zeugniß genügen, um die Verurtheilung dieses Verfluchten herbeizuführen; ich habe mich mit dem edlen Herrn Caiphas verständigt."

In diesem Augenblick schlug einer von den Gerichtsdienern des Hohenpriesters, der sich neben dem jungen Meister hielt und ihn zu bewachen beauftragt war, mit seinem Stab auf die Platten des Saales, und sogleich trat eine tiefe Stille ein.

Caiphas, nachdem er leise ein paar Worte mit denjenigen, welche das Gericht bildeten, ausgetauscht hatte, sagte zu den Anwesenden:

„Wer sind diejenigen, welche hier gegen Jesus von Nazareth zeugen können?"

Einer von den beiden Emissären trat bis an den Fuß des Tribunals, und sprach mit feierlicher Stimme:

„Ich schwöre, daß ich diesen Menschen habe behaupten hören, die Hohenpriester und Schriftgelehrten seien lauter Heuchler, und daß er sie Schlangen und Otterngezüchte genannt hat."

Ein Gemurre der Entrüstung erhob sich unter den Soldaten und den Knechten des Hohenpriesters; die Richter schauten einander an, als wollten sie sich fragen, ob es möglich, daß man so gräßliche Worte gesprochen.

Der andere Emissär trat zu seinem Genossen vor, und fügte mit nicht minder feierlicher Stimme bei:

„Ich schwöre, daß ich diesen Menschen habe behaupten hören, man müsse sich gegen den Fürsten Herodes und gegen den Kaiser Tiber, den erhabenen Beschützer von Judäa, empören, um ihn, Jesus von Nazareth, zum König der Juden auszurufen."

Während ein Lächeln des Mitleids um die Lippen des Sohnes Mariä bei diesen lügnerischen Anklagen schwebte, denn er hatte gesagt: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist,

erhoben die Pharisäer die Hände zum Himmel, als wollten sie ihn zum Zeugen solcher Abscheulichkeit nehmen.

Einer von den Knechten von Caiphas trat ebenfalls vor, und sprach zu den Richtern:

„Ich schwöre, daß ich diesen Menschen habe sagen hören, man müsse alle Pharisäer niedermetzeln, ihre Häuser plündern und ihren Frauen und Töchtern Gewalt anthun."

Eine abermalige Bewegung des Entsetzens gab sich unter den Richtern und den ihnen ergebenen Anwesenden kund.

„Plündern! niedermetzeln! Gewalt anthun! das wollte dieser Nazaräer!"

„Darum schleppte er immer seine Räuberbande nach sich!"

„Er wollte eines Tags an ihrer Spitze Jerusalem mit Feuer und Schwert verheeren!"

Der Hohepriester Caiphas, der den Vorsitz bei dem Gericht führte, hieß einen von den Gerichtsdienern Stillschweigen gebieten; dieser klopfte mit seinem Stab auf die Platten des Saales, Alles schwieg, Caiphas wandte sich mit drohender Stimme an den jungen Meister und sprach:

„Warum antwortest Du nichts auf das, was diese gegen Dich zeugen?"

Jesus erwiederte mit einem Ausdruck voll Sanftmuth und Würde:

„Ich habe frei und öffentlich geredet vor der Welt; ich habe allezeit gelehret in der Schule und im Tempel, wo alle Juden zusammenkommen, und nichts im Verborgenen gesprochen . . . Warum fragst Du mich also? Frage die, welche gehört haben, was ich zu ihnen gesprochen, siehe, diese wissen, was ich sie gelehret."

Kaum hatte er so gesprochen, als Genovefa einen Gerichtsdiener, wüthend über diese so richtige und ruhige Antwort, die Hand gegen Jesus erheben, diesem einen Backenstreich geben sah und ihn ausrufen hörte:

„Antwortest Du also den Hohenpriestern! . . .“

Bei dieser schändlichen Behandlung, einen gebundenen Mitmenschen schlagen . . . fühlte Genovefa ihr Herz zucken, ihre Thränen fließen, während sich im Gegentheil ein schallendes Gelächter unter den Knechten des Hohenpriesters erhob.

Der Sohn Mariä blieb immer freundlich; nur wandte er sich gegen den Gerichtsdiener um und sprach voll Sanftmuth zu ihm:

„Habe ich übel geredet, so beweise, daß das, was ich gesagt, böse sei . . . habe ich aber recht geredet, warum schlägst Du mich?“

Diese Worte, diese englische Milde entwaffneten seine Verfolger nicht; plumpes Gelächter erscholl abermals im Saal, und die Beleidigungen fingen wieder von allen Seiten an.

„Oh! der Nazaräer, der Friedensmann, der Feind des Krieges verleugnet sich nicht; er ist feige und läßt sich in's Gesicht schlagen.“

„Rufe doch Deine Jünger herbei. Sie mögen Dich rächen, wenn Du nicht Muth dazu hast.“

„Seine Jünger!“ versetzte einer von den Soldaten, welche Jesus festgenommen hatten, „seine Jünger! Ah! wenn Ihr sie gesehen hättet! Beim Anblick unserer Lanzen und unserer Fackeln sind diese Elenden entflohen, wie ein Nest voll Nachteulen.“

„Sie waren sehr erfreut, der Tyrannei des Nazaräers zu entgehen, der sie durch Zauberei bei sich hielt!“

„Zum Beweise, daß sie ihn hassen und verachten, dient, daß nicht Einer von ihnen, kein Einziger ihn hierher zu begleiten gewagt hat.“

„Oh!“ dachte Genovefa, „wie sehr muß Jesus durch diesen feigen Undank seiner Freunde leiden! er muß grausamer für ihn sein, als die Beschimpfungen, mit denen man ihn überhäuft.“

Und als sie den Kopf der Hausthüre zuwandte, sah sie in der Ferne Petrus, der, das Gesicht in seinen

Händen verbergend, immer noch auf einer Bank saß und nicht den Muth hatte, in den Saal einzutreten, um seinen sanften Herrn vor diesem Blutgerichte zu vertheidigen.

Sobald sich der durch die Gewaltthat des Gerichtsdieners veranlaßte Tumult wieder ein wenig gelegt hatte, sprach einer von den Emissären mit schallender Stimme:

„Ich schwöre endlich, daß dieser Mensch furchtbar gelästert und gesagt hat, er sei Christus, der Sohn Gottes."

Da wandte sich Caiphas mit immer drohenderem Ton an Jesus und sprach:

„Antwortest Du nichts auf das, was diese Menschen wider Dich zeugen?"

Doch der junge Meister zuckte leicht die Achseln und schwieg fortwährend.

Dieses Schweigen ärgerte den Hohenpriester, er stand von seinem Sitze auf und rief, indem er dem Sohne Mariä die Faust wies:

„Ich beschwöre Dich bei dem lebendigen Gott, daß Du uns sagest, ob Du Christus, der Sohn Gottes, bist."

„Du sagst es," antwortete lächelnd der junge Meister.

Genovefa hatte Jesus sagen hören, wie alle Menschen, seine Brüder, sei er der Sohn Gottes; und auch die Druiden lehren, alle Menschen seien die Kinder eines und desselben Gottes. Wie groß war daher das Erstaunen der Sklavin, als sie den Hohenpriester, sobald Jesus geantwortet hatte, er sei der Sohn Gottes, aufstehen, seine Kleider zerreißen sah und mit allen Zeichen des Entsetzens gegen die Mitglieder des Gerichts ausrufen hörte:

„Er hat Gott gelästert ... was bedürfen wir weiteren Zeugnisses? Ihr habt ihn selbst Gott lästern hören, was dünkt Euch?"

„Er ist des Todes schuldig!" so antworteten alle Richter dieses ungerechten Tribunals . . . Doch die Stimmen des Schriftgelehrten Baruch und des Wechs=

lers Jonas beherrschten alle anderen Stimmen, sie schrieen, indem sie auf den Marmortisch schlugen:

„Tod dem Nazaräer! Er hat den Tod verdient!“

„Ja, ja!“ wiederholten die Soldaten und die Knechte des Hohenpriesters, „er hat den Tod verdient! Tod dem Verfluchten!“

„Führt den Verbrecher auf der Stelle zu Pontius Pilatus, dem Oberpfleger in Judäa für den Kaiser Tiber,“ sprach Caiphas zu den Soldaten, „er allein kann die Hinrichtung des Verurtheilten befehlen.“

Nach diesen Worten des Hohenpriesters schleppte man den Sohn Mariä aus dem Hause von Caiphas, um ihn vor Pilatus zu führen.

Mit den Knechten vermengt, folgte Genovefa den Soldaten.

Als sie durch das Thürgewölbe ging, sah Genovefa Petrus, diesen feigen Jünger des Meisters von Nazareth (der von Allen am wenigsten feige jedoch, dachte sie, denn er ist ihm doch wenigstens bis hierher gefolgt), sie sah Petrus die Augen abwenden, da Jesus, den Blick seines Jüngers suchend, von den Soldaten geführt an ihm vorüberkam . . . Eine von den Mägden des Hauses erkannte aber Petrus und sagte zu ihm:

„Du warst auch mit Jesus aus Galiläa.“

Petrus erröthete, schlug die Augen nieder und sprach:

„Ich weiß nicht, was Du sagst.“

Ein anderer Diener, als er die Antwort von Petrus hörte, sprach, indem er ihn den Anwesenden bezeichnete:

„Ich sage Euch, dieser war auch mit Jesus von Nazareth.“

„Ich schwöre!“ rief Petrus, „ich schwöre, daß ich Jesus von Nazareth nicht kenne.“

Genovefa war in ihrem Innern empört vor Entrüstung und Ekel. Dieser Petrus, der aus feiger Schwäche oder aus Angst, das Schicksal seines Herrn zu theilen, diesen zweimal verleugnete und durch seine Schändlichkeit meineidig wurde, war in ihren Augen der

Letzte der Menschen. Mehr als je beklagte sie den Sohn Mariä, welcher von denen, die er so sehr liebte, verrathen, preisgegeben, verlassen worden war. Sie erklärte sich hierdurch die schmerzliche Traurigkeit, die sie in seinen Zügen wahrgenommen hatte. Eine große Seele, wie die seinige, mußte den Tod nicht fürchten, wohl aber verzweifeln über den Undank derjenigen, die er für seine theuersten Freunde hielt.

Die Sklavin verließ das Haus des Hohenpriesters, wo Petrus, der Abtrünnige, zurückgeblieben war, und holte bald die Soldaten ein, welche Jesus wegführten. Der Tag graute; mehrere Bettler und Landstreicher, welche auf den auf jeder Seite der Hausthüren stehenden Bänken geschlafen hatten, erwachten bei dem Geräusch der Tritte der Soldaten, die den jungen Meister führten. Einen Augenblick hoffte Genovefa, diese armen Leute, die ihm nach allen Orten folgten, ihn ihren Freund nannten, und über deren Loos er ein so zartes Mitleid aussprach, werden ihre Gefährten benachrichtigen, um sie zur Befreiung von Jesus zu versammeln; sie sagte auch zu einem von diesen Menschen:

„Wißt Ihr nicht, daß diese Soldaten den jungen Meister von Nazareth, den Freund der Armen und Betrübten, wegführen? man will ihn sterben lassen . . . eilt, ihn zu vertheidigen... vertheidigt ihn! wiegelt das Volk auf! die Soldaten werden vor Euch fliehen!"

Doch Jener erwiederte mit einer furchtsamen Miene:

„Die Milizen von Jerusalem würden vielleicht fliehen; doch die Soldaten von Pontius Pilatus sind kampfgewohnt, sie haben gute Lanzen, dichte Panzer und schneidende Schwerter . . . was können wir gegen sie versuchen?"

„Man erhebt sich in Masse, man bewaffnet sich mit Steinen, mit Stöcken!" rief Genovefa, „und Ihr werdet wenigstens sterben, um denjenigen zu rächen, der sein Leben Eurer Sache geweiht hat!"

Der Bettler schüttelte den Kopf und erwiederte, während einer seiner Gefährten sich ihm näherte:

„So elend auch das Leben sein mag, so hängt man doch daran, und unsere Lumpen an den Panzern der römischen Soldaten reiben, hieße dem Tod entgegen laufen wollen.“

„Und dann,“ sprach der andere Landstreicher, „wenn Jesus von Nazareth ein Messias ist, wie es so viele andere vor ihm gewesen sind, und wie es noch viele andere nach ihm sein werden, so ist es ein Unglück für ihn, wenn man ihn tödtet, doch es fehlt Israel nie an Messiassen.“

„Und wenn man ihn tödtet,“ rief Genovefa, „so geschieht es, weil er Euch geliebt, weil er Euer Unglück beklagt hat, weil er den Reichen ihre Heuchelei und ihre Hartherzigkeit gegen diejenigen, welche leiden, vorgeworfen.“

„Es ist wahr, er weissagt uns unablässig das Reich Gottes auf Erden,“ antwortete der Landstreicher, indem er sich, wie sein Kamerad, auf der Bank niederlegte, um sich in den Strahlen der aufgehenden Sonne zu wärmen; „diese schönen Tage kommen aber nicht... und wir sind heute so bettelarm, als wir es gestern waren.“

„Ei! wer sagt Euch, diese schönen, von ihm verheißenen Tage werden nicht morgen kommen?“ versetzte Genovefa; „braucht die Ernte nicht Zeit, zu keimen, zu wachsen, zu reifen? Ihr armen Ungeduldigen, die Ihr seid!... Bedenkt doch: dadurch, daß Ihr denjenigen, welchen Ihr Euren Freund nanntet, sterben laßt, ehe er die guten Keime, die er in Euren Herzen ausgesäet, befruchtet hat, tretet Ihr mit Füßen, vernichtet Ihr im Grase eine vielleicht herrliche Ernte....“

Die zwei Landstreicher schüttelten stillschweigend den Kopf, Genovefa aber entfernte sich von ihnen und sagte mit doppelttiefem Schmerz zu sich selbst:

„Werde ich denn überall nur Undank, Vergessenheit,

Feigheit, Verrath finden! Oh! nicht der Leib von Jesus, sondern sein Herz wird gekreuzigt werden."

Die Sklavin beeilte sich, die Soldaten wieder einzuholen, welche immer näher zu dem Palaste von Pontius Pilatus kamen. In dem Augenblick, wo sie ihre Schritte beschleunigte, bemerkte sie, daß sich eine Art von Tumult unter den Milizern erhob, und daß diese plötzlich stille hielten. Sie stieg auf eine steinerne Bank und sah Banaias allein am Eingang einer ziemlich engen Arcade, welche die Soldaten durchschreiten mußten, um zum Oberpfleger zu gelangen, ihnen kühn den Weg versperrend, indem er seinen, in einem eisernen Kolben sich endigenden, langen Stock um sich her schwang.

„Ah! er verläßt wenigstens denjenigen nicht, welchen er seinen Freund nannte!" dachte Genovefa.

„Bei den Schultern Simsons!" rief Banaias mit seiner schallenden Stimme, „wenn Ihr nicht zur Stunde unsern Freund in Freiheit setzt, Ihr Milizer Beelzebubs, so schlage ich Euch so tüchtig, als der Dreschflegel das Korn auf der Tenne schlägt! . . . Ah! wenn ich Zeit gehabt hätte, eine Bande von meinen Kameraden zu sammeln, welche so entschlossen als ich, unsern Freund von Nazareth zu vertheidigen, so würde ich einen Befehl an Euch richten, statt einer einfachen Bitte; und diese einfache Bitte wiederhole ich Euch: Laßt frei unsern Freund, oder bei dem Kinnbacken, dessen sich Simson bediente, ich erschlage Euch, wie er die Philister erschlagen hat!"

„Hört Ihr diesen Schurken? er nennt seine vermessene Drohung eine Bitte," rief der die Soldaten befehligende Officier, welcher sich vorsichtiger Weise in der Mitte seiner Truppe hielt ... „Durchbohrt diesen Elenden mit Euren Lanzen ... Schlagt ihn mit Euren Schwertern, wenn er nicht Raum gibt!"

Die Milizer von Jerusalem waren keine sehr muthigen Truppe, denn sie hatten gezaudert, Jesus, der ihnen allein und wehrlos entgegenkam, festzunehmen.

Trotz der Befehle ihres Führers blieben sie auch einen Augenblick unentschlossen vor der Drohung von Banaias. Vergebens suchte Jesus, dessen sanfte, milde Stimme Genovefa hörte, seinen Vertheidiger zu beschwichtigen, und flehte ihn an, sich zu entfernen. Banaias fuhr, so die Bitten des jungen Mannes erwiedernd, mit immer drohenderem Tone fort:

„Kümmere Dich nicht um mich, Freund; Du bist ein Mann des Friedens und der Eintracht; ich, ich bin ein Mann des Kampfes und der Gewalt. Muß ein Schwacher beschützt werden, so laß mich machen. Ich werde diese schlechten Soldaten hier aufhalten, bis der Lärmen meine Kameraden benachrichtigt und herbeilaufen gemacht hat; und dann, bei den fünfhundert Kebsweibern Salomo's, welche vor ihm tanzten... Du wirst den Tanz dieser Teufelsmilizer beim Tone unserer Stöcke sehen, die den Takt auf ihren Helmen und Panzern schlagen sollen!"

„Werdet Ihr Euch noch länger von einem einzigen Menschen beschimpfen lassen, Ihr Leute ohne Muth?" rief der Officier seinen Leuten zu. „Oh! wenn ich nicht Befehl hätte, den Nazaräer ebenso wenig zu verlassen, als sein Schatten, so gäbe ich Euch ein Beispiel, und mein langes Schwert hätte schon dem Straßenräuber die Gurgel abgeschnitten."

„Beim Nabel Abrahams! ich werde Dir den Bauch durchbohren, Dir, der Du so gut sprichst, und Dir unsern Freund entreißen!" rief Banaias . . . „Ich bin allein, doch ein Falke ist mehr werth, als hundert Amseln."

Und Banaias stürzte auf die Milizer los und schwang voll Wuth seinen eisenbeschlagenen Stock, trotz der Bitten des jungen Meisters.

Anfangs überrascht und erschüttert durch so viel Kühnheit, wichen einige Soldaten der ersten Reihe zurück; bald aber schämten sie sich, daß sie einem einzelnen Menschen keinen Widerstand leisteten, sammelten sich

wieder und griffen Banaias an, der, trotz seines Heldenmuthes, von vielen Stichen durchbohrt todt niederfiel... Genovefa sah nun die Soldaten in ihrer Wuth in die Tiefe eines Brunnens, in der Nähe der Arcade, den blutigen Leichnam des einzigen Vertheidigers des Sohnes Mariä werfen. Nach dieser That schwang der Officier sein langes Schwert, stellte sich an die Spitze seiner Truppe, und sie gelangten bald vor das Haus von Pontius Pilatus, wohin Genovefa ihre Gebieterin Aurelia mehrere Tage zuvor begleitet hatte.

Die Sonne stand schon hoch. Durch den Lärm des Kampfes von Banaias mit den Soldaten herbeigezogen, waren mehrere Einwohner von Jerusalem aus ihren Häusern getreten und dem Zuge gefolgt. Das Haus des römischen Landpflegers lag in einem der reichsten Quartiere der Stadt; die Personen, welche Jesus aus Neugierde begleiteten, bemitleideten ihn entfernt nicht, sondern verfolgten ihn im Gegentheil mit Schmähungen und Gezische.

„Endlich," riefen die Einen, „endlich hat man ihn festgenommen, diesen Nazaräer, der die Unruhe in unserer Stadt verbreitet!"

„Diesen Meuterer, der die Bettler gegen die Reichen aufwiegelte!"

„Diesen Gottlosen, der unsere heilige Religion lästerte!"

„Diesen Frechen, der Unfrieden in unsere Familien brachte, indem er die verschwenderischen, liederlichen Söhne pries!" sprach einer von den beiden Emissären, welcher der Truppe gefolgt war.

„Dieser Schändliche, der unsere Weiber verderben wollte," sagte der Andere, „indem er den Ehebruch verherrlichte, denn er hat eine von diesen Sünderinnen der verdienten Strafe entrissen!"

„Dank sei es dem Herrn," fügte ein Wechsler bei, „wenn dieser Nazaräer mit dem Tode bestraft ist, was die Gerechtigkeit heischt, so können wir unsere Zahltische

wieder unter dem Säulengange des Tempels errichten, woraus uns dieser Entweiher und seine Bande vertrieben haben, und wohin wir nicht mehr zurückzukehren wagten."

„Welche Narren waren wir, daß wir seine Umgebung von Bettlern fürchteten!" rief ein Anderer; „seht, ob es nur Einer gewagt hat, diesen Nazaräer zu vertheidigen, bei dessen Namen sie unablässig schwuren, ihn, den sie ihren Freund nannten!"

„Man mache ein Ende mit diesem schändlichen Meuterer, man kreuzige ihn, und damit sei Alles abgethan!"

„Ja, ja, Tod dem Nazaräer!" schrie die Menge, unter der sich Genovefa befand; und diese immer mehr anwachsende Zusammenschaarung wiederholte mit steigender Wuth die unseligen Worte:

„Tod dem Nazaräer!"

„Ach!" sagte die Sklavin zu sich selbst, „kann es ein gräßlicheres Loos geben, als das dieses jungen Mannes, der von den Armen verlassen ist, die er liebte, gehaßt von den Reichen, denen er Entsagung und Nächstenliebe predigte! Wie groß muß die Bitterkeit seines Herzens sein!"

Die Soldaten, denen die Menge folgte, waren vor das Haus von Pontius Pilatus gelangt; mehrere Hohepriester, Schriftgelehrte, Aelteste und andere Pharisäer, worunter sich Caiphas, Baruch und der Wechsler Jonas befanden, hatten sich der Truppe angeschlossen und gingen nun an ihrer Spitze. Einer von den Pharisäern rief:

„Meine Freunde, treten wir bei Pontius Pilatus ein, auf daß er sogleich den Nazaräer zum Tode verurtheilt!"

Der Priester Caiphas antwortete mit einer frommen Miene:

„Meine Freunde, wir können nicht in das Haus eines Heiden eintreten: diese Befleckung würde uns hindern, heute Ostern zu essen."

„Nein," fügte der Doctor Baruch bei, „wir können eine solche abscheuliche Gottlosigkeit nicht begehen."

„Höret Ihr sie," sagte einer der Emissäre zu der Menge mit einem Ausdruck der Bewunderung, „höret Ihr die heiligen Männer, welche Ehrfurcht hegen sie vor den Geboten unserer Religion! Ah! diese sind nicht wie der gottlose Nazaräer, der die heiligsten Dinge verspottet und lästert und zu erklären wagt, man brauche den Sabbath nicht zu achten."

„Oh! die schändlichen Heuchler!" sagte Genovefa zu sich selbst; „wie genau kannte sie Jesus, wie recht hatte er, sie zu entlarven! Nun fürchten sie, ihre Sandalen zu verunreinigen, indem sie in das Haus eines Heiden eintreten, und sie fürchten sich nicht, ihre Seele zu beflecken, indem sie von diesem Heiden fordern, daß er das Blut eines Gerechten, ihres Landsmannes, vergieße! Armer junger Meister von Nazareth! sie werden Dich mit Deinem Leben den Muth bezahlen lassen, den Du, diese boshaften Betrüger angreifend, gezeigt hast!"

Als der Officier der Milizer in den Palast von Pontius Pilatus eingetreten war, während das Geleit außen blieb, um den Gefangenen zu bewachen, stieg Genovefa auf einen mit Ochsen bespannten, von der Menge aufgehaltenen Wagen und suchte den jungen Mann von Nazareth noch einmal zu erschauen. Sie sah ihn; er stand mitten unter den Soldaten, die Hände auf den Rücken gebunden, barhaupt, seine langen blonden Haare auf seine Schultern fallend, mit immer ruhigem, sanftem Blick und ein Lächeln der Ergebenheit auf den Lippen. Er betrachtete die stürmische, drohende Menge mit einer Art von Mitleid, als ob er diese Menschen wegen ihrer Verblendung und ihrer Ungerechtigkeit beklagt hätte. Von allen Seiten überhäufte man ihn mit Beleidigungen; die Milizer selbst behandelten ihn mit einer solchen Rohheit, daß der blaue Mantel, den er auf seiner weißen Tunica trug, schon beinahe in Fetzen

zerrissen war. So vielen Beschimpfungen und Mißhandlungen setzte Jesus eine unstörbare Freundlichkeit entgegen; nur von Zeit zu Zeit schlug er traurig die Augen zum Himmel auf; doch auf seinem bleichen, schönen Antlitz sah Genovefa nicht die geringste Ungeduld, nicht den geringsten Zorn sich verrathen.

Plötzlich hörte man in der Menge die Worte kreisen:

„Ah! hier kommt Pontius Pilatus."

„Er wird endlich das Todesurtheil über diesen verfluchten Nazaräer sprechen."

„Zum Glück ist es von hier bis Golgatha, wo man die Verbrecher hinrichtet, nicht weit; wir können ihn kreuzigen sehen."

Genovefa sah in der That bald Pontius Pilatus zu der Thüre seines Hauses heraustreten; er war ohne Zweifel dem Schlafe entrissen worden, denn er hüllte sich in einen langen Morgenrock; sein Haupthaar und sein Bart waren in Unordnung; seine rothen, geschwollenen Augen schienen geblendet von den Strahlen der aufgehenden Sonne; er konnte kaum ein wiederholtes Gähnen verbergen, und sah sehr ärgerlich darüber aus, daß man ihn so frühzeitig geweckt, ihn, der vielleicht, seiner Gewohnheit gemäß, sein Abendbrod bis zur Morgendämmerung verlängert hatte. Er wandte sich auch an den Schriftgelehrten Baruch mit barschem Tone und mit dem Ausdruck übler Laune, wie Einer, den es drängt, eine lästige Frohne abzukürzen, und sprach:

„Welche Klage bringt Ihr wider diesen Menschen vor?"

Der Schriftgelehrte Baruch, den das barsche Wesen von Pontius Pilatus zu beleidigen schien, antwortete mit Bitterkeit:

„Wäre dieser kein Missethäter, so hätten wir ihn Dir nicht überantwortet."

Seinerseits aufgebracht über die Bitterkeit des

Schriftgelehrten Baruch, entgegnete Pontius Pilatus ungeduldig:

„So nehmet Ihr ihn hin und richtet ihn nach Eurem Gesetz.“

Und der Landpfleger drehte, die Achseln zuckend, dem Schriftgelehrten Baruch den Rücken zu und kehrte in sein Haus zurück.

Einen Augenblick glaubte Genovefa den jungen Mann von Nazareth gerettet, denn die Antwort von Pontius Pilatus erregte zahlreiches Gemurre in der Menge.

„So sind die Römer,“ sagten die Einen; „sie suchen nur die Aufregung in unserem armen Lande zu unterhalten, um es desto sicherer zu beherrschen.“

„Dieser Pontius Pilatus scheint offenbar den verfluchten Nazaräer zu beschützen!“

„Ich bin fest überzeugt,“ sprach einer der Emissäre, „dieser Nazaräer ist ein geheimer Vertrauter von den Römern; sie bedienen sich des elenden Meuterers zu lichtscheuen Plänen.“

„Es ist nicht daran zu zweifeln,“ sprach sein Kamerad, „der Nazaräer ist an den Römer verkauft.“

Bei dieser letzten Beschuldigung, die Jesus peinlich zu sein schien, sah ihn Genovefa mit einer schmerzvollen Miene die Augen zum Himmel erheben, während die Menge wiederholte:

„Ja, ja, es ist ein Verräther!...“

„Es ist ein Agent der Römer!...“

„Tod dem Verräther!...“

Der Schriftgelehrte Baruch hatte seine Beute nicht loslassen wollen; er und mehrere Hohepriester, als sie Pontius Pilatus in sein Haus zurückgehen sahen, liefen ihm nach, baten ihn inständig, umzukehren, und führten ihn unter großem Beifall der Menge wieder heraus.

Pontius Pilatus schien beinahe wider seinen Willen das Verhör fortzusetzen; er sagte ungeduldig zu dem Schriftgelehrten Baruch, indem er auf Jesus deutete:

„Was ist das Verbrechen, dessen Ihr diesen Menschen beschuldigt?"

Der Schriftgelehrte antwortete mit lauter Stimme:

„Er hat das Volk aufgereget damit, daß er gelehret im ganzen jüdischen Lande, in Galiläa angefangen, bis hieher."

Bei dieser Anschuldigung hörte Genovefa einen von den Emissären leise zu seinem Kameraden sagen:

„Der Schriftgelehrte Baruch ist ein feiner Fuchs; dadurch, daß er ihn des Aufruhrs beschuldigt, will er den Landpfleger zwingen, ihn zu verurtheilen."

Pontius Pilatus winkte Jesus zu sich, und sie wechselten einige Worte unter sich; bei jeder Antwort des jungen Meisters von Nazareth, der stets ruhig und würdig, schien Pontius Pilatus immer mehr von seiner Unschuld überzeugt; er sprach auch mit lauter Stimme, indem er sich an die Hohenpriester und Schriftgelehrten wandte:

„Ihr habt diesen Menschen zu mir gebracht, als wiegelte er das Volk auf, ich habe ihn vor Euch verhört und finde ihn keines der Verbrechen schuldig, deren Ihr ihn anklagt. Ich erachte ihn nicht des Todes werth; darum will ich ihn züchtigen und dann loslassen."

Hienach unterdrückte Pontius Pilatus ein letztes Gähnen und machte einem von seinen Knechten ein Zeichen.

Nicht zufrieden mit dem Spruche von Pontius Pilatus, murrte die Menge Anfangs und beklagte sich dann ganz laut.

„Nicht um den Nazaräer züchtigen zu lassen, hat man ihn hieher geführt," sagten die Einen, „sondern um ihn zum Tode verurtheilen zu lassen."

„Nach seiner Züchtigung wird er wieder anfangen, das Volk aufzuwiegeln."

„Nicht die Züchtigung Jesu wollen wir, sondern seinen Tod."

„Ja, ja!“ riefen mehrere Stimmen, „den Tod! den Tod!“

Pontius Pilatus antwortete auf dieses Gemurre, auf dieses Geschrei nur dadurch, daß er die Achseln zuckte und in sein Haus zurückkehrte.

„Wenn der Landpfleger von der Unschuld des jungen Mannes überzeugt ist,“ fragte Genovefa sich selbst, „warum läßt er ihn züchtigen? . . . Das ist zugleich feig und grausam... Er hofft vielleicht, durch diese Einräumung die Wuth der Feinde Jesu zu besänftigen!... Ach! er hat sich getäuscht, er wird sie nur durch den Tod dieses Gerechten beschwichtigen!“

Kaum hatte Pontius Pilatus den Befehl gegeben, den Sohn Mariä zu züchtigen, als die Soldaten über ihn herfielen, die letzten Fetzen von seinem Mantel abrissen, seinen Rock und sein Unterkleid auf seinen ledernen Gürtel niederstreiften und so seinen Oberleib entblößten; dann banden sie ihn an eine von den Säulen, welche die Hausthüre des römischen Landpflegers schmückten.

Jesus leistete keinen Widerstand, gab keine Klage von sich; er wandte sein himmlisches Antlitz der Menge zu und betrachtete sie traurig, ohne daß er die immer mehr zunehmenden Schmähungen zu hören schien.

Man hatte nach dem Henker der Stadt geschickt, um Jesus mit Ruthen zu peitschen; während man diesen Henker erwartete, dauerte das Geschrei, stets angefacht durch die Spione der Pharisäer, fort.

„Pontius Pilatus hofft uns durch die Züchtigung dieses Verfluchten zufrieden zu stellen; doch er täuscht sich,“ sagten die Einen.

„Die strafbare Nachsicht des römischen Landpflegers beweist nur zu sehr, daß er ein geheimes Einverständniß mit dem Nazaräer hat,“ fügte einer von den Emissären bei.

„Ei! meine Freunde, worüber beklagt Ihr Euch?“ sprach ein Anderer. „Pontius Pilatus gibt uns mehr,

als wir von ihm verlangten. Wir wollten den Tod des Nazaräers, und er wird gezüchtigt werden, ehe man ihn tödtet ... Ehre sei dem edlen Pontius Pilatus!"

„Ja, ja, denn er muß ihn verurtheilen ... wir werden ihn dazu zwingen."

„Oh! hier kommt der Henker!" riefen mehrere Stimmen; „der Henker und sein Knecht!"

Genovefa erkannte dieselben zwei Männer, die sie drei Tage vorher bei ihrem Herrn mit Ruthen gestrichen hatten; sie konnte sich der Thränen nicht erwehren bei dem Gedanken, der junge Mann, der nur Liebe uud Barmherzigkeit war, sollte die den Sklaven vorbehaltene schmachvolle Züchtigung erdulden.

Die zwei Henker trugen unter ihrem Arm einen Pack langer, biegsamer, daumendicker Haselstöcke. Jeder von ihnen nahm einen, und auf ein Zeichen fingen die Streiche an rasch und heftig auf die Schultern des jungen Meisters von Nazareth zu regnen . . . Wenn ein Stock zerbrochen war, nahmen die Henker einen andern.

Anfangs wandte Genovefa das Auge von diesem grausamen Schauspiel ab; doch sie war genöthigt, die grausamen Spöttereien der Menge zu hören, welche dem Sohne Mariä eine gräßlichere Marter scheinen mußten, als die Züchtigung selbst.

„Du, der Du sagtest: Liebet einander, verfluchter Nazaräer!" schrieen die Einen, „siehst Du, wie man Dich liebt! . . ."

„Du, der Du sagtest: Theilet Euer Brod und Euren Mantel mit dem, der weder Brod, noch Mantel hat, siehst Du, diese ehrlichen Henker befolgen Deine Vorschriften, sie theilen brüderlich ihre Stöcke, um sie auf Deinem Rückgrat zu zerbrechen!"

„Du, der Du sagtest: Es sei leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in's Paradies komme, findest Du nicht, daß es Dir leichter wäre, durch ein Nadelöhr zu gehen, als den Stöcken

zu entkommen, mit denen man Dir den Rücken streichelt?"

„Du, der Du die Landstreicher, die Diebe, die Buhlerinnen und anderes Gesindel verherrlichtest, Du liebtest ohne Zweifel diese Schurken, weil Du wußtest, daß Du eines Tages, wie sie, gepeitscht werden solltest, o großer Prophet?"

Genovefa, so sehr es ihr widerstrebte, die Züchtigung Jesu zu sehen, befürchtete, als sie ihn weder einen Schrei, noch eine Klage ausstoßen hörte, er sei ohnmächtig geworden, und warf einen Blick voll Angst auf ihn.

Ach! es bot sich ihr ein gräßliches Schauspiel.

Der Rücken des jungen Meisters war nur eine große, blutige Wunde, da und dort unterbrochen durch ein paar bläuliche Furchen von Quetschungen . . . nur an diesen Stellen war die Haut nicht weggerissen. Jesus wandte das Haupt dem Himmel zu und schloß die Augen, ohne Zweifel, um der Vision der umbarmherzigen Menge zu entgehen. Sein leichenbleiches, in Schweiß gebadetes Antlitz verrieth ein entsetzliches Leiden bei jeder neuen Geißelung, die sein gequetschtes Fleisch peitschte... Und dennoch versuchte er es zuweilen mit einer engelischen Resignation zu lächeln!

Die Hohenpriester, die Schriftgelehrten, die Aeltesten und alle die boshaften Pharisäer folgten mit triumphirendem, gierigem Blick dem Vollzug der Züchtigung... Unter denjenigen, welche sich am Erbittertsten an dieser Marter weideten, bemerkte Genovefa den Schriftgelehrten Baruch, Caiphas und den Wechsler Jonas . . . Die Henker fingen an des Schlagens müde zu werden, sie hatten auf den Schultern von Jesus beinahe alle ihre Stöcke zerbrochen und schauten den Schriftgelehrten Baruch an, als wollten sie ihn fragen, ob es nicht Zeit wäre, der Geißelung ein Ende zu machen, doch der Schriftgelehrte rief ihnen zu:

„Nein, nein! verbraucht Eure Stöcke bis auf den letzten!“

Der Befehl des Pharisäers ward vollzogen; die letzten Ruthen wurden auf den Schultern des jungen Meisters zerbrochen und bespritzten mit Blut das Gesicht der Henker . . . es war nicht mehr die Haut, was sie geißelten, sondern eine blutige Wunde . . . Die Marter steigerte sich auf eine so grausame Weise, daß Jesus, trotz seines Muthes, ohnmächtig wurde und sein beschwertes Haupt auf seine rechte Schulter sinken ließ; seine Kniee gaben nach, und er wäre auf den Boden gefallen ohne die Bande, die ihn mitten um den Körper an der Säule festhielten.

Pontius Pilatus war, nachdem er die Züchtigung befohlen, in sein Haus zurückgekehrt; er kam nun wieder heraus und hieß die Henker durch ein Zeichen den Verurtheilten losbinden . . . Sie banden ihn los und hielten ihn aufrecht; Einer von ihnen warf ihm seinen wollenen Rock auf die Schultern. Die Berührung dieses rauhen Stoffes auf dem rohen Fleisch verursachte ohne Zweifel Jesus einen neuen, so grausamen Schmerz, daß er an allen Gliedern bebte. Das Uebermaß des Leidens machte, daß er wieder zu sich kam; er erhob das Haupt, suchte sich auf seinen Beinen so festzustellen, daß er der Unterstützung der Henker nicht mehr bedurfte, öffnete die Augen und schaute die Menge mitleidsvoll an.

Pontius Pilatus, der den Haß der Pharisäer befriedigt zu haben glaubte, sprach zum Volk, nachdem er Jesus hatte losbinden lassen:

„Sehet, welch ein Mensch!“

Und er winkte seinen Offizieren, in sein Haus zurückzukehren; er schickte sich an, ihnen zu folgen, als der Hohepriester Caiphas, nachdem er sich leise mit dem Schriftgelehrten Baruch und dem Wechsler Jonas berathen hatte, den Oberpfleger an seinem Rock festhielt und ihm in dem Augenblick, wo er hineingehen wollte, zurief:

„Pilatus! lässest Du Jesus frei, so bist Du des Kaisers Freund nicht; denn der Nazaräer hat sich König genannt, und wer sich König nennt, ist wider den Kaiser."

„Pontius Pilatus wird für einen Verräther an seinem Herrn zu gelten befürchten," sagte zu seinem Kameraden einer von den Emissären, welche unfern von Genovefa standen. „Er wird genöthigt sein, den Nazaräer preiszugeben."

Dann rief dieser böse Mensch mit einer schallenden Stimme:

„Tod dem Nazaräer! dem Feinde des Kaisers Tiber, des Beschützers von Judäa!"

„Ja, ja!" wiederholten mehrere Stimmen, „der Nazaräer hat sich König der Juden genannt."

„Er will die Herrschaft des Kaisers Tiber stürzen!"

„Er will sich zum König erklären, indem er den Pöbel gegen die Römer, unsere Freunde und Verbündete, aufwiegelt."

„Antworte hierauf, Pontius Pilatus," rief aus der Mitte des Volks einer von den zwei Emissären. „Wie kommt es, daß wir Hebräer uns der Herrschaft des Kaisers, Deines Herrn, ergebener zeigen, als Du? . . . Wie kommt es, daß wir Hebräer es sind, die den Tod des Meuterers verlangen, der die römische Macht zu stürzen trachtet, und daß Du, der Oberpfleger für Tiber, diesen Meuterer begnadigen willst? . . ."

Diese Anrede schien Pontius Pilatus um so mehr zu beunruhigen, als man von allen Seiten in der Menge schrie:

Ja, ja, den Nazaräer loslassen hieße den Kaiser verrathen."

„Oder gar beweisen, daß man sein Mitschuldiger ist."

So sehr er vielleicht den jungen Mann von Nazareth zu retten wünschte, so schien doch Pontius Pilatus immer mehr beunruhigt durch diese aus der Menge

hervorgehenden Vorwürfe, welche seine Treue gegen Tiber in Zweifel setzten. Er ging auf die Pharisäer zu und besprach sich leise mit ihnen, während die Soldaten beständig in ihrer Mitte Jesus gebunden hielten.

Da wandte sich Caiphas, der Hohepriester, mit lauter Stimme, um vom Volk gehört zu werden, an Pilatus, indem er auf Jesus deutete, und sprach:

„Wir haben diesen gefunden, weil er das Volk abwendig macht und verbeut, den Tribut dem Kaiser zu geben, und sagt, er sei der König der Juden als Sohn Gottes."

Nun wandte sich Pontius Pilatus gegen den jungen Meister von Nazareth und fragte ihn:

„Bist Du der Juden König?"

Jesus antwortete mit einer durch das Leiden geschwächten Stimme:

„Redest Du das von Dir selbst? oder haben es Dir Andere vor mir gesagt?"

„Die Hohenpriester und Aeltesten haben Dich mir überliefert," erwiederte Pontius Pilatus, „was hast Du gethan? . . . Behauptest Du, König der Juden zu sein? . . ."

Jesus schüttelte sanft den Kopf und antwortete:

„Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wäre mein Reich von dieser Welt, so hätten meine Freunde gekämpft, daß ich den Juden nicht überantwortet würde... doch mein Reich ist nicht von dannen."

Pontius Pilatus wandte sich abermals gegen die Pharisäer, als wollte er sie selbst zu Zeugen der Antwort von Jesus nehmen, die seine Unschuld darthun mußte, da er laut erklärte, sein Reich sei nicht von dieser Welt.

„Sein Reich," dachte Genovefa, „ist ohne Zweifel eine von den unbekannten Welten, wohin wir, nach unserem druidischen Glauben, gehen, um diejenigen wieder aufzusuchen, welche wir hienieden geliebt haben . . . Wie sollten sie es wagen, Jesus als einen Rebellen gegen

den Kaiser zu verurtheilen, ihn, der so oft wiederholt hat: „„Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!““

Aber, ach! Genovefa vergaß, daß der Haß der Pharisäer unversöhnlich war. Nachdem Baruch, Jonas und Caiphas abermals mit Pontius Pilatus gesprochen hatten, sagte dieser zu Jesus:

„Bist Du der Sohn Gottes? Ja oder nein?“

„Ja,“ antwortete Jesus mit seiner sanften, festen Stimme, „ja, ich bin es.“

Bei diesen Worten gaben die Hohenpriester, die Schriftgelehrten und die Aeltesten voll Entrüstung Ausrufungen von sich, welche von der Menge wiederholt wurden.

„Er hat gelästert! . . . Er hat gesagt, er sei der Sohn Gottes!“

„Und derjenige, welcher sagt, er sei der Sohn Gottes,“ schrie der Emissär, „derjenige, welcher sich Sohn Gottes nennt, nennt sich auch König der Juden.“

„Er ist ein Feind des Kaisers!“

„Tödtet, tödtet den Nazaräer! . . . kreuziget ihn!“

Pontius Pilatus, eine seltsame Mischung von feiger Schwäche und von Billigkeit, wollte ohne Zweifel einen letzten Versuch wagen, um Jesus, den er nicht schuldig fand, zu retten; er sagte zu der Menge, es sei Gewohnheit, an diesem Festtage einen Verbrecher freizulassen, und das Volk habe für diesen Gnadenakt zwischen einem Gefangenen, Namens Barrabas, und Jesus, den er schon mit Ruthen gezüchtigt, zu wählen.

„Welchen wollt Ihr, daß ich Euch losgebe, Jesus oder Barrabas?“ fügte er bei.

Genovefa sah die Spione der Pharisäer in der Menge von Gruppe zu Gruppe umherlaufen, und hörte, wie sie sagten:

„Verlangen wir die Freiheit von Barrabas . . . man gebe Barrabas los.“

Und bald schrie die Menge von allen Seiten:

„Gebt Barrabas los und behaltet Jesus."

„Aber was soll ich mit Jesus machen?" fragte Pontius Pilatus.

„Kreuziget ihn," antworteten die tausend Stimmen der Menge, „kreuziget ihn!"

„Was hat er denn Uebles gethan?" fuhr Pontius Pilatus fort.

„Kreuziget ihn," wiederholte die Menge immer wüthender. „Kreuziget ihn!... Tod dem Nazaräer!..."

Pontius Pilatus, der nicht mehr den Muth hatte, Jesus zu vertheidigen, machte einem seiner Knechte ein Zeichen: dieser kehrte in das Haus des Oberpflegers zurück, während die Menge mit wachsender Wuth schrie:

„Kreuziget den Nazaräer kreuziget ihn!"

Stets traurig, ruh g, nachdenkend, schien Jesus dem, was um ihn her vorging, fremd.

„Ohne Zweifel denkt er schon an die geheimnißvollen Welten, wo man wiedergeboren wird und wiederauflebt, wenn man dieses Leben verläßt," sagte Genovefa zu sich selbst.

Der Knecht von Pontius Pilatus kam zurück; er hielt in einer Hand ein silbernes Gefäß und in der andern ein Becken; ein zweiter Knecht nahm das Becken, und während der erste Wasser hineingoß, tauchte Pontius Pilatus seine Hände in dieses Wasser und sprach mit lauter Stimme:

„Ich bin unschuldig an dem Tod dieses Gerechten; sehet Ihr zu ... Ich wasche meine Hände."

„Das Blut des Nazaräers komme über uns!" rief einer von den Emissären.

„Ja ... sein Blut komme über uns und unsere Kinder! ..."

„So nehmet Jesus von Nazareth und kreuziget ihn selbst," sprach Pontius Pilatus. „Man wird, da Ihr es fordert, Barrabas freigeben."

Nach diesen Worten kehrte Pontius Pilatus unter dem stürmischen Zuruf der Menge in sein Haus zurück,

während Caiphas, der Schriftgelehrte Baruch, der Wechsler Jonas und die andern Pharisäer triumphirend Jesus die Faust wiesen.

Der Officier, der die mit der Verhaftung des Sohnes Mariä im Oelgarten beauftragten Soldaten befehligt hatte, trat zu Caiphas und sagte zu ihm:

„Herr, um den Nazaräer nach Golgatha, der Richtstätte der Verbrecher, zu führen, haben wir durch das volkreiche Quartier des Gerichtsthors zu ziehen; die Ruhe der Parteigänger dieses Meuterers könnte möglicherweise nur eine scheinbare sein... und wenn wir einmal in diesem Quartier wären, könnte sich der gemeine Pöbel erheben, um den Nazaräer zu befreien ... Ich verbürge mich für den Muth meiner braven Soldaten; sie haben schon diesen Morgen nach einem heftigen Kampfe einen großen Haufen entschlossener Schurken, befehligt von einem Banditen, Namens Banaias, welche uns zwingen wollten, ihnen den Nazaräer herauszugeben, in die Flucht geschlagen ... Nicht Einer von den Elenden ist entkommen, trotz ihres wüthenden Widerstandes ...“

„Der feige Lügner!“ sagte Genovefa zu sich selbst, als sie diese Prahlerei des Officiers der Milizer hörte. Dieser fuhr aber fort:

„Trotz der erprobten Tapferkeit unserer Miliz, Herr, wäre es vielleicht klüger, das Geleit des Nazaräers bis zur Richtstätte der römischen Leibwache anzuvertrauen.“

„Ich bin auch Eurer Meinung,“ erwiederte der Hohepriester, „und ich will einen von den Officieren von Pontius Pilatus bitten, den Nazaräer im Richthaus von der römischen Cohorte bewachen zu lassen.“

Genovefa sah nun, während der Hohepriester sich mit einem der Officiere von Pontius Pilatus besprach, den Anführer der Milizer sich Jesus nähern. Bald hörte sie den Officier, ohne Zweifel ein paar Worte des jungen

Meisters erwiedernd, mit einer spöttischen, grausamen Miene zu diesem sagen:

„Du hast große Eile, Dich am Kreuze auszustrecken . . . Man muß es zuerst bauen, und das ist nicht in einem Nu geschehen . . . Du mußt das besser wissen, als irgend Jemand, Du, als ein ehemaliger Zimmermann.“

Einer von den Officieren von Pontius Pilatus, mit dem der Hohepriester gesprochen hatte, trat nun zu Jesus und sagte zu ihm:

„Ich will Dich in das Gerichtshaus unserer Soldaten führen; ist Dein Kreuz fertig, so wird man es bringen, und unter unserem Geleite wirst Du Dich auf den Weg nach der Schädelstätte begeben . . . Folge uns!“

Und immer noch gebunden, wurde Jesus unfern von da durch die Milizer in den Hof geführt, wo die römischen Soldaten wohnten; das Thor, vor dem eine Schildwache auf- und abging, stand offen, und mehrere Personen, welche, wie Genovefa, dem Nazaräer gefolgt waren, blieben außen, um zu sehen, was geschehen würde.

Als der junge Meister in den Hof des Gerichtshauses geführt wurde, waren die römischen Soldaten in verschiedenen Gruppen zerstreut; die Einen reinigten ihre Waffen; die Andern spielten verschiedene Spiele; Diese handhabten die Lanze unter den Befehlen eines Officiers; Jene sangen oder plauderten mit einander, auf Bänken in der Sonne ausgestreckt. Man erkannte an ihren sonnverbrannten Gesichtern, an ihrer wilden, martialischen Miene, an der militärischen Haltung ihrer Waffen und ihrer Kleider die tapferen, kampfgewohnten, aber unbarmherzigen Soldaten, welche, wie in Gallien, die Schlächterei, die Plünderung und die Sklaverei als Andenken hinterlassend, die Welt erobert hatten.

Sobald die Römer den Namen von Jesus von Nazareth aussprechen hörten und ihn von einem ihrer

Officiere in den Hof des Gerichtshauses führen sahen, gaben alle ihre Spiele auf und liefen hinzu.

Als Genovefa die spöttische, verhärtete Miene dieses Soldatenvolks wahrnahm, ahnte sie, der Sohn Mariä werde neue Beschimpfungen auszustehen haben. Die Sklavin erinnerte sich, in den von den Voreltern ihres Mannes Fergan hinterlassenen Erzählungen von den von den römischen Soldaten Cäsars, der Geißel Galliens, begangenen Grausamkeiten gelesen zu haben, und sie zweifelte nicht, diejenigen, von welchen der junge Meister umgeben war, seien so grausam, als die Soldaten in vergangenen Zeiten.

Mitten im Hof des Gerichtshauses stand eine steinerne Bank; darauf setzten die Römer Jesus, immer gebunden, zuerst; dann näherten sie sich ihm und fingen an ihn zu verspotten und zu beschimpfen:

„Da ist er also, der berühmte Prophet!" sagte einer von ihnen, „da ist derjenige, welcher verkündigt, es werde eine Zeit kommen, wo das Schwert sich in eine Hippe verwandele, und wo es keinen Krieg mehr gebe! keine Schlacht!"

„Keinen Krieg! keinen Krieg! beim tapfern Gott Mars! keinen Krieg!" riefen andere Soldaten mit Entrüstung.

„Ah! das sind Deine Prophezeiungen, Unglücksprophet!"

„Keinen Krieg mehr, das heißt keine Trompeten, keine flatternden Fahnen, keine glänzende Panzer, keine Helme mit ihren Büschen mehr, welche die Blicke der Frauen anziehen!"

„Keinen Krieg mehr! das heißt keine Eroberungen mehr!"

„Wie, wir sollen unsere beschlagenen Stiefel nicht mehr auf dem Kopf der eroberten Völker abwischen können!"

„Wir sollen nicht mehr ihren Wein trinken und mit ihren Töchtern buhlen, wie hier, wie in Gallien,

wie in Großbritannien, wie in Spanien, wie in der ganzen Welt!"

„Keinen Krieg mehr! bei Hercules! und was sollte denn aus den Starken und Tapferen werden, verfluchter Nazaräer? sollen sie nach Deiner Ansicht vom Morgenroth bis in die Nacht die Erde bestellen oder Leinwand weben, wie feige Sklaven, statt ihre Zeit zwischen der Schlacht, dem Müßiggang, der Schenke und der Liebe zu theilen?"

„Du, der Du Dich den Sohn Gottes nennen läßest," sprach einer von den Römern, den jungen Meister mit der Faust bedrohend, „Du bist also der Sohn des Gottes Furcht, Du Feiger!"

„Du, der Du Dich den König der Juden nennen läßest, Du willst also zum König aller Feigherzigen des Weltalls ausgerufen werden?"

„Kameraden," rief einer von den Soldaten, in ein schallendes Gelächter ausbrechend, „da er der König der Feigherzigen ist, so müssen wir ihn krönen!"

Dieser Vorschlag wurde mit einer schmählichen Freude aufgenommen, und mehrere Stimmen riefen alsbald:

„Ja, ja, da er ein König ist, muß man ihm den kaiserlichen Purpur anlegen."

„Man muß ihm den Scepter in die Hand geben, dann werden wir ihn verherrlichen und ehren, wie unsern erhabenen Kaiser Tiber."

Und während ihre Kameraden sich um den jungen Meister, der sich nichts um ihre Beleidigungen bekümmerte, schaarten und ihn zu beleidigen fortfuhren, entfernten sich mehrere Soldaten; Einer holte den rothen Mantel eines edeln Römers; der Andere den Stock eines Centurion; ein Dritter, der in einer Ecke des Hofes einen Haufen zum Verbrennen bestimmter Reiser bemerkte, nahm davon einige Zweige einer dornigen Pflanze und flocht eine Krone. Da riefen mehrere Stimmen:

„Nun müssen wir zur Krönung des Königs der Juden schreiten."

„Ja, krönen wir den König der Feigen!"

„Den Sohn Gottes!"

„Den Sohn des Gottes Furcht!"

„Kameraden, diese Krönung muß mit Gepränge stattfinden, als handelte es sich um einen wahren Kaiser."

„Ich, ich bin der Kronträger."

„Ich, ich bin der Scepterträger."

Und unter Zischen und plumpen Spöttereien bildeten diese Römer einen höhnischen Zug: der Kronträger ging voran; er hielt mit einer feierlichen Miene die Dornenkrone in der Hand, und es folgte ihm eine Anzahl Soldaten; dann kam der Scepterträger; dann andere Soldaten; dann endlich derjenige, welcher den Mantel hielt.

Und Alle riefen im Chor:

„Gegrüßet seist Du, König der Juden!"

„Gegrüßet seist Du, Messias!"

„Gegrüßet seist Du, Sohn Gottes!"

„Gegrüßet seist Du, Kaiser der Feigherzigen!"

Jesus, der auf seiner Bank saß, betrachtete die Vorbereitungen zu dieser beschimpfenden Ceremonie mit einer unstörbaren Gelassenheit; der Kronträger näherte sich ihm zuerst, erhob das Dornengeflechte über das Haupt des jungen Mannes und sprach zu ihm:

„Ich kröne Dich, o König!"

Und der Römer drückte auf eine so rohe Weise die Krone Jesus auf den Kopf, daß ihm die Dorne die Stirne zerrissen; Blutstropfen flossen wie blutige Thränen über das bleiche Antlitz des Opfers; doch abgesehen von dem durch den Schmerz verursachten, ersten unwillführlichen Beben, nahmen die Züge von Jesus ihre gewöhnliche Sanftheit wieder an und verriethen weder Zorn, noch Groll.

„Und ich, ich bekleide Dich mit dem kaiserlichen

Purpur, o König!" fügte ein anderer Römer bei, während einer von seinen Kameraden den Rock abriß, den man auf die Schultern von Jesus geworfen hatte. Ohne Zweifel war die Wolle dieses Kleides schon an das rohe Fleisch angeklebt, denn in dem Augenblick, wo es gewaltsam von den Schultern von Jesus gerissen wurde, stieß er einen gewaltigen Schmerzensschrei aus; doch dies war Alles, und er ließ sich geduldig mit dem rothen Mantel bekleiden.

„Nimm nun den Scepter, o großer König!" fügte ein anderer Soldat bei, der vor dem jungen Meister niederkniete und ihm die Weinrebe des Centurio in die Hand gab; dann wiederholten Alle unter schallendem Gelächter:

„Gegrüßet seist Du, o König der Juden!"

Viele knieten sogar aus Hohn vor ihm nieder und wiederholten:

„Gegrüßet seist Du, o großer König!"

Jesus behielt in seiner Hand den höhnischen Scepter und sprach kein Wort; diese unstörbare Gelassenheit, diese engelische Sanftmuth setzten Anfangs die Römer in ein großes Erstaunen; dann aber reizte sie die Geduld des jungen Meisters von Nazareth auf's Neue, sie stachelten sich um die Wette auf und riefen:

„Das ist kein Mensch, sondern eine Bildsäule."

„Alles Blut, das er in seinen Adern hatte, ist unter den Ruthen der Henker ausgeflossen."

„Der Feige! er wagt es nicht einmal, sich zu beklagen."

„Feig!" sagte ein Veteran mit nachdenkender Miene, nachdem er lange Jesus betrachtet hatte, obgleich er anfangs einer seiner erbittertsten Peiniger gewesen war. „Nein, dieser ist kein Feiger! nein, um Alles, was wir ihn erdulden lassen, geduldig auszuhalten, braucht es mehr Muth, als, um sich blindlings, das Schwert in der Hand, auf den Feind zu stürzen. Nein," wiederholte

er, während er bei Seite ging, „nein, dieser Mensch ist kein Feiger!“

Und Genovefa glaubte eine Thräne auf den grauen Schnurrbart des alten Soldaten fallen zu sehen.

Doch die andern Römer spotteten über die Rührung ihres Kameraden und riefen:

„Er sieht nicht, daß dieser Nazaräer Resignation heuchelt, um unser Mitleid zu erregen.“

„Das ist wahr! es ist innen Wuth und Haß, während er sich äußerlich gutherzig und geduldig zeigt.“

„Es ist ein verschämter Tiger, der sich in eine Lammeshaut kleidet.“

Bei diesen unsinnigen Worten begnügte sich Jesus, traurig zu lächeln und den Kopf zu schütteln; seine Bewegung machte einen Blutthau um ihn her regnen, denn die Wunden, welche seiner Stirne die Dorne beigebracht hatten, bluteten immer noch.

Beim Anblick des Blutes dieses Gerechten murmelte Genovefa unwillkührlich den in den Schriften der Altvordern ihres Mannes angeführten Schlußvers des Gesanges der Mistelkinder:

„Fließe, fließe, Blut des Gefangenen! — Falle, falle, blutiger Thau! — Keime, wachse, rächende Ernte!“

Außer sich über die himmlische Geduld von Jesus, wußten die Römer nicht, was sie ersinnen sollten, um sie zu besiegen. Da ihn die Drohungen, die Beschimpfungen nicht erschüttern konnten, so riß ihm einer die Weinrebe, die er fortwährend maschinenmäßig festhielt, aus den Händen, zerschlug sie auf seinem Kopf, und rief:

„Wirst Du wohl ein Lebenszeichen von Dir geben, Bildsäule von Fleisch und Knochen!“

Doch Jesus, der Anfangs seinen schmerzhaften Kopf gebeugt hatte, erhob ihn wieder und schaute den, welcher ihn geschlagen hatte, mitleidig an.

Ohne Zweifel schüchterte diese unaussprechliche Sanftmuth die Barbaren ein oder machte sie verlegen, denn

einer von ihnen knüpfte seine Schärpe los, band sie dem jungen Meister aus Nazareth um die Augen, und sprach zu ihm:

„O großer König! Deine ehrfurchtsvollen Unterthanen sind nicht würdig, Deine Blicke zu ertragen."

Als die Augen von Jesus verbunden waren, kam den Römern ein grausamer, schändlicher Gedanke; einer von ihnen näherte sich dem Opfer, gab ihm einen Backenstreich, und sagte mit einem schallenden Gelächter:

„O großer Prophet! errathe den Namen desjenigen, der Dich geschlagen hat."

Dann begann ein gräßliches Spiel . . .

Diese starken, bewaffneten Männer versetzten der Reihe nach, laut lachend, dem gebundenen, durch so viele Qualen gelähmten jungen Mann Backenstreiche und sagten jedes Mal, so oft sie ihm in's Gesicht schlugen:

„Wirst Du diesmal errathen, wer Dich geschlagen hat?"

Jesus sagte, (und dies waren die einzigen Worte, die ihn Genovefa während seines langen Märtyrthums aussprechen hörte), Jesus sagte mit mitleidigem Tone, indem er sein immer mit einer Binde bedecktes Haupt zum Himmel erhob:

„Herr, mein Gott! verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun."

Das war die einzige zarte Klage, die das Opfer hören ließ, und das war nicht einmal eine Klage, sondern ein Gebet, das er an die Götter richtete, um von ihnen Verzeihung für seine Peiniger zu erflehen.

Weit entfernt, durch diese göttliche Sanftmuth sich zur Milde bewegen zu lassen, verdoppelten die Römer ihre Gewaltthätigkeiten und Beschimpfungen.

Schändliche spieen Jesus in's Gesicht.

Genovefa wäre nicht im Stande gewesen, diese Gräuel länger anzuschauen, hätten ihnen die Götter nicht ein Ziel gesetzt; sie hörte auf der Straße einen gewaltigen Lärmen, und sah den Schriftgelehrten Baruch,

den Wechsler Jonas und den Hohenpriester Caiphas kommen. Zwei Menschen von ihrem Gefolge trugen ein schweres hölzernes Kreuz, das ein wenig höher, als eines Mannes Größe. Beim Anblick dieses Marterwerkzeugs, riefen die vor der Thüre des Richthauses stehenden Personen, unter denen sich Genovefa befand, mit triumphirender Stimme:

„Da ist das Kreuz! da ist das Kreuz!"

„Ein ganz neues und eines Königs würdiges Kreuz!"

„Und ein König wird der Nazaräer nicht sagen, man behandle ihn als einen Bettler."

Da die Römer verkündigen hörten, man bringe das Kreuz, schienen sie ärgerlich, daß ihr Opfer ihnen entgehen sollte. Jesus dagegen erhob sich bei den Worten: „Da ist das Kreuz!" mit einer Art von Erleichterung, denn er hoffte ohne Zweifel, bald aus dieser Welt zu scheiden . . . Soldaten nahmen ihm die Binde von den Augen, zogen ihm den rothen Mantel aus und ließen ihm nur die Dornenkrone auf dem Haupte, so daß er halb nackt blieb; man führte ihn hierauf vor die Thüre des Richthauses, wo die Leute waren, die das Kreuz gebracht hatten.

Der Schriftgelehrte Baruch, der Wechsler Jonas und der Hohepriester Caiphas tauschten in ihrem ungesättigten Haß triumphirende Blicke, und deuteten auf den bleichen, blutenden jungen Meister, dessen Kräfte erschöpft zu sein schienen. Diese unbarmherzigen Pharisäer konnten der grausamen Lust, das Opfer abermals zu beschimpfen, nicht widerstehen, und der Wechsler Jonas sagte zu Jesus:

„Du siehst, Unverschämter, wohin Deine Schmähungen gegen die Reichen führen; Du verspottest sie nicht mehr zu dieser Stunde! Du vergleichst sie nicht mehr mit Kameelen, die nicht durch ein Nadelöhr gehen können! Es ist sehr Schade, daß Dir die Lust, zu scherzen, vergangen ist."

„Bist Du zu dieser Stunde zufrieden," fügte der Schriftgelehrte Baruch bei: „bist Du zufrieden, daß Du die Schriftgelehrten Betrüger und Heuchler genannt hast, die gern obenan bei Tische sitzen? ... Sie machen Dir Deinen Platz am Kreuz durchaus nicht streitig."

„Und die Priester," fügte Caiphas bei: „das waren auch Diebe, welche die Häuser der Witwen unter dem Vorwand langer Gebete verzehrten ... verhärtete Menschen, minder barmherzig, als die samaritischen Heiden. ... Alberne, welche beschränkt genug, um den Sabbath heilig zu halten ... Hoffärtige, welche Trompeten vor sich tönen lassen, um ihre Almosen zu verkündigen! ... Du hieltst Dich für sehr stark, Du spieltest den Kecken an der Spitze von Bettlern, Verbrechern und unsittlichen Weibern, die Du in den Schenken anwarbst, wo Du Deine Tage und Nächte zubrachtest! Wo sind sie zu dieser Stunde, Deine Parteigänger? Rufe sie doch! sie mögen kommen und Dich befreien!"

Die Menge hatte keinen so geduldigen Haß wie die Pharisäer, die einen Gefallen daran fanden, ihr Opfer langsam zu martern. Man hörte auch bald voll Wuth schreien:

„Tod dem Nazaräer! Tod!"

„Beeilen wir uns! Möchte man ihm vielleicht Gnade dadurch erweisen, daß man seine Hinrichtung so lange verzögert?"

„Er wird nicht sogleich verscheiden ... man wird noch Zeit haben, mit ihm zu sprechen, wenn er an das Kreuz genagelt ist."

„Ja, beeilen wir uns! ... einen Augenblick erschrocken, könnte es seine Schurkenbande versuchen, ihn zu entführen."

„Wozu soll es im Ganzen nützen, mit ihm zu reden? Man sieht wohl, daß er nicht antworten will."

„Tödtet ihn! tödtet ihn!"

„Und er muß selbst sein Kreuz bis zu Richtstätte tragen ..."

Der Vorschlag zu dieser neuen Barbarei wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Man ließ Jesus aus dem Hofe des Richthauses heraustreten und legte ihm das Kreuz auf eine von seinen blutenden Schultern. . . . Der Schmerz war so scharf, die Last des Kreuzes so schwer, daß der Unglückliche Anfangs die Kniee bog und beinahe zu Boden gefallen wäre; doch in seinem Muthe und in seiner Ergebenheit fand er neue Kräfte, er schien sich gegen das Leiden anzustemmen, und fing an, gebückt unter seiner Bürde, langsam zu gehen. Die Menge und die geleitenden römischen Soldaten riefen, indem sie ihm folgten:

„Platz! Platz dem Triumphzuge des Königs der Juden!“

Der traurige Zug setzte sich in Bewegung nach der Richtstätte, welche vor dem Gerichtsthor lag, verließ das reiche Viertel des Tempels und bewegte sich durch einen Theil der Stadt, der viel weniger wohlhabend und sehr volkreich; als Jesus in das Quartier der armen Leute gelangte, empfing er auch von ihnen einige Zeichen der Theilnahme.

Genovefa sah viele Weiber, die auf ihrer Thürschwelle standen, über das Loos des jungen Meisters von Nazareth seufzen; sie erinnerten sich, daß er der Freund der armen Leute und der Kinder war. Viele von diesen Unschuldigen sandten auch weinend Küsse dem guten Jesus zu, dessen einfache, rührende Gleichnisse sie auswendig wußten. Aber, ach! beinahe bei jedem Schritt hielt der Sohn Mariä, besiegt durch den Schmerz, niedergedrückt unter der Last, die er trug, strauchelnd an . . . endlich fehlten ihm die Kräfte ganz und gar, er fiel auf die Kniee, dann auf die Hände, und stieß mit der Stirne auf die Erde.

Genovefa glaubte, er sei todt oder dem Verscheiden nahe; sie konnte einen Schrei des Schmerzes und des Schreckens nicht unterdrücken; doch er war nicht todt. . . . Sein Märtyrthum und sein Todeskampf sollten

noch länger dauern; die römischen Soldaten, sowie die Pharisäer, die ihm folgten, riefen:

„Auf! auf, Taugenichts! Du stellst Dich, als fielest Du, um Dein Kreuz nicht bis zum Ende zu tragen! ..."

„Du, der Du den Hohenpriestern vorwarfst, sie laden den Menschen unerträgliche Lasten auf, die sie nicht mit der Fingerspitze anrühren," sprach der Schriftgelehrte Baruch: „siehe, Du machst es wie sie, indem Du Dich Dein Kreuz zu tragen weigerst."

Immer knieend und die Stirne gegen die Erde geneigt, half sich Jesus mit beiden Händen, um aufzustehen, was er mit großer Mühe that; dann wartete er, ganz schwankend, bis man ihm das Kreuz auf die Schultern gelegt hatte; doch kaum war er abermals mit dieser Bürde beladen, als er sich, trotz seines Muthes und seines guten Willens, bückte und zum zweiten Mal, wie von dieser Last niedergedrückt, fiel.

„Ah!" sagte mit rohem Ton der römische Officier, „er ist verfangen."

„Herr Baruch," rief einer von den Emissären, der ebenso wenig, als die Pharisäer, das Opfer verlassen hatte, „seht Ihr jenen Menschen in braunem Mantel, der den Kopf abwendend, als wollte er nicht bemerkt werden, so rasch vorübergeht? Ich habe ihn oft bei den Predigten des Nazaräers gesehen . . . wenn man ihn zwänge, das Kreuz zu tragen? . . ."

„Ja," sprach Baruch, „ruft ihn."

„He! Simon!" rief der Emissär „Simon von Cyrene! Du, der Du Theil nahmst an den Predigten des Nazaräers, komm doch zu dieser Stunde und nimm Theil an der Last, die er trägt!"

Kaum war dieser Mensch Simon genannt worden, als viele Leute unter der Menge wiederholten:

„He! Simon . . . Simon! . . ."

Bei dem ersten Ruf des Emissärs beschleunigte dieser seine Schritte, als hätte er nichts gehört; als aber Stimmen in großer Anzahl seinen Namen wiederholten,

kehrte er um, wandte sich nach der Stelle, wo Jesus war, und näherte sich mit ängstlicher Miene.

„Man ist im Begriff, Jesus von Nazareth, dessen Rede Du so gern anhörtest, zu kreuzigen," sprach spottend der Wechsler Jonas; „er ist Dein Freund, wirst Du ihm nicht sein Kreuz tragen helfen?"

„Ich werde es allein tragen," antwortete der Cyrenäer, der den Muth hatte, mit mitleidigem Auge den jungen Meister anzuschauen, welcher, immer noch knieend, einer Ohnmacht nahe zu sein schien.

Nachdem Simon das Kreuz auf sich genommen, ging er vor Jesus her, und Alle zogen weiter.

Nach ungefähr hundert Schritten, beim Anfang der Straße, welche nach dem Gerichtsthor führt, sah Genovefa, als sie an dem Laden eines Wollwaarenhändlers vorüberging, aus diesem Laden eine Frau von ehrwürdigem Antlitz herauskommen . . . Beim Anblick von Jesus, der bleich, schwach, blutig, konnte sich diese Frau der Thränen nicht erwehren; nun erst erinnerte sich die Sklavin, welche vergessen hatte, daß sie auf Befehl von Gremio, ihrem Herrn, aufgesucht werden konnte, der Adresse, welche ihr ihre Gebieterin Aurelia von Johanna, mit dem Bemerken gegeben hatte, Veronica, einen Laden beim Gerichtsthor besitze, könne ihr eine Zuflucht geben.

Doch Genovefa dachte in diesem Augenblick nicht daran, eine solche Möglichkeit der Rettung zu benützen; eine unüberwindliche Macht fesselte sie an die Schritte des jungen Meisters von Nazareth, dem sie bis zum Ende folgen wollte. Sie sah nun, wie Veronica weinend sich Jesus, dessen Stirne in einem blutigen Schweiß gebadet war, näherte und mit einem linnenen Tuch das Gesicht des armen Märtyrers abwischte, der sodann Veronica mit einem Lächeln von himmlischer Güte dankte; einige Schritte von da, und immer in der Straße, welche nach dem Gerichtsthor führte, ging Jesus an mehreren Weibern vorüber, welche wehklagten; er blieb einen

Augenblick stehen, und sagte zu den Weibern, mit einem Ton tiefer Traurigkeit:

„Ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht über mich, sondern weinet über Euch selbst und über Eure Kinder; denn es wird die Zeit kommen, in welcher man sagen wird: Selig sind die Unfruchtbaren, und die Leiber, die nicht geboren haben, und die Brüste, die nicht gesäuget haben!“

Dann richtete sich Jesus, obschon durch das Leiden gelähmt, mit einer begeisterten Miene hoch auf und rief, in den Zügen das Gepräge eines herzzerreißenden Schmerzes, als hätte er das Bewußtsein des gräßlichen Unglücks, das er vorhersagte, mit einem prohetischen Ton, der selbst die Pharisäer schauern machte:

„Ja, die Zeiten nahen heran, wo die Menschen in ihrer Angst zu den Bergen sagen werden: Fallet über uns! und zu den Hügeln: Bedecket uns!“

Und Jesus neigte das Haupt auf seine Brust und schritt mühsam weiter, unter dem Stillschweigen des Erstaunens und des Schreckens, das auf seine prophetischen Worte gefolgt war. Der Zug stieg weiter die abschüssige Straße hinauf, welche zum Gerichtsthor führt, durch welches man zu gehen hat, um auf Golgatha, einen außerhalb der Stadt liegenden Hügel, zu gelangen, auf dessen Gipfel die Kreuze der mit dem Tode Bestraften sich erheben.

Genovefa bemerkte, daß die Menge anfangs feindselig und feig gegen Jesus, wie man sich der Stunde der Hinrichtung näherte, in Bewegung zu gerathen und über das Schicksal des Opfers zu seufzen anfing; diese Unglücklichen begriffen ohne Zweifel, aber leider zu spät, daß sie sich, indem sie den Freund der Armen und Bekümmerten tödten ließen, nicht nur eines Vertheidigers beraubten, sondern daß sie auch durch ihren schmählichen Undank vielleicht in der Zukunft edle Seelen, die sich für sie geopfert hätten, eiskalt machten.

Als man durch das Gewölbe des Gerichtsthors

gezogen war, fing man an den Hügel der Schädelstätte hinaufzusteigen; der Abhang war so jäh, daß Simon der Cyrenäer, welcher mit dem Kreuze von Jesus beladen, sich oft genöthigt sah, stille zu stehen, und ebenso auch der junge Meister . . . Dieser schien kaum noch Kräfte genug zu haben, um den mit rollenden Steinen bedeckten unfruchtbaren Hügel zu erreichen, auf welchem stellenweise blaßgrüne Sträuche wuchsen . . . Der Himmel war mit dicken Wolken bedeckt, ein düsteres Tageslicht warf auf alle Dinge einen Trauerschleier . . . Zu ihrem großen Erstaunen bemerkte Genovefa, daß auf dem Gipfel zwei weitere Kreuze, außer dem, welches für Jesus errichtet werden sollte, sich erhoben . . . In ihrem Erstaunen erkundigte sie sich bei einer Person aus der Menge, die ihr antwortete:

„Diese Kreuze sind für zwei Schächer bestimmt, welche zu gleicher Zeit mit Jesus hingerichtet werden sollen."

„Und warum kreuzigt man diese Schächer zu gleicher Zeit mit dem jungen Meister?" fragte die Sklavin.

„Weil nach dem Willen der Pharisäer, dieser Männer der Gerechtigkeit, der Weisheit und der Frömmigkeit, der Nazaräer bis zu seinem Tode von diesen Elenden, mit denen er während seines Lebens umging, begleitet werden sollte."

Genovefa schaute, wer ihr diese Antwort gegeben; sie erkannte einen von den zwei Emissären.

„Oh! die unbarmherzigen Menschen!" dachte die Sklavin, „sie finden Mittel, Jesus bis in seinen Tod zu beschimpfen."

Als die den jungen Meister geleitenden römischen Soldaten, gefolgt von der immer schweigsameren und betrübteren Menge, mit dem Schriftgelehrten Baruch, dem Wechsler Jonas und dem Hohenpriester Caiphas, welche alle drei gierig, dem Todeskampf ihres Opfers beizuwohnen, zum Gipfel der Schädelstätte gelangten, erblickten sie die zur Hinrichtung bestimmten zwei Schächer,

gebunden und von Wachen umgeben; sie waren leichenbleich und erwarteten ihr Schicksal mit einer mit ohnmächtiger Wuth gemischten Angst.

Auf ein Zeichen des römischen Officiers, der das Geleite befehligte, nahmen die Henker die zwei Kreuze aus den Löchern, in denen sie errichtet waren, und legten sie auf den Boden; dann ergriffen sie die Verurtheilten, trotz ihren Geschreis, ihrer Lästerungen und ihres verzweifelten Widerstandes, nahmen ihnen die Kleider ab und streckten sie auf den Kreuzen aus; während Soldaten sie hier festhielten, nagelten die mit langen Nägeln und schweren Hämmern versehenen Henker die Unglücklichen, welche vor Schmerz brüllten, durch die Füße und Hände auf das Kreuz. Durch diese ausgedachte Barbarei machte man den jungen Meister von Nazareth zum Zeugen des Schicksals, das er bald selbst erdulden sollte; beim Anblick der Leiden seiner zwei Gefährten konnte sich auch Jesus der Thränen nicht erwehren. Er verbarg sein Gesicht in seinen Händen, um dieser schmerzlichen Erscheinung zu entgehen.

Als die zwei Schächer gekreuzigt waren, erhob man wieder ihre Kreuze, auf denen sie sich stöhnend krümmten, rammte sie in die Erde ein und befestigte sie durch Steine und Pfähle.

„Auf, Nazaräer," sagte zu Jesus einer von den Henkern, der, in einer Hand einen schweren Hammer, in der andern einige große Nägel haltend, zu ihm trat, „bist Du bereit? Muß ich Gewalt gegen Dich gebrauchen, wie gegen Deine zwei Gefährten?"

„Worüber beklagen sie sich?" versetzte der andere Henker; „man ist so bequem an einem Kreuz . . . man streckt die Arme aus, wie ein Mensch, der sich nach einem langen Schlafe reckt."

Jesus antwortete nicht; er entkleidete sich, legte sich selbst auf das Werkzeug seiner Hinrichtung, streckte seine Arme kreuzweise aus, und wandte seine in Thränen gebadeten Augen dem Himmel zu.

Genovefa sah nun die zwei Henker auf jeder Seite des jungen Meisters niederknieen und ihre langen Nägel und schweren Hämmer ergreifen ... Die Skavin schloß die Augen, doch sie hörte die dumpfen Schläge der Hämmer, welche die Nägel durch das lebendige Fleisch trieben, während die zwei Schächer vor Schmerz zu brüllen fortfuhren. Das Dröhnen der Hammerschläge hörte auf; Genovefa öffnete die Augen . . . das Kreuz, an dem man den jungen Meister aus Nazareth befestigt hatte, stand mitten zwischen denen der zwei andern Gekreuzigten errichtet.

Die Stirne mit Dornen bekränzt, seine langen blonden Haare durch einen mit Blut vermischten Schweiß an seinen Schläfen klebend, das Gesicht bleich und von einem gräßlichen Schmerz zeugend, die Lippen bläulich, schien Jesus im Begriff, zu verscheiden. Das ganze Gewicht seines Körpers lastete auf seinen an das Kreuz genagelten Händen und Füßen, aus denen Blut rieselte; seine Arme erstarrten allmälig in Folge heftiger, krampfhafter Bewegungen, während seine halbgebogenen Kniee von Zeit zu Zeit an einander schlugen.

Da hörte Genovefa einen der schon im Sterben begriffenen zwei Schächer sich an Jesus wenden und zu ihm sagen:

„Verfluchet seist Du, Nazaräer! verfluchet seist Du, der Du uns gesagt hast, die Ersten werden die Letzten sein und die Letzten die Ersten... Wir sind nun gekreuzigt, was kannst Du für uns thun?"

„Verfluchet seist Du, der Du Trost den Bekümmerten versprachst," sagte der andere Schächer, „wir sind nun gekreuzigt, was ist unser Trost?"

„Verfluchet seist Du, der Du uns sagtest, nur die Kranken bedürfen des Arztes; wir sind nun krank, wo ist der Arzt?"

„Verfluchet seist Du, der Du uns sagtest, der gute Hirte verlasse seine Herde, um ein einziges verirrtes

Lamm aufzusuchen; wir sind nun verirrt und Du, der gute Hirte, lässest uns in den Händen der Schlächter!"

Und diese Elenden waren nicht die Einzigen, welche Jesus in seinem Todeskampf schmähten, denn o Gräuel! woran Genovefa, zur Stunde, wo sie dies schreibt, kaum glauben kann, der Schriftgelehrte Baruch, der Wechsler Jonas und Caiphas, der Hohepriester, verbanden sich mit den zwei Schächern, um den jungen Meister von Nazareth in dem Augenblick, wo er den Geist aufgeben sollte, zu verspotten und zu beschimpfen.

O! Jesus von Nazareth! Jesus der Messias! Jesus der Prophet! Jesus der Heiland der Welt!" sagte spottend Caiphas, „warum hast Du nicht Dein Loos prophezeit? . . . Warum fängst Du nicht damit an, daß Du Dich selbst errettest, Du, der Du die Welt erretten wolltest?"

„Du nennst Dich den Sohn Gottes, o göttlicher Nazaräer!" fügte der Wechsler Jonas bei, „wir werden an Deine himmlische Macht glauben, wenn Du von Deinem Kreuze herabsteigst; wir verlangen von Dir nur dieses kleine Wunder . . . Auf, Sohn Gottes, steige herab, steige herab! . . . Wie! Du willst lieber an diesen Balken genagelt bleiben, wie ein Raubvogel an ein Scheunenthor? . . . Das steht Dir frei . . . man wird Dich Jesus den Gekreuzigten nennen können, doch nie Jesus den Sohn Gottes! . . ."

„Du hast Gott so sehr vertraut!" sprach der Schriftgelehrte Baruch; „rufe ihn doch zu Hülfe! wenn er Dich beschützt, wenn Du wirklich der Sohn Gottes bist, warum donnert er nicht gegen uns, Deine Mörder? Warum verwandelt er nicht dieses Kreuz in einen Rosenstrauch, aus dem Du Dich strahlend zum Himmel aufschwingen würdest?"

Das Zischen, die Spöttereien der römischen Soldaten begleiteten diese feigen Schmähungen der Pharisäer; plötzlich sah Genovefa Jesus an allen Gliedern erstarren

und sich zum letzten Mal anstrengen, um sein beschwertes Haupt zum Himmel zu erheben . . . Ein letzter Schimmer erleuchtete seinen himmlischen Blick, ein schmerzliches Lächeln zog seine Lippen zusammen, und er murmelte mit erloschener Stimme:

„Herr! Herr! erbarme Dich meiner! . . ."

Da sank sein Haupt auf seine Brust . . . der Freund der Armen und der Betrübten hatte zu leben aufgehört!

Genovefa kniete nieder und zerfloß in Thränen. In diesem Augenblick hörte sie eine Stimme hinter ihr rufen:

„Hier ist sie, die flüchtige Sklavin! Oh! ich wußte, ich würde sie in der Nähe des verfluchten Nazaräers finden, dem man endlich sein Recht hat angedeihen lassen. Ergreift sie! bindet ihr die Hände auf den Rücken! oh! diesmal wird meine Rache fürchterlich sein!"

Genovefa wandte sich um und erblickte Gremio, ihren Herrn.

„Nun," sprach Genovefa, „nun kann ich sterben, da derjenige gestorben ist, welcher den Sklaven ihre Ketten zu zerbrechen versprochen hat." . . . . . .

. . . .

Genovefa, obgleich sie die grausamsten Mißhandlungen von Seiten ihres Herrn auszustehen hatte, ist nicht gestorben, da sie diese Erzählung für ihren Mann Fergan geschrieben.

Nachdem sie das erzählt, was sie von dem Leben des jungen Meisters von Nazareth erfahren und gesehen hat, würde sie es für vermessen halten, von dem zu sprechen, was ihr selbst seit dem traurigen Tage begegnet ist, wo sie den Freund der Armen und Betrübten am Kreuze verscheiden sah. Genovefa wird nur sagen, daß sie, ein Beispiel an der Ergebenheit Jesu nehmend, geduldig die Grausamkeiten von Gremio aus Anhänglichkeit an ihre Gebieterin Aurelia aushielt und Alles litt, um diese nicht zu verlassen; sie ist auch die Sklavin

der Frau von Gremio während der zwei Jahre geblieben, welche sie in Judäa verweilte. In Folge des menschlichen Undanks, war sechs Monate nach dem Tode des jungen Mannes aus Nazareth sein Andenken aus dem Gedächtnisse der Menschen verschwunden. Nur einige seiner Jünger bewahrten frommer Weise die Erinnerung an ihn.

Oft sagte auch Genovefa seufzend zu sich selbst:

„Armer junger Meister aus Nazareth! wenn er verkündigte, die Ketten der Sklaven werden gebrochen werden, hörte er auf den Wunsch seiner engelischen Seele; doch die Zukunft sollte diese edelmüthige Hoffnung Lügen strafen.“

In der That, als Genovefa nach zwei Jahren, die sie mit ihrer Gebieterin Aurelia in Judäa zubrachte, nach Gallien zurückkehrte, fand sie hier die Sklaverei so gräßlich, oder gräßlicher vielleicht, als zuvor.

Genovefa hat dieser Erzählung, die sie für ihren Mann Fergan geschrieben, ein kleines silbernes Kreuz beigefügt, das ihr von Johanna, der Frau von Chusa, kurze Zeit nach dem Tode des armen jungen Mannes von Nazareth geschenkt worden ist, beigefügt.

Einige Personen (und Johanna gehörte zu diesen), welche ein frommes Andenken an den Freund der Betrübten bewahrten, ließen solche kleine Kreuze zur Erinnerung an das Marterwerkzeug von Jesu verfertigen und trugen oder vertheilten sie, nachdem sie dieselben auf dem Gipfel der Schädelstätte auf die Erde, auf welche das Blut des Gekreuzigten geflossen, niedergelegt hatten.

Genovefa weiß nicht, ob sie Mutter werden soll; hat sie dieses Glück (ist es ein Glück für die Sklavin, zu gebären?), so wird sie dieses silberne Kreuz den andern Familienreliquien beigefügt haben, die sich von Generation zu Generation den Abkömmlingen von Joel, dem Brenn des Stammes Karnak, übertragen sollen.

Möchte dieses kleine Kreuz das Symbol der zukünftigen Befreiung des alten heldenmüthigen Geschlechtes der Gallier sein! . . . möchten sich eines Tags für die Kinder unserer Kinder die Worte Jesu verwirklichen: Die Ketten der Sklaven werden gebrochen werden.

Ende des silbernen Kreuzes.

Ich, Fergan, der Mann von Genovefa, füge folgende paar Worte ihrer Erzählung bei:

Es sind vierzig Jahre vergangen, seitdem meine vielgeliebte, stets beklagte Frau die Erzählung von dem, was sie während ihres Aufenthalts in Judäa gesehen, niedergeschrieben hat.

Die Hoffnung, welche Genovefa nach den Worten von Jesus: Die Ketten der Sklaven werden gebrochen werden — gehegt hatte, hat sich nicht verwirklicht . . . wird sich ohne Zweifel nie verwirklichen; denn seit vierzig Jahren besteht die Sklaverei immer noch . . . Seit vierzig Jahren drehe ich unabläßig mein Schiffchen für meine Herren, wie mein Sohn Judicael das seinige dreht, da er, wie sein Vater, Weber-Sklave ist.

Armes Kind meines Alters (denn es sind zwölf Jahre, daß Genovefa, als sie Dich zur Welt brachte, gestorben ist), Du bist vielleicht noch schwächlicher und furchtsamer, als ich... Ach! unser Geschlecht ist, wie es mein Großvater Sylvest vorhergesehen, immer mehr entartet. Ich werde Dir also nicht, wie unsere Vorväter von freier oder geknechteter, aber immer muthiger Race, heroische oder tragische Erzählungen über mein Leben zu machen haben . . . Mein Leben, Du kennst es, mein Sohn, und sollte ich hundert Jahre alt werden, es wäre das, was es bis jetzt, und so weit ich mich erinnern kann, gewesen ist: „Jeden Morgen in der Dämmerung aufstehen, um Leinwand zu weben, und Abends mich niederlegen; die

langen Stunden meiner eintönigen Arbeit unterbrechen, um meine magere Kost zu essen; zuweilen in Folge der Laune oder des Zornes meines Herrn geschlagen werden."

Das ist meine Lage gewesen, so lange ich mich kenne, mein armes Kind! das wird ohne Zweifel die Deinige sein.

Ach! als entartete Gallier werden weder Du, noch ich der Ueberlieferung unserer Väter etwas beizufügen haben.

Ich schreibe und unterzeichne dies vierzig Jahre, nachdem meine Frau Genovefa den jungen Mann von Nazareth hat kreuzigen sehen.

Ich, Fergan, der Sohn von Pearon, vermache Dir, mein Sohn Judicael, damit Du sie aufbewahrest und an Deine Nachkommenschaft überträgest, diese Familien-Erzählungen und die Reliquien: die goldene Sichel unserer Ahnin Hena, — das eherne Glöckchen unseres Ahnen Guilhern, — das eiserne Halsband unseres Ahnen Sylvest — und das kleine silberne Kreuz, das mir Genovefa hinterlassen.

Ich, Gomer, der Sohn von Judicael, war siebzehn Jahre alt, als mein Vater starb . . . das sind (heute, da ich dies schreibe), fünfzig Jahre her.

Mein Leben ist, wie es mein Vater vorhergesehen, wie das seinige, eintönig und düster gewesen, dem eines Lastthieres ähnlich.

Ich erröthe vor Scham, wenn ich daran denke, daß weder ich, noch Du, mein Sohn Mederik, den Erzählungen unserer Väter etwas beizufügen haben werden; denn ach! sie sind noch nicht gekommen und werden vielleicht nie kommen, die Zeiten, von denen unsere Ahnin Genovefa auf das Wort desjenigen sprach, welchen sie in

ihren Erzählungen den jungen Meister aus Nazareth nennt, und welcher prophezeite, es werden eines Tags die Ketten der Sklaven gebrochen werden.

Dir, mein Sohn Mederik, vermache ich, Gomer, der Sohn von Judicael, damit Du sie aufbewahrest und an unsere Nachkommenschaft übertragest, diese Familien-Reliquien und Erzählungen.

Die Lerche vom Helm

oder

Victoria, die Mutter der Lager.

(Vom Jahre 180 bis 395 der christlichen Zeitrechnung.)

Erstes Kapitel.

Justin, Aurel, Ralf, Abkömmlinge vom Brenn des Stammes Karnak. — Scanvoch, freier Soldat. — Vindex, Civilis, Marik, Helden des wieder frei gewordenen Galliens. — Velleda. — Victoria, die Mutter der Lager, Milchschwester von Scanvoch. — Scanvoch bringt eine Botschaft in das Lager der Franken. — Die Legende von Hena, der Jungfrau von der Insel Sen. — Die Schinder. — Was die Franken mit den gallischen Gefangenen machen. — Der höllische Kessel. — Victoria. — Tetrik. — Das Wirthshaus auf der Rheininsel. — Die ungarischen Zigeuner. — Scanvoch landet beim Lager der Franken.

Ich, der Abkömmling von Joel, dem Brenn des Stammes Karnak, ich, Scanvoch, wieder frei geworden durch den Muth meines Vaters Ralf und der beherzten gallischen Aufstände, die sich von Jahrhundert zu Jahrhundert wiederholten, schreibe dies zweihundert und vierundsechzig Jahre, nachdem meine Ahnin Genovefa, die

Frau von Fergan, in Judäa auf der Schädelstätte Jesus von Nazareth hat sterben sehen.

Ich schreibe dies hundert und vierunddreißig Jahre, nachdem Gomer, der Sohn von Judicael und Enkel von Fergan, an seinen Sohn Mederik schrieb, er habe der Geschichte unserer Familie nur die eintönige Erzählung von seinem Sklavenleben beizufügen.

Mederik, mein Ahne, hat unserer Geschichte ebenfalls nichts beigefügt; sein Sohn Justin ließ nur folgende Worte von einer fremden Hand dazu schreiben:

„Mein Vater Mederik ist als Mistelkind, für die Freiheit Galliens kämpfend, gestorben; er hat mir gesagt, er sei zur Empörung gegen die fremden Unterdrücker durch die Erzählungen von der Tapferkeit unserer Altvordern und durch die Schilderungen von den Leiden unserer geknechteten Väter angetrieben worden; ich, sein Sohn Justin, ein Pflanzer des Fiscus, aber kein Sklave mehr, habe dies auf die Pergamente unserer Familie aufzeichnen lassen; ich werde sie getreulich an meinen Sohn Aurel mit der goldenen Sichel, dem ehernen Glöckchen, dem eisernen Halsband und dem silbernen Kreuz, welche Gegenstände ich aufzubewahren vermochte, übertragen."

Aurel, der Sohn von Justin, Pflanzer wie sein Vater, ist des Schreibens ebenso wenig kundig gewesen als dieser; eine fremde Hand hat folgende Worte unserer Legende beigefügt:

„Ralf, der Sohn von Aurel, dem Pflanzer, hat sich für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes geschlagen... Völlig frei geworden durch die Gewalt der gallischen Waffen und des heiligen, von unseren verehrten Druiden gepredigten Kriegs, ist Ralf genöthigt gewesen, einen Freund zu bitten, diese Worte auf unsere Pergamente zu schreiben, um darin den Tod seines Vaters Aurel zu bekräftigen. Glücklicher als ich, wird mein Sohn Scanvoch, ohne seine Zuflucht zu einer fremden Hand zu nehmen, in unsere Familien-Erzählungen das Datum

meines Todes eintragen können, des Todes von mir, dem ersten Mann der Abkommenschaft von Joel, dem Brenn des Stammes Karnak, der eine volle Freiheit wiedererlangt hät. Ich erkläre hier, wie mehrere von unsern Ahnen, daß es die Erzählung von der Tapferkeit und dem Martyrthum unserer in Fesseln geschlagenen Altvordern ist, was mich die Waffen gegen die Römer zu ergreifen bewog.

Ich, Scanvoch, also, der Sohn von Ralf, habe aus unserer Legende ausgestrichen und wieder geschrieben die vorstehenden Zeilen, welche, von fremder Hand aufgezeichnet, den Tod und die Namen unserer Vorfahren, Justin, Aurel, Ralf, angaben. Diese drei Generationen liefen auf Mederik, den Sohn von Gomer, zurück, welcher ein Sohn war von Judicael und Enkel von Fergan, dessen Frau Genovefa in Judäa Jesus von Nazareth vor zweihundert und vierundsechzig Jahren hat kreuzigen sehen.

Mein Vater Ralf hat mir auch die uns heiligen Familienreliquien hinterlassen:

Die kleine goldene Sichel unserer Ahnin Hena, der Jungfrau von der Insel Sen.

Das eherne Glöckchen, hinterlassen von unserem Ahnen Guilhern, dem Einzigen, der von unserer Familie die große Schlacht bei Vannes überlebte.

Das eiserne Halsband, ein Zeichen der grausamen Knechtschaft unseres Ahnen Sylvest.

Das kleine silberne Kreuz, welches uns unsere Ahnfrau Genovefa, die Zeugin des Todes von Jesus, dem Zimmermann von Nazareth, hinterlassen hat.

Diese Erzählungen, diese Reliquien werde ich Dir nach meinem Tode vermachen, mein kleiner Aelguen, Sohn meiner vielgeliebten Frau Ellen, die Dich vor vier Jahren geboren hat.

Deinen Geburtstag, diesen Tag von einer glücklichen Vorbedeutung, wähle ich, um für Dich und unsere Nachkommenschaft die Erzählung meines Lebens nach

dem letzten Wunsche unseres Ahnen Joel, des Brenns vom Stamme Karnak, zu beginnen.

Du wirst Dich betrüben, mein Kind, wenn Du aus diesen Erzählungen ersiehst, daß vom Tode von Joel bis zu dem meines Ur-Urgroßvaters Justin sieben Generationen, hörst Du wohl? sieben Generationen!... einer gräßlichen Sklaverei unterworfen gewesen sind; doch Dein Herz wird sich auch erleichtern, wenn Du erfährst, daß mein Urgroßvater und mein Großvater von Sklaven an die Erde Galliens gebundene Pflanzer geworden waren, eine allerdings noch knechtische Lage, welche indessen hoch über der Sklaverei steht; wieder frei geworden durch die furchtbaren Aufstände der Mistelkinder, die sich von Jahrhundert zu Jahrhundert auf die Stimme unserer Druiden, unermüdlicher, heldenmüthiger Vertheidiger des geknechteten Galliens, erhoben, hat mir mein Vater die Freiheit vermacht, dieses kostbarste von allen Gütern, das ich Dir auch vermachen werde.

Unser theures Vaterland hat durch mächtige Kämpfe, durch unerschütterliche Ausdauer gegen die Römer nach und nach um den Preis des Blutes seiner Kinder beinahe alle seine Freiheiten wiedererobert. Ein zerbrechliches und letztes Band fesselt uns noch an Rom, das, heute unser Bundesgenosse, einst unser unbarmherziger Beherrscher war; doch ist dieses zerbrechliche, letzte Band zerrissen, so werden wir unsere unbeschränkte Freiheit wiederfinden und unsern alten Platz an der Spitze der großen Nationen der Welt wieder einnehmen.

Ehe ich Dich mit gewissen Umständen aus meinem Leben bekannt mache, mein Kind, muß ich mit einigen Zeilen den leeren Raum ausfüllen, den in der Geschichte unserer Familie die Enthaltung derjenigen von unseren Ahnen läßt, welche in Folge ihres Mangels an Bildung und der unglücklichen Zeiten ihre Erzählungen unserer Legende nicht haben beifügen können. Ihr Leben mußte das aller Gallier sein, welche, trotz der Sklavenketten,

Schritt für Schritt, Jahrhundert für Jahrhundert, durch die Empörung und den Kampf die Befreiung unseres Vaterlands erobert haben.

Du wirst in den letzten von unserem Ahnen Fergan, dem Mann von Genovefa, geschriebenen Zeilen lesen, daß, trotz der Schwüre der Mistelkinder und der zahlreichen Aufstände, von denen einer, und zwar der furchtbarste, an seiner Spitze Sacrovir, diesen würdigen Nacheiferer des Anführers der hundert Thäler, hatte, die seit Cäsar von Rom Gallien auferlegte Tyrannei fortdauerte. Vergebens hatte der Zimmermann von Nazareth die Zeiten prophezeit, wo die Ketten der Sklaven gebrochen werden würden; die Sklaven schleppten immer noch ihre mit Blut gefärbten Fesseln; unser altes geschwächtes, verstümmeltes, durch die Sklaverei entnervtes oder verdorbenes, aber nicht unterworfenes Geschlecht ließ nur wenige Jahre vorübergehen, ohne daß es den Versuch machte, sein Joch zu brechen; die geheimen Verbindungen der Mistelkinder bedeckten das Land und gaben unerschrockene Soldaten jeder von unseren Empörungen gegen Rom.

Nach dem heldenmüthigen Versuch von Sacrovir, dessen erhabenen Tod Du in den Erzählungen unseres Ahnen Fergan, des schwächlichen, schüchternen Weber-Sklaven finden wirst, brachen andere Aufstände unter den römischen Kaisern Tiberius und Claudius los; sie gewannen eine doppelte Energie während der Bürgerkriege, welche unter der Regierung von Nero Gallien theilten. Um diese Zeit hielt einer unserer Helden, Vindex, ebenso unerschrocken als der Anführer der hundert Thäler oder als Sacrovir, lange die römischen Heere im Schach. — Civilis, ein anderer gallischer Patriot, der sich auf die Prophezeiungen von Velleda, einer unserer Druidinnen, einer männlichen Frau von trefflichem Rath, welche in Muth und Weisheit unserer Mutter würdig, stützte, veranlaßte beinahe ganz Gallien zum Aufstand und fing an die römische

Macht tief zu erschüttern. Später endlich, unter der Regierung des Kaisers Vitellius, verfolgte ein armer Ackerbausklave, wie es unser Ahne Guilhern gewesen war, der sich als Messias und Befreier Galliens hingab, wie sich Jesus von Nazareth als Messias und Befreier von Judäa hingegeben hatte, verfolgte, sage ich, mit patriotischem Eifer das von dem Anführer der hundert Thäler begonnene und von Sacrovir, Vinder, Civilis und so vielen anderen Helden fortgesetzte Werk. Dieser Ackerbausklave, Namens Marik, kaum fünfundzwanzig Jahre alt, kräftig, verständig, von einem wahren Heldenmuth beseelt, gehörte zu den Mistelkindern; beständig verfolgt, hatten unsere verehrten Druiden das Land durchwandert, um die Lauen aufzustacheln, die Ungeduldigen zu beschwichtigen und Jeden von dem für den Aufstand bestimmten Zeitpunkt zu unterrichten. Er bricht los; Marik greift an der Spitze von zehntausend mit Heugabeln und Sensen bewaffneten Sklaven, welche Bauern wie er, unter den Mauern von Lyon die römischen Truppen von Vitellius an. Dieser erste Versuch scheitert; die Insurgenten werden beinahe gänzlich vernichtet durch das römische Heer, das ihnen der Zahl nach dreimal überlegen ist; doch weit entfernt, die gallischen Aufrührer zu entmuthigen, exaltirt sie diese Niederlage. Ganze Einwohnerschaften erheben sich auf die Stimme der den heiligen Krieg predigenden Druiden: die Streiter scheinen aus den Eingeweiden der Erde hervorzukommen; Marik sieht sich bald an der Spitze eines zahlreichen Heeres. Von den Göttern mit militärischem Geiste begabt, disciplinirt er, ermuthigt er seine Truppen, flößt ihnen ein blindes Vertrauen ein, marschirt gegen die Ufer des Rheins, wo, beschützt durch ihre Verschanzungen, die Reserve des römischen Heeres lagerte, greift sie an, schlägt sie und zwingt ganze Legionen, ihre Standarten gegen unsern alten gallischen Hahn zu vertauschen. Beinahe unsere Landsleute geworden durch ihren langen Aufenthalt in Gallien, hingerissen durch das militärische

Ansehen von Marik, schließen diese Legionen sich ihm an, bekämpfen die aus Italien gekommenen neuen Cohorten, zerstreuen oder vernichten sie. Die Stunde der Befreiung Galliens sollte schlagen ... Marik fällt in die Hände des schändlichen Kaisers Vespasian durch einen feigen Verrath ... Von Wunden bedeckt, wird dieser neue Held Galliens den Thieren des Circus, wie unser Ahne Sylvest, preisgegeben.

Der Tod dieses Martyrers der Freiheit erbittert die Volksmenge dergestalt, daß auf allen Punkten Galliens neue Aufstände losbrechen. Das Wort von Jesus von Nazareth, der den Sklaven als seinem Herrn gleich verkündigte, fängt an, von den reisenden Aposteln gepredigt, in unser Land einzudringen; der Haß gegen die fremde Unterdrückung verdoppelt sich: in Gallien auf allen Seiten angegriffen, jenseits des Rheins von zahlreichen Horden von Franken, barbarischen Kriegern, geneckt, welche aus der Tiefe der Wälder des Nordens gekommen waren und auf den Augenblick warteten, um ihrerseits über Gallien herzufallen, capituliren die Römer mit uns; wir ernten endlich die Frucht so vieler heldenmüthigen Opfer! Das von unseren Vätern seit drei Jahrhunderten vergossene Blut hat unsere Befreiung befruchtet, denn sie waren prophetisch, die Worte des Gesangs des Anführers der hundert Thäler:

„Fließe, fließe, Blut des Gefangenen! — Falle, falle, blutiger Thau! — Keime, wachse, rächende Ernte!"

Ja, mein Kind, sie waren prophetisch, diese Worte; denn diese Verse singend haben unsere Väter gekämpft und den fremden Unterdrücker besiegt. Endlich gibt uns Rom einen Theil unserer Unabhängigkeit zurück; wir bilden gallische Legionen, befehligt von unsern Officieren; unsere Provinzen werden von Statthaltern nach unserer Wahl verwaltet. Rom behält sich nur das Recht vor, einen Principatus von Gallien zu ernennen, dessen Oberherr es sein wird; in Erwartung von

Besserem, nimmt man dies an, dieses Bessere läßt nicht auf sich warten. Eingeschüchtert durch unsere fortwährenden Empörungen, hatten unsere Tyrannen allmälig die Strenge unserer Sklaverei gemildert; der Schrecken sollte von ihnen erlangen, was sie zuvor unbarmherzig dem guten Rechte und der flehenden Stimme der Menschheit versagten: es war dem Herrn nicht mehr, wie zur Zeit unseres Ahnen Sylvest und mehrerer seiner Abkömmlinge, verstattet, über das Leben seiner Sklaven zu verfügen, wie man über das Leben eines Thieres verfügt. Später, als sich der Einfluß des Schreckens vermehrte, konnte der Herr körperliche Züchtigungen über seinen Sklaven nur noch mit Erlaubniß eines Beamten verhängen. Endlich, mein Kind, ward das gräßliche römische Gesetz, das zur Zeit unseres Ahnen Sylvest und der sieben ihm folgenden Generationen die Sklaven als von der Menschheit ausgenommen erklärte und in seiner rohen Sprache sagte: Der Sklave existirt nicht, er **hat kein Haupt** (non caput habet, nach der römischen Sprache), dieses gräßliche Gesetz ward in Folge des durch unsere beständigen Empörungen eingeflößten Schreckens dahin modificirt, daß der Codex von Justinian erklärte:

„Die Freiheit ist Sache des natürlichen Rechts; das Völkerrecht hat die Knechtschaft geschaffen; es hat auch die Befreiung geschaffen, welche die Rückkehr zur natürlichen Freiheit ist.“

Ach! es ist allerdings trostlos, daß man die heiligen Rechte der Menschheit nur unter Blutströmen und unübersehbarem Ungemach siegen sieht! Doch wen muß man als die wahren Urheber von so vielen Uebeln verfluchen? Ist es nicht der Unterdrücker, der seines Gleichen unter das Joch einer abscheulichen Knechtschaft beugt, der vom Schweiß seiner Brüder lebt, der sie entsittlicht, der sie erniedrigt, der sie martert, der sie aus Laune oder Grausamkeit tödtet, und sie zwingt, mit Gewalt die Freiheit wiederzuerobern, die man ihnen

geraubt hat? Glaubst Du, mein Kind, wenn sich die geknechtete gallische Race so geduldig, so furchtsam, so ergeben gezeigt hätte, als unser armer Ahne Fergan der Weber, unsere Sklaverei wäre je aufgehoben worden? Nein, nein, wenn man vergebens an das Herz und die Vernunft des Unterdrückers appellirt hat, so bleibt nur ein Mittel, die Tyrannei zu brechen: die Empörung ... die Empörung! energisch, hartnäckig, unablässig, und früher oder später triumphirt das gute Recht, wie es durch uns gesiegt hat! Das Blut, das es gekostet, komme über diejenigen, welche uns geknechtet hatten.

In Folge unserer zahllosen Aufstände, mein Kind, wurde nun die Sklaverei durch das Colonat ersetzt, unter dem unser Urgroßvater Justin und unser Großvater Aurel gelebt haben; statt nämlich gezwungen zu sein, unter der Peitsche und einzig und allein zum Nutzen der Römer die Güter anzubauen, deren uns diese durch die Eroberung beraubt hatten, erhielten die Pflanzer einen kleinen Antheil an den Erzeugnissen der Erde, der sie durch ihre Arbeit Werth verliehen. Man konnte sie und ihre Kinder nicht mehr wie Lastthiere verkaufen; man konnte sie nicht mehr martern oder tödten; aber sie waren vom Vater auf den Sohn für sich und ihre Familie genöthigt, an dasselbe Grundeigenthum gebunden zu bleiben. Wurde dieses verkauft, so gingen sie an den neuen Besitzer unter denselben Arbeitsbedingungen über. Später verbesserte sich die Lage der Pflanzer noch mehr; sie wurden ihrer Bürgerrechte theilhaftig. Bildeten sich die gallischen Legionen, so wurden die Soldaten, aus denen sie bestand, völlig frei. Mein Vater Ralf, der Sohn eines Pflanzers, erlangte so seine Freiheit, und ich, ein Soldatensohn, in den Feldlagern auferzogen, bin frei geboren und werde Dir diese Freiheit vermachen, wie sie mein Vater mir vermacht hat.

Wenn Du dieses liesest, mein Kind, nachdem Du von den Leiden unserer Altvordern, welche sieben Generationen hindurch Sklaven, Kenntniß genommen hast, wirst

Du die Weisheit der Wünsche unseres Ahnherrn Joel, des Brenn vom Stamme Karnak, begreifen; Du wirst sehen, wie richtig er hoffte, frommer Weise das Andenken an ihren Muth und an ihre einstige Unabhängigkeit bewahrend, werde unsere alte gallische Race in ihrem Abscheu vor der römischen Unterdrückung die Stärke, sie zu brechen, finden.

Heute, da ich diese Zeilen schreibe, bin ich achtunddreißig Jahre alt; meine Eltern sind seit langer Zeit todt. Ralf, mein Vater, der erste Soldat von einer unserer römischen Legionen, in welche er mit achtzehn Jahren im Süden Galliens eingereiht worden war, ist in dieses Land an die Ufer des Rheins mit dem Heere gekommen; er hat alle Schlachten gegen die Franken, diese wilden Horden, mitgemacht, welche, angelockt von dem schönen Himmel und der Fruchtbarkeit unseres Galliens, sich stets bereit zum Einfall an dem jenseitigen Ufer des Rheins lagerten. Vor ungefähr vierzig Jahren befürchtete man in Bretannien eine Landung der Inselbewohner von England: mehrere Legionen, unter denen sich die meines Vaters befand, wurden nach Bretannien abgeschickt. Einige Monate lag er in Garnison in Vannes, unfern von Karnak, der Wiege unserer Familie. Ralf, der sich von einem Freunde die Erzählungen unserer Altvordern hatte vorlesen lassen, besuchte mit frommer Ehrfurcht das Schlachtfeld von Vannes, die heiligen Steine von Karnak, und die Güter, deren wir durch die Eroberung zur Zeit von Cäsar beraubt worden sind. Diese Güter waren in der Gewalt einer römischen Familie; Pflanzer, Söhne von bretannischen Galliern unseres alten Stammes, einst zur Sklaverei niedergedrückt, beuteten diese Ländereien für diejenigen aus, deren Vorfahren sie aus dem Besitze gesetzt hatten. Die Tochter von einem dieser Pflanzer liebte meinen Vater und wurde von ihm geliebt. Sie hieß Madalene und war eine von den jungfräulichen und stolzen Gallierinnen, deren vollendetes Musterbild Margarid, die

Frau von Joel, bot. Sie folgte meinem Vater, als seine Legion Bretannien verließ, um hierher an die Ufer des Rheins zurückzukehren, wo ich im befestigten Lager von Mainz, einer militärischen, von unseren Truppen besetzten Stadt, geboren bin. Der Anführer der Legion, bei der mein Vater diente, war der Sohn eines Ackermanns; seine Tapferkeit hatte ihm seine Stelle eingetragen. Am andern Tage nach meiner Geburt starb die Frau dieses Anführers, indem sie eine Tochter zur Welt brachte . . . eine Tochter, welche vielleicht eines Tags aus ihrem bescheidenen Hause über die Welt regieren wird, wie sie heute über Gallien regiert; denn heute, zur Stunde, wo ich dies schreibe, ist **Victoria** durch den gerechten Einfluß, den sie auf ihren Sohn **Victorin** und unser gallisches Heer übt, thatsächlich Kaiserin Galliens.

Victoria ist meine Milchschwester; Witwer geworden, bat ihr Vater meine Mutter, deren männliche Tugenden er schätzte, sein Kind zu stillen; sie und ich sind auch als Bruder und Schwester aufgezogen worden: dieser brüderlichen Zuneigung haben wir nie ermangelt . . . Victoria war von ihren ersten Jahren an ernst und sanft, obgleich sie das Geräusch der Trompeten und den Anblick der Waffen liebte. Sie sollte eines Tags schön sein in jener erhabenen Schönheit, einer gewissen den Frauen Galliens eigenthümlichen Mischung von Ruhe, Anmuth und Kraft. Du wirst ihr zu Ehren in ihrer ersten Jugend geschlagene Denkmünzen sehen; sie ist als D i a n a d i e J ä g e r i n, in einer Hand einen Bogen und in der andern eine Fackel haltend, dargestellt. Auf einer letzten, vor zwei Jahren geschlagenen Münze ist sie mit Victorin, ihrem Sohne, unter den Zügen von M i n e r v a in Begleitung von M a r s dargestellt. Mit zehn Jahren wurde sie von ihrem Vater in eine Schule von Druidinnen geschickt. Von der römischen Verfolgung durch die Wiedergeburt der Freiheit Galliens erlöst, erzogen sie die Kinder wie in der Vergangenheit.

Victoria blieb bei diesen verehrten Frauen bis zum

Alter von vierzehn Jahren; sie schöpfte aus ihren patriotischen, strengen Lehren eine glühende Liebe für das Vaterland, und Kenntnisse in allen Dingen: sie verließ die Schule, unterrichtet in den Geheimnissen der vergangenen Zeit und, der Sage nach, wie Velleda und andere Druidinnen, im Besitze der Gabe der Vorhersehung. Um diese Zeit war die männliche und stolze Schönheit von Victoria unvergleichlich ... Als sie mich wiedersah, war sie glücklich und bewies es mir; ihre Zuneigung für mich, ihren Milchbruder, hatte entfernt nicht während unserer langen Trennung abgenommen, sondern im Gegentheil zugenommen.

Hier, mein Kind, will ich, muß ich Dir ein Geständniß machen, denn Du wirst dies erst lesen, wenn Du das Mannesalter erreicht hast; in diesem Geständniß wirst Du ein gutes Beispiel des Muthes und der Entsagung finden.

Bei der Rückkehr von Victoria, welche so schön in ihrer fünfzehnjährigen Schönheit, verliebte ich mich, obschon kaum Jüngling, wahnsinnig in sie; ich verbarg sorgfältig diese Liebe, sowohl aus Schüchternheit, als in Folge der Ehrfurcht, die mir, trotz ihrer schwesterlichen Anhänglichkeit, von der sie mir jeden Tag Beweise gab, diese ernste Jungfrau einflößte, welche aus der Schule der Druidinnen etwas Erhabenes, Nachdenkendes, Geheimnißvolles mitbrachte. Ich hatte nun eine grausame Prüfung durchzumachen. Mit fünfzehn und einem halben Jahr reichte Victoria, welche nichts von meiner Liebe wußte (von der sie auch nie etwas erfahren soll), einem jungen militärischen Anführer ihre Hand. ... Ich wäre beinahe an einer langsamen, durch eine geheime Verzweiflung verursachten Krankheit gestorben. So lange für mich die Gefahr dauerte, verließ Victoria mein Bett nicht; eine liebende Schwester hätte mir keine treuere, zartere Pflege angedeihen lassen können ... Sie wurde Mutter ... und obgleich Mutter, begleitete sie ihren Mann, den sie anbetete, in den Krieg.

Durch Anwendung der Vernunft gelang es mir, wenn nicht meine Liebe, doch wenigstens das zu besiegen, was Heftiges, Schmerzliches, Unsinniges in dieser Leidenschaft war; aber es lebte in mir eine gränzenlose Ergebenheit für meine Milchschwester fort; sie forderte mich auf, bei ihr und ihrem Mann als einer von jenen Reitern zu bleiben, welche bei den gallischen Heerführern gewöhnlich als Geleite dienen und ihre militärischen Befehle schreiben oder befördern; ich willigte ein. Meine Milchschwester war kaum achtzehn Jahre, als sie in einer großen Schlacht gegen die Franken an einem Tag ihren Vater und ihren Gatten verlor . . . Witwe geblieben mit ihrem Sohn, für den sie glorreiche Geschicke vorhersah, die sich heute herrlich verwirklicht haben, verließ Victoria das Lager nicht. Gewohnt, sie unter ihnen, ihren Sohn in ihren Armen, zwischen ihrem Vater und ihrem Gatten zu sehen, wußten die Soldaten, daß mehr als einmal ihre tief weisen Rathschläge, wie die unserer Mütter, in den Berathungen der Anführer vorherrschend gewesen waren; sie betrachteten endlich als ein gutes Vorzeichen die Gegenwart dieser in der geheimen Wissenschaft der Druidinnen erzogenen jungen Frau; sie flehten sie nach dem Tode ihres Vaters und ihres Gatten an, das Heer nicht zu verlassen, und erklärten ihr in ihrer naiven Zuneigung, ihr Sohn Victorin werde in Zukunft der S o h n d e r L a g e r und sie die M u t t e r d e r L a g e r sein. Gerührt von so viel Anhänglichkeit, blieb Victoria mitten unter den Truppen, bewahrte ihren Einfluß auf die Anführer, leitete sie in der Regierung Galliens, war bemüht, ihrem Sohn eine männliche Erziehung zu geben und lebte dabei so einfach als die Frau eines Officiers.

Kurze Zeit nach dem Tode ihres Mannes erklärte mir meine Milchschwester, sie werde nie wieder heirathen, denn sie wolle ihr Leben ganz und gar Victorin weihen. . . . Die letzte tolle Hoffnung, die ich unwillkührlich gehegt hatte, als ich sie Witwe und frei sah, verschwand: die Vernunft kam bei mir mit den Jahren, ich vergaß

meine unglückliche Liebe und war nur noch darauf bedacht, mich Victoria und ihrem Sohne zu weihen. Ein einfacher Reiter im Heere, diente ich meiner Milchschwester als Geheimschreiber; oft vertraute sie mir wichtige Staatsgeheimnisse an und sie beauftragte mich zuweilen mit bedeutenden Sendungen.

Ich lehrte Victorin reiten, die Lanze und das Schwert handhaben; ich liebte ihn bald wie meinen Sohn; man konnte keine liebenswürdigere, keine edlere Natur sehen. Er wuchs so unter Soldaten auf, welche durch tausend Bande der Gewohnheit und der Zuneigung an ihm hingen. Mit vierzehn Jahren machte er seinen ersten Feldzug gegen die Franken, welche für uns eben so gefährliche Feinde geworden waren, als es einst die Römer gewesen. Ich begleitete ihn: seine Mutter blieb zu Pferde, umgeben von Officieren, auf einem Hügel, von wo aus sie das Schlachtfeld übersah, auf dem ihr Sohn kämpfte. . . . Er benahm sich muthig und wurde verwundet. So jung an den Krieg gewöhnt, entwickelten sich große militärische Talente bei ihm: unerschrocken wie der tapferste der Soldaten, gewandt und klug wie ein alter Feldherr, freigebig, so viel es seine Börse erlaubte, heiter, offen, zuvorkommend gegen Alle, gewann er immer mehr die Anhänglichkeit des Heeres, das bald seine Anbetung zwischen ihm und seiner Mutter theilte . . . Es kam endlich der Tag, wo Gallien, schon beinahe unabhängig, mit Rom an der Regierung unseres Landes Antheil nehmen sollte; die Macht wurde nun zwischen einem gallischen Haupte und einem römischen getheilt. Rom wählte Posthumus, und unsere Truppen riefen einstimmig als Haupt Galliens und als Oberanführer des Heeres Victorin aus. Kurze Zeit nachher heirathete er eine Jungfrau, die ihn liebte . . . Leider starb sie nach einer einjährigen Ehe, mit Hinterlassung eines Sohnes. Victoria, welche Großmutter geworden, widmete sich dem Kinde ihres Sohnes, wie sie sich diesem gewidmet hatte.

Zuerst war ich entschlossen gewesen, nie zu heirathen;

allmälig aber wurde ich durch die bescheidene Anmuth und die Tugenden der Tochter eines Hauptmanns von unserem Heere verführt; das war Deine Mutter Ellen, die ich vor fünf Jahren geheirathet habe, mein Kind.

So ist mein Leben bis heute gewesen, wo ich diese Erzählung beginne, welche sowohl für Dich, als für unsere Nachkommenschaft zu schreiben gewisse Reflexionen von Victoria mich bewogen haben; denn wenn die Vorhersehungen meiner Milchschwester in Beziehung auf verschiedene Vorfälle dieser Geschichte sich verwirklichen, so werden diejenigen, welche dies vielleicht in Jahrhunderten lesen, anerkennen, daß Victoria, die Mutter der Lager, wie unsere Ahnin Hena, die Jungfrau von der Insel Sen, und Velleda, die Druidin, Gefährtin von Civilis, die heilige Gabe der Vorhersehung besaß.

Was ich hier erzählen will, ist vor acht Tagen vorgefallen. Um aber das Datum dieser Erzählung für unsere Nachkommenschaft genau anzugeben, bemerke ich: sie ist geschrieben in der Stadt Mainz, welche durch unser befestigtes Lager an den Ufern des Rheins beschützt wird, am fünften Tag des Monats Juni, wie die Römer sagen, im siebenten Jahr des Principats von Posthumus und Victorin, zweihundert siebenundsechzig Jahre nach dem Tode von Jesus von Nazareth, der gekreuzigt worden ist in Jerusalem unter den Augen unserer Ahnfrau Genovefa.

Aus Zelten und leichten, aber soliden Baraken bestehend, war das gallische Lager um die Stadt Mainz, die es beherrschte, errichtet worden. Victoria wohnte in der Stadt; ich hatte ein kleines Haus in geringer Entfernung von dem ihrigen inne.

Am Morgen des Tages, von dem ich spreche, erwachte ich in der Dämmerstunde und verließ meine Frau, welche noch schlief; zuvor aber betrachtete ich sie einen Augenblick; ihre langen aufgelösten Haare bedeckten halb ihren Busen, ihr so sanft schöner Kopf ruhte

auf einem ihrer Arme, während sie den andern über Deiner Wiege ausstreckte, als wollte sie Dich selbst während Deines Schlafs beschützen . . . Mit einem Kuß streifte ich die Stirne von Euch Beiden, aus Furcht, Euch aufzuwecken . . . es kostete mich Ueberwindung, Euch nicht wiederholt zu umarmen, denn ich ging zu einer abenteuerlichen Expedition ab, und der Kuß, den ich Euch kaum zu geben wagte, konnte der letzte sein. Als ich die Stube verließ, in der Ihr ruhtet, bewaffnete ich mich; ich legte den Harnisch über meiner Saie an, nahm meinen Helm und mein Schwert; dann ging ich aus unserem Hause weg. Auf unserer Thürschwelle traf ich Sampso, die Schwester meiner Frau und, wie diese, auch sanft und schön; ihre Schürze war voll von thaufeuchten Blumen, die sie in unserem Gärtchen gepflückt hatte. Bei meinem Anblick lächelte sie und erröthete vor Ueberraschung.

„Schon aufgestanden, Sampso?" sagte ich zu ihr. „Ich glaubte zuerst auf den Beinen zu sein . . . Doch warum diese Blumen?"

„Ist es heute nicht ein Jahr, daß ich mit meiner Schwester Ellen und mit Dir, vergeßlicher Scanvoch, wohne?" antwortete sie mit einem freundlichen Lächeln. „Ich will diesen Tag nach unserer alten gallischen Weise feiern, und habe Blumen geholt, um damit die Thüre des Hauses, die Wiege Deines lieben kleinen Aelguen und den Kopf seiner Mutter zu schmücken . . . Doch Du, wohin ziehst Du so frühe am Morgen kriegerisch bewaffnet?"

Bei dem Gedanken an diesen Festtag, der ein Tag der Trauer für meine Familie werden konnte, unterdrückte ich einen Seufzer, und ich erwiederte der Schwester meiner Frau ebenfalls lächelnd, um keinen Verdacht bei ihr zu erregen:

„Victoria und ihr Sohn haben mich gestern Abend mit einigen militärischen Befehlen beauftragt, die ich dem Anführer einer ein paar Stunden von hier lagernden

Abtheilung zu überbringen habe, und es ist militärische Gewohnheit, sich für solche Sendungen zu bewaffnen."

„Weißt Du, Scanvoch, daß Du viele Eifersüchtige machen mußt?"

„Weil meine Milchschwester mein Soldatenschwert während des Kriegs und meine Feder während des Waffenstillstands gebraucht?"

„Du vergissest, zu sagen, daß diese Milchschwester Victoria die Große ist, und daß Victorin, ihr Sohn, beinahe die Achtung für Dich hegt, die er für den Bruder seiner Mutter hegen würde . . . Es vergeht fast kein Tag, ohne daß er oder Victoria Dich besucht . . . Das sind Gunstbezeigungen, um welche Viele Dich beneiden."

„Habe ich je Nutzen aus dieser Gunst gezogen, Sampso? Bin ich nicht einfacher Reiter geblieben? Habe ich es nicht stets ausgeschlagen, Officier zu werden, und es mir als einzige Gnade erbeten, mich im Kriege an der Seite von Victorin schlagen zu dürfen?"

„Dem Du zweimal in dem Augenblick das Leben gerettet, wo er unter den Streichen der so barbarischen Franken erliegen sollte!"

„Ich habe meine Pflicht als Soldat und als Gallier gethan . . . muß ich nicht mein Leben dem eines für unser Vaterland so nothwendigen Mannes opfern?"

„Scanvoch, wir wollen nicht streiten; Du kennst meine Bewunderung für Victoria; doch . . ."

„Doch ich kenne auch Deine Ungerechtigkeit in Beziehung auf ihren Sohn," erwiederte ich lächelnd, „unbillige und strenge Sampso."

„Ist es mein Fehler, wenn mir die Sittenlosigkeit verächtlich, schmählich erscheint?"

„Gewiß, Du hast Recht; ich kann aber nicht umhin, ein wenig Nachsicht für die Schwächen von Victorin zu haben. Muß man es nicht bei ihm, der mit zwanzig Jahren Witwer geworden, entschuldigen, wenn er zuweilen dem Triebe seines Alters nachgibt? Höre, meine liebe, unbarmherzige Sampso, ich habe Dich die Erzäh-

lungen unserer Ahnfrau Genovefa lesen lassen; Du bist sanft und gut, wie Jesus von Nazareth; ahme also seiner Barmherzigkeit gegen die Sünder nach. Er hat Magdalena vergeben, weil sie viel geliebt; verzeihe Victorin im Namen desselben Gefühls!"

„Nichts ist der Verzeihung und des Mitleids würdiger, als die Liebe, wenn sie aufrichtig ist; doch die Ausschweifung hat nichts mit der Liebe gemein . . . Es ist, als ob Du mir sagtest, Scanvoch, es sei eine Vergleichung zwischen meiner Schwester oder mir ... und den ungarischen Zigeunerinnen zu machen, welche vor Kurzem in Mainz ankamen."

„In Betreff der Schönheit könnte man Dich, sowie Ellen, mit ihnen vergleichen, denn man sagt, sie seien zum Entzücken schön . . . Doch hiebei bleibt die Bewunderung stehen . . . Ich habe wenig Vertrauen zu der Tugend dieser Landstreicherinnen, so reizend, so geschmückt sie auch sein mögen, welche von Stadt zu Stadt ziehen, um zur Belustigung des Volks zu singen und zu tanzen, wenn sie nicht ein noch schlechteres Gewerbe treiben."

„Und dennoch bezweifle ich nicht, daß Du Victorin, ihn, einen Heerführer, ihn, eines der Häupter Galliens, zu Pferde den Wagen, auf dem diese Zigeunerinnen jeden Abend an den Ufern des Rheines spazieren fahren, wirst begleiten sehen . . . Und wenn ich darüber unwillig werde, daß der Sohn von Victoria solchen Geschöpfen als Geleite gedient hat, wirst Du mir ohne Zweifel antworten: Verzeihe diesem Sünder, wie Jesus Magdalena, der Sünderin, verziehen hat. Ah! Scanvoch, der Mensch, der sich in unwürdigen Gesellschaften gefällt, ist fähig, zu . . ."

Doch Sampso unterbrach sich.

„Vollende," sagte ich zu ihr, „vollende, ich bitte Dich."

„Nein," erwiederte sie, nachdem sie einen Augenblick nachgedacht hatte, „die Zeit ist noch nicht gekommen, und ich möchte nicht gern ein leichtes Wort wagen."

„Höre," sagte ich lächelnd, „ich bin fest überzeugt,

daß es sich um eines von den lächerlichen Mährchen handelt, welche seit einiger Zeit über Victorin im Umlauf beim Heere sind, ohne daß man bis jetzt die Quelle dieser boshaften Lügen kennt. Kannst Du, Sampso, Du mit Deiner gesunden Vernunft, mit Deinem guten Herzen, Dich zum Echo solcher Geschichten machen?"

„Lebe wohl, Scanvoch; ich habe Dir gesagt, ich wolle nicht über unsern Helden streiten; Du vertheidigst ihn gegen Männiglich!"

„Was willst Du? das ist meine Schwäche; ich liebe seine Mutter wie meine Schwester . . . ich liebe ihren Sohn, als ob er der meinige wäre. Machst Du es nicht wie ich, Sampso? ist Dir nicht mein kleiner Aelguen, der Sohn Deiner Schwester, so theuer, als ob er Dein eigen Kind wäre? Glaube mir, wenn Aelguen zwanzig Jahre alt ist, und Du hörst ihn einer Jugendthorheit bezüchtigen, wirst Du ihn, dessen bin ich sicher, noch wärmer vertheidigen, als ich Victorin vertheidige . . . Fängst Du übrigens nicht jetzt schon Deine Vertheidigerrolle an? Ja, wenn der Muthwillige eines groben Fehlers schuldig ist, sucht er da nicht seine Muhme Sampso auf, um sie zu bitten, ihm Verzeihung zu verschaffen? Du liebst ihn so sehr..."

„Ist das Kind meiner Schwester nicht das meinige?"

„Darum willst Du nicht heirathen?"

„Gewiß, mein Bruder," antwortete sie, mit einer gewissen Verlegenheit erröthend; dann, nachdem sie einen Augenblick geschwiegen hatte, fügte sie bei:

„Du wirst hoffentlich um die Mitte des Tages zurück sein, damit unser Fest vollständig ist?"

„Ich kehre zurück, sobald ich meine Pflicht erfüllt habe. Auf Wiedersehen, Sampso!"

„Auf Wiedersehen, Scanvoch!"

Ich verließ die Schwester meiner Frau, welche nun einen Strauß in einen der Ringe der Thüre unseres Hauses steckte, und entferne mich, über unsere Unterredung nachdenkend.

Oft hatte ich mich gefragt, warum Sampso, welche ein Jahr älter als Ellen, und ebenso schön und tugendhaft als sie, bis dahin mehrere Heirathsanträge ausgeschlagen; zuweilen vermuthete ich, sie hege eine verborgene Liebe, dann dachte ich wieder, sie gehöre zu einer der christlichen Verbindungen, die sich zu verbreiten anfingen, und in denen die Frauen das Gelübde der Keuschheit ablegten. Einen Augenblick fragte ich mich auch, was die Ursache des Widerwillens von Sampso gegen Victorin sein möge; dann vergaß ich alle diese Gedanken, um mich nur des Auftrags zu erinnern, mit dem ich betraut war. Ich ging zu den Vorposten des Lagers und wandte mich an einen der Officiere, den ich ein paar von der Hand von Victorin geschriebene Zeilen lesen ließ. Sogleich stellte der Officier zu meiner Verfügung vier Elitesoldaten, vortreffliche Ruderer, auserwählt unter denjenigen, welche die Barken der kleinen militärischen Flotte zu steuern pflegten, deren Bestimmung es ist, den Rhein zu Thal und zu Berg zu befahren, um im Nothfall unser befestigtes Lager zu vertheidigen. Auf meine Empfehlung nahmen diese vier Soldaten keine Waffen; ich allein war bewaffnet. Als wir an einer Gruppe von Eichbäumen vorüberkamen, ließ ich sie einige Zweige abschneiden, die am Vordertheil des Schiffes, das uns zu führen hatte, angebracht werden sollten. Wir kamen bald an das Ufer des Flusses; hier waren mehrere für den Dienst des Heeres vorbehaltene Boote angebunden. Während zwei von den Soldaten am Vordertheile des Schiffes das Eichenlaub, mit dem ich sie versehen hatte, anbrachten, untersuchten die zwei andern die Ruder mit geübtem Auge, um sich zu versichern, sie seien in gutem Stande; ich stellte mich an das Steuerruder, und wir verließen das Ufer.

Die vier Soldaten hatten eine Zeitlang stillschweigend gerudert, als der Aelteste von ihnen, ein Veteran mit grauem Schnurrbart, zu mir sagte:

„Nichts vertreibt die Zeit so sehr und läßt die

Ruder so im Takt arbeiten, wie ein gallischer Barden-gesang; es ist, als machte ein alter Nationalgesang, im Chor wiederholt, die Ruder minder schwer. Darf man singen, Freund Scanvoch?"

„Du kennst mich?"

„Wer kennt nicht im Heere den Milchbruder der Mutter der Lager?"

„Als einfacher Reiter glaubte ich minder bekannt zu sein."

„Du bist einfacher Reiter geblieben, trotz der Freundschaft unserer Victoria für Dich; darum, Scanvoch, kennt Dich und liebt Dich Jedermann."

„Wahrhaftig, Du machst mich glücklich, wenn Du mir das sagst. Wie heißest Du?"

„Douarnek."

„Du bist Bretannier?"

„Aus der Gegend von Vannes."

„Meine Familie stammt auch aus diesem Lande."

„Ich vermuthete es, denn man hat Dir einen bretannischen Namen gegeben. Wohl denn, diesen Bardengesang, kann man ihn singen, Freund Scanvoch? Unser Officier hat uns befohlen, Dir zu folgen wie ihm; ich weiß nicht, wohin Du uns führst, doch einen Gesang hört man von fern, besonders wenn es sich um einen nationalen, im Chor von kräftigen Burschen mit breiter Brust angestimmten Bardengesang handelt... Man darf aber vielleicht nicht die Aufmerksamkeit auf unsere Barke ziehen?"

„Du kannst jetzt singen ... später nicht mehr."

„Was wollen wir singen, Kinder?" sagte der Veteran, der, wie seine Gefährten, zu rudern fortfuhr, und nur den Kopf nach ihnen umwandte; denn auf der ersten Bank sitzend, war er gegen mich gekehrt. „Wählet! . . ."

„Den Bardengesang der Seeleute," sagte einer von den Soldaten.

„Das ist sehr lang, meine Kinder," entgegnete Douarnek.

„Den Bardengesang des Anführers der hundert Thäler?"

„Das ist sehr schön," sprach Douarnek, „doch es ist ein Gesang von Sklaven, welche ihrer Befreiung entgegenharren, und bei den Knochen unserer Väter!... wir sind heute frei in unserem alten Gallien!"

„Freund Douarnek," erwiederte ich, „beim Schlußvers dieses Gesangs von Sklaven:

„„Fließe, fließe, Blut des Gefangenen!

„„Falle, falle, blutiger Thau!""

„haben unsere Väter mit den Waffen in der Hand die Freiheit wiedererobert, der wir theilhaftig sind."

„Das ist wahr, Scanvoch, doch dieser Bardengesang ist lang, und Du hast uns gesagt, wir müssen bald stumm sein wie die Fische des Rheins."

„Douarnek," sprach ein junger Soldat, „wenn Du uns den Bardengesang von Hena, der Jungfrau von der Insel Sen, singen würdest? Es treten mir dabei immer die Thränen in die Augen, denn es ist meine Heilige, diese sanfte, schöne Hena, welche vor hundert und aber hundert Jahren lebte!"

„Ja, ja," sagten die drei andern Soldaten, „singe uns den Bardengesang von Hena, Douarnek; dieser Bardengesang prophezeit den Sieg Galliens, und Gallien ist heute siegreich."

Als ich dies hörte, sagte ich nichts; aber ich war bewegt, glücklich und, ich gestehe es, stolz bei dem Gedanken, der Name von Hena, welche vor mehr als dreihundert Jahren gestorben, sei volksthümlich in Gallien wie zur Zeit meines Ahnherrn Sylvest geblieben und solle besungen werden.

„Gut also, der Bardengesang von Hena," erwiederte der Veteran. „Ich liebe auch diese fromme, sanfte Jungfrau, die ihr Blut Hesus für die Befreiung Galliens anbietet; und Du, Scanvoch, kennst Du diesen Gesang?"

„Ja . . . ungefähr . . . ich habe ihn schon gehört . . ."

„Du wirst ihn immerhin genug kennen, um den Schlußvers mit uns zu wiederholen."

Und Douarnek fing an mit einer vollen, sonoren Stimme, welche das Rauschen des Wassers beherrschte, zu singen:

„„Sie war jung, sie war schön, sie war fromm.

„„Sie hat ihr Blut Hesus für die Befreiung Galliens gegeben!

„„Sie hieß Hena! Hena die Jungfrau von der Insel Sen.""

„„Gesegnet seien die Götter! meine sanfte Tochter!"" — sprach ihr Vater Joel, der Brenn des Stammes Karnak, — „„gesegnet seien die Götter, meine sanfte Tochter, da Du heute Abend hier bist, Deinen Geburtstag zu feiern!""

„„Gesegnet seien die Götter, meine sanfte Tochter!"" sprach ihre Mutter Margarid, „„gesegnet sei Deine Ankunft! Doch Dein Gesicht ist traurig?""

„„Mein Gesicht ist traurig, meine gute Mutter; mein Gesicht ist traurig, mein guter Vater, weil Hena, Eure Tochter, kommt, um Euch Lebewohl und auf Wiedersehen zu sagen.""

„„Und wohin gehst Du, geliebte Tochter? Die Reise wird also lang währen? Wohin gehst Du?""

„„Ich gehe in die geheimnißvollen Welten, welche Niemand kennt, welche wir Alle kennen lernen, wohin Niemand gegangen ist, und wohin wir Alle gehen werden, um mit denjenigen, welche wir geliebt haben, wiederaufzuleben.““

Und ich und die Ruderer wiederholten im Chor:

„„Sie war jung, sie war schön, sie war fromm...

„„Sie hat ihr Blut für die Befreiung Galliens gegeben!

„„Sie hieß Hena! Hena, die Jungfrau von der Insel Sen!““

Douarnek fuhr in seinem Gesange fort:

„„Als sie Hena diese Worte sagen hörte, schauten sich sehr traurig ihr Vater und ihre Mutter, und alle Mitglieder ihrer Familie, und auch die kleinen Kinder, an, denn Hena hatte eine große Vorliebe für die Kindheit.““

„„Meine geliebte Tochter, warum sollst Du denn diese Welt schon verlassen, um anderswohin zu gehen, ehe der Engel des Todes Dich ruft?““

„„Mein guter Vater, meine gute Mutter, Hesus ist aufgebracht, der Fremdling bedroht unser vielgeliebtes Gallien. Das unschuldige Blut einer Jungfrau, von ihr den Göttern angeboten, kann ihren Zorn besänftigen . . .““

„„Lebet also wohl und auf Wiedersehen! mein guter Vater, meine gute Mutter! Lebet also wohl und auf

Wiedersehen, meine Verwandten und Ihr Alle! Behaltet diese Halsbänder, diese Ringe zum Andenken an mich! Laßt mich zum letzten Mal Eure blonden Locken küssen, Ihr lieben Kleinen! Gedenket Hena's, Eurer Freundin; sie wird Euch in den unbekannten Welten erwarten.""

Und ich und die Ruderer wiederholten im Chor, bei dem taktmäßigen Geräusch der Ruder:

„„Sie war jung, sie war schön, sie war fromm!

„„Sie hat ihr Blut Hesus für die Befreiung Galliens angeboten!

„„Sie hieß Hena, Hena, die Jungfrau von der Insel Sen!""

Douarnek fuhr im Bardengesang fort:

„„Glänzend ist der Mond, groß ist der Scheiterhaufen, der sich bei den heiligen Steinen von Karnak erhebt; ungeheuer ist die Menge der Stämme, die sich um den Scheiterhaufen drängen.""

„„Hier ist sie! sie ist es! es ist Hena! Sie besteigt den Scheiterhaufen, ihre goldene Harfe in der Hand und singt also:

„„Nimm mein Blut, o Hesus! und befreie mein Land vom Fremdling! Nimm mein Blut, o Hesus! erbarme Dich Galliens! Sieg unsern Waffen!""

„„Es ist geflossen, das Blut von Hena!""

„„O fromme Jungfrau! es wird nicht umsonst geflossen sein, Dein unschuldiges, edles Blut! gebeugt unter dem Joche wird sich Gallien eines Tages stolz und frei

erheben und wie Du rufen: Sieg unseren Waffen! Sieg und Freiheit!""

Und Douarnek und die drei Soldaten wiederholten leiser, mit einer Art von frommer Bewunderung den Schlußvers:

„„Diese hat so ihr Blut Hesus für die Befreiung Galliens geboten!

„„Sie war jung, sie war schön, sie war heilig!

„„Sie hieß Hena, Hena, die Jungfrau von der Insel Sen!""

Ich allein habe mit den Soldaten den Schlußvers des Bardengesangs nicht wiederholt, so sehr fühlte ich mich bewegt.

Douarnek bemerkte meine Erschütterung und mein Stillschweigen, und sagte mit erstaunter Miene zu mir:

„Wie, Scanvoch, es fehlt Dir nun die Stimme? Du bleibst stumm, statt einen so glorreichen Gesang zu vollenden?"

„Du sprichst wahr, Douarnek, weil dieser Gesang glorreich für mich ist, siehst Du mich bewegt."

„Glorreich für Dich, dieser Bardengesang? ich begreife Dich nicht."

„Hena war die Tochter von einem meiner Ahnen!"

„Was sagst Du da?"

„Hena war die Tochter von Joel, dem Brenn des Stammes Karnak, der, wie seine Frau und beinahe seine ganze Familie, in der großen Schlacht bei Vannes umgekommen ist, welche zu Wasser und zu Land vor mehr als dreihundert Jahren geschlagen wurde; ich stamme vom Vater auf den Sohn von Joel ab."

Der Gesang war in Gallien so bekannt, daß ich (warum soll ich es leugnen?) mit einem süßen Stolze die Soldaten mich beinahe ehrfurchtsvoll anschauen sah.

„Weißt Du, Scanvoch," sagte Douarnek, „weißt Du, daß Könige auf Deine Ahnen stolz wären?"

„Das für das Vaterland und die Freiheit vergossene Blut ist der Adel von uns Galliern," erwiederte ich, „darum sind unsere alten Bardengesänge so volksthümlich bei uns."

„Wenn man bedenkt," sagte der Jüngste von den Soldaten, „wenn man bedenkt, daß vor mehr als dreihundert Jahren Hena, diese sanfte und schöne Heilige, ihr Blut für die Befreiung des Vaterlandes angeboten hat, und daß ihr Name bis zu uns gekommen ist!"

„Obgleich die Stimme der Jungfrau mehr als zweihundert Jahre gebraucht hat, um zu den Ohren von Hesus aufzusteigen (das ist ganz einfach, er ist so hoch gestellt)," sprach Douarnek, „diese Stimme ist zu ihm gelangt, da wir heute sagen können: Sieg unseren Waffen! Sieg und Freiheit!"

Wir waren bis zur Mitte des Rheins gekommen, d. h. bis zu der Stelle, wo seine Wasser am raschesten fließen.

Douarnek fragte mich, indem er seine Ruder aufhob:

„Werden wir in die stärkste Strömung einlaufen? Das wäre eine unnütze Anstrengung, wenn wir nur den Fluß in der Entfernung, in der wir jetzt vom Ufer sind, das wir verlassen, hinauf- oder hinabzufahren hätten."

„Ihr müßt über den Rhein in seiner ganzen Breite fahren, Freund Douarnek."

„Hinüberfahren! . . ." rief der Veteran, der mich ganz verwunderungsvoll anschaute. „Ueber den Rhein fahren! . . . Und wozu dies?"

„Um am jenseitigen Ufer zu landen."

„Bedenkst Du auch, Scanvoch? Ist nicht das Heer dieser fränkischen Räuber, wenn man mit dem Namen Heer die wilden Horden beehren darf, auf dem andern [Ufe]r gelagert?"

„Mitten unter diese Barbaren begebe ich mich.“

Die Arbeit der Ruder wurde einige Augenblicke unterbrochen; verblüfft und stumm, schauten die Soldaten einander an, als hätten sie Mühe, an meinen Entschluß zu glauben.

Douarnek brach zuerst das Stillschweigen; mit seiner soldatischen Sorglosigkeit sagte er zu mir:

„Es ist also eine Art von Opfer, das wir Hesus anbieten wollen, indem wir unsere Haut diesen Schindern preisgeben? Wenn dies der Befehl ist, vorwärts! vorwärts, Kinder, an die Ruder!“

„Vergissest Du, Douarnek, daß wir seit acht Tagen Waffenstillstand mit den Franken haben?“

„Es gibt nie Waffenstillstand für solche Schurken.“

„Du siehst, ich habe zum Zeichen des Friedens das Vordertheil unseres Schiffes mit Blätterwerk schmücken lassen; ich werde allein aussteigen und mich, einen Eichenzweig in der Hand, in das feindliche Lager begeben.“

„Und sie werden Dich umbringen, trotz Deines Eichenzweigs, wie sie andere Abgesandte in Zeiten des Waffenstillstandes umgebracht haben?“

„Das ist möglich, Freund Douarnek; doch wenn der Anführer befiehlt, gehorcht der Soldat. Victoria und ihr Sohn haben mir befohlen, in das Lager der Franken zu gehen, und ich gehe.“

„Nicht aus Furcht, Scanvoch, sagte ich Dir, diese Wilden werden uns die Köpfe nicht auf unseren Schultern und unsere Haut nicht auf dem Leibe lassen. Ich sprach so, weil ich aufrichtig zu sein gewohnt bin . . . Vorwärts! fest, Kinder! fest an Eure Ruder! . . . Wir gehorchen einem Befehle unserer Mutter . . . der Mutter der Lager . . . Vorwärts! vorwärts! . . . und sollten wir lebendig von diesen Barbaren geschunden werden, eine Belustigung, die sie sich häufig auf Kosten unserer Gefangenen gewähren.“

„Man sagt auch,“ sprach der junge Soldat mit

einer Stimme, welche minder sicher als die von Douarnek, „man sagt auch, die Höllenpriesterinnen, welche den fränkischen Horden folgen, sieden oft unsere Gefangenen in großen ehernen Kesseln mit gewissen Zauberkräutern!“

„Ei! ei!“ versetzte heiter Douarnek, „derjenige von uns, welcher so abgesotten wird, wird wenigstens den Vortheil haben, seine eigene Fleischbrühe zu kosten . . . das tröstet. Auf, Kinder! fest an unsere Ruder! wir gehorchen einem Befehle der Mutter der Lager.“

„Oh! wir würden geraden Wegs in einen Abgrund rudern, wenn es Victoria beföhle.“

„Sie wird mit Recht die Mutter der Lager und der Soldaten genannt; man muß sie sehen, wenn sie nach jeder Schlacht die Verwundeten besucht.“

„Und ihnen Worte sagt, bei denen es die Gesunden bedauern, daß sie keine Wunden haben.“

„Und dann ist sie so schön . . . so schön! . . .

„Oh! wenn sie in's Lager reitet, auf ihrem weißen Rosse, in ihrem langen schwarzen Kleide, die Stirne so stolz unter ihrem Helm, und dennoch das Auge so sanft, das Lächeln so mütterlich . . . das ist wie eine Vision!“

„Man versichert, unsere Victoria kenne die Zukunft ebenso gut, als die Gegenwart.“

„Sie muß einen Zauber haben, denn wer würde je glauben, wenn man sie sieht, sie sei Mutter eines Sohnes von zweiundzwanzig Jahren.“

„Ah! wenn der Sohn gehalten hätte, was er versprach!“

„Man würde ihn lieben, wie man ihn einst liebte.“

„Ja, das ist wahrhaftig Schade,“ sagte Douarnek mit betrübter Miene den Kopf schüttelnd, nachdem er so die andern Soldaten hatte sprechen lassen; „ja es ist sehr Schade! Ah! Victorin ist nicht mehr das Kind der Lager, das wir Alten mit den grauen Schnurrbärten, die wir ihn zur Welt kommen sahen und auf unseren Knieen tanzen ließen, noch vor kurzer Zeit mit Stolz und Freundschaft betrachteten.“

Diese Worte der Soldaten fielen mir auf; ich hatte nicht nur häufig Victorin gegen die strenge Sampso zu vertheidigen gehabt, sondern auch im Heere eine dumpfe Feindseligkeit gegen den Sohn meiner Milchschwester, der bis daher das Idol unserer Soldaten gewesen war, bemerkt.

„Was habt Ihr denn Victorin vorzuwerfen?" sagte ich zu Douarnek und seinen Gefährten, „ist er nicht brav unter den Bravsten? Habt Ihr ihn nicht im Kriege gesehen?"

„Oh! wenn es sich darum handelt, sich zu schlagen, er schlägt sich muthig, so muthig als Du, Scanvoch, wenn Du an seiner Seite bist auf Deinem großen Grauschimmel, und mehr daran denkst, den Sohn Deiner Milchschwester zu vertheidigen, als Dich selbst . . . Deine Narben würden es sagen, wenn sie durch den Mund Deiner Wunden sprechen könnten, nach unserem alten gallischen Sprüchwort."

„Ich, ich schlage mich als Soldat, Victorin schlägt sich als Heerführer . . . Hat dieser Heerführer von zweiundzwanzig Jahren nicht schon fünf große Schlachten gegen die Germanen und Franken gewonnen?"

„Seine Mutter, unsere Victoria, mußte ihn mit ihren Rathschlägen beim Siege unterstützen; denn er bespricht sich mit ihr über seine Schlachtpläne; doch es ist wahr, Victorin ist ein guter Heerführer."

„Und seine Börse, so lange sie voll ist, öffnet er sie nicht Allen? Kennst Du einen Invaliden, der sich vergebens an ihn gewandt hat?"

„Victorin ist freigebig . . . das ist abermals wahr."

„Ist er nicht der Freund, der Kamerad der Soldaten? ist er stolz?"

„Nein, er ist ein guter Kamerad und heiterer Laune; warum sollte er stolz sein? Sind sein Vater, seine glorreiche Mutter und er nicht, wie wir, Leute aus dem gallischen Volk?"

„Weißt Du nicht, Douarnek, daß die Stolzesten

häufig diejenigen sind, welche von den untersten Stufen abstammen?"

„Victorin ist allerdings nicht hoffärtig."

„Schläft er nicht im Kriege ohne Obdach, den Kopf auf dem Sattel seines Pferdes, wie wir andern Reiter?"

„Von einer Mutter aufgezogen, welche so männlich wie die seinige, mußte er ein harter Soldat werden, und ist es geworden."

„Weißt Du nicht, daß er im Rathe eine Reife zeigt, welche viele Männer unseres Alters nicht besitzen? Ist er nicht endlich wegen seines Muthes, seiner Güte, seines Verstandes und seiner seltenen Eigenschaften als Soldat und Anführer als Obergeneral und als eines der Häupter Galliens ausgerufen worden?"

„Ja, doch als wir ihn wählten, wußten wir, seine Mutter Victoria, die Schöne und Große, würde stets bei ihm sein, ihn leiten, erleuchten, während sie zugleich, die würdige Matrone, an der Seite der Wiege ihres Enkels, nach ihrer Gewohnheit als gute Haushälterin, an ihren Leintüchern näht."

„Niemand weiß besser als ich, wie weise und kostbar für unser Land die Rathschläge sind, welche Victoria ihrem Sohne gibt; doch was hat sich hieran geändert? ist sie nicht da und wacht über Victorin und Gallien, dem sie mit einer gleichen, mütterlichen Liebe zugethan ist? Auf, Douarnek, antworte mir mit Deiner soldatischen Offenherzigkeit: Woher rührt die feindselige Stimmung, welche, wie ich befürchte, immer mehr gegen Victorin zunimmt?"

„Höre, Scanvoch, ich bin, wie Du, ein alter und offenherziger Soldat, denn, obgleich jünger als der meinige, fängt doch Dein Schnurrbart an grau zu werden. Du willst die Wahrheit? so vernimm: Wir wissen Alle, daß das Lagerleben die Kriegsleute nicht keusch und zurückhaltend macht, wie junge Mädchen, welche von unsern verehrten Druidinnen erzogen worden; wir wissen

auch, da wir oft, oh! sehr oft davon getrunken, daß uns unser gallischer Wein in eine heitere oder stürmische Laune versetzt... wir wissen endlich, daß in der Garnison der junge, muntere Soldat, der stolz auf dem Ohr einen Helmbusch trägt und seinen blonden oder braunen Schnurrbart streichelt, nicht lange als gute Freunde die Väter, welche hübsche Töchter, oder die Ehemänner, welche hübsche Frauen haben, behält... Doch Du wirst mir zugestehen, Scanvoch, daß ein Soldat, der sich aus Gewohnheit wie ein Vieh berauscht und feiger Weise Frauen Gewalt anthut, mit einem Hundert auf den Rücken wohl aufgemessener Riemenhiebe bewirthet und dann schmählich aus dem Lager gejagt zu werden verdient: ist das wahr?"

„Es ist wahr; doch warum sagst Du mir das in Beziehung auf Victorin?"

„Höre weiter, Freund Scanvoch, und antworte mir: Wenn ein geringer Soldat diese Strafe wegen seines schmählichen Benehmens verdient, was würde ein Heerführer verdienen, der sich auf eine solche Art erniedrigte? ..."

„Willst Du es etwa wagen, zu behaupten, Victorin habe je einer Frau Gewalt angethan und er berausche sich jeden Tag?" rief ich entrüstet; „ich sage Dir, daß Du lügst, oder daß diejenigen, welche Dir das berichtet, gelogen haben... Das sind also die schändlichen Gerüchte, welche im Lager über Victorin kreisen! und Ihr seid einfältig genug oder so sehr für die Verleumdung offen, daß Ihr sie glaubt? ..."

„Der Soldat ist nicht so einfältig, Freund Scanvoch, doch er kennt das alte gallische Sprüchwort: Man mißt die verirrten Lämmer nur den Besitzern von Herden zu ... So kennst Du z. B. den Hauptmann Mario? Du weißt, den ehemaligen Schmied?"

„Ja, es ist einer der besten Officiere des Heeres."

„Der berühmte Hauptmann Mario, der einen Ochsen auf seinen Schultern trägt," fügte einer der

Soldaten bei, „und diesen Ochsen mit einem Faustschlag, so gewichtig als die eiserne Axt eines Schlächters, niederzuwerfen vermag.“

„Und der Kapitän Mario,“ setzte ein anderer Ruderer hinzu, „ist trotz seiner Stärke und seines Ruhmes ein nicht minder guter Kamerad, denn er hat zum Kriegsfreund, zum Saldunen, wie man in alten Zeiten sagte, einen Soldaten, der sein Mitgeselle in der Schmiede gewesen war.“

„Ich kenne den Muth, die Bescheidenheit, den Verstand und die Strenge des Hauptmann Mario,“ erwiederte ich; „doch in welcher Hinsicht vergleicht Ihr ihn mit Victorin?“

„Noch ein Wort, Freund Scanvoch. Hast Du kürzlich in Mainz die zwei Zigeunerinnen gezogen in ihrem Wagen von Maulthieren, welche Schellen bedeckten, und geführt von einem Negerknaben, ankommen sehen?“

„Ich habe diese Frauen nicht gesehen, wohl aber von ihnen sprechen hören. Doch ich frage Dich noch einmal, wozu soll dies Alles in Beziehung auf Victorin?“

„Ich habe Dich an das Sprüchwort: Man mißt die verlornen Lämmer nur den Besitzern von Herden zu, erinnert, weil man immerhin dem Hauptmann Mario nachsagen könnte, er pflege sich zu betrinken und begehe Gewaltthaten gegen die Weiber, trotz seiner Einfalt würde der Soldat nicht ein Wort von diesen Lügen glauben, nicht wahr? gerade wie der Soldat, sagte man diesen landstreicherischen Zigeunerinnen eine Ausschweifung nach, solche Gerüchte glauben würde.“

„Ich verstehe Dich, Douarnek, und werde, wie Du, aufrichtig sein . . . Ja, Victorin liebt die Heiterkeit des Weins in Gesellschaft einiger Kriegskameraden; mit zwanzig Jahren, nach einer Ehe von einigen Monaten, Witwer geblieben, hat Victorin zuweilen den Trieben des Alters nachgegeben. Seine Mutter hat es, so wie

ich, oft bedauert, daß er nicht von einer, übrigens in seinem Alter ziemlich seltenen Sittenstrenge war . . . Aber, beim Zorne der Götter! ich, der ich Victorin seit seiner Kindheit nie verlassen habe, leugne, daß die Trunkenheit bei ihm eine Gewohnheit ist; ich leugne besonders, daß er je feige genug gewesen, einer Frau Gewalt anzuthun! . . ."

„Dein gutes Herz läßt Dich den Sohn Deiner Milchschwester vertheidigen, obgleich Du weißt, daß er strafbar, wenn Du nicht etwa leugnest, was Dir unbekannt ist . . ."

„Was ist mir unbekannt?"

„Ein Abenteuer, das Jeder im Lager weiß."

„Welches Abenteuer? sprich!"

„Vor einiger Zeit waren Victorin und mehrere Officiere des Heeres, um zu trinken und sich zu belustigen, auf einer von den Rheininseln, wo sich eine Schenke findet . . . Als es Abend geworden war, that Victorin, der wie gewöhnlich betrunken, der Wirthin Gewalt an; in ihrer Verzweiflung, sprang diese in den Fluß und ertränkte sich."

„Ein Soldat, der sich unter einem strengen Anführer so benähme, würde seinen Kopf auf den Block tragen," sagte einer von den Ruderern.

„Und diese Strafe hätte er verdient," fügte ein Anderer bei; „ich würde auch gern mit einer Wirthin scherzen, aber ihr Gewalt anthun, das ist eine Niederträchtigkeit würdig jener fränkischen Schinder, deren Priesterinnen, Köchinnen des Teufels, unsere Gefangenen in ihrem Kessel sieden."

Ich war so erstaunt über die gegen Victorin vorgebrachte Anschuldigung, daß ich einen Augenblick schwieg; dann aber rief ich:

„Lüge! . . . eine Lüge so schändlich, als es ein solches Benehmen gewesen wäre! . . . Wer wagt es, den Sohn von Victoria eines solchen Verbrechens zu bezüchtigen?"

„Ein wohlunterrichteter Mann," antwortete mir Douarnek.

„Sein Name? der Name dieses Lügners?"

„Er heißt Morix und war Geheimschreiber eines Verwandten von Victorin, der vor einem Monat in das Lager gekommen ist."

„Dieser Verwandte ist Tetrik, Statthalter von Gasconien," sagte ich erstaunt; „er ist die Güte, die Redlichkeit selbst, und einer der ältesten und treusten Freunde von Victoria."

„Dann ist das Zeugniß dieses Mannes nur um so sicherer."

„Wie! er, Tetrik, hätte bestätigt, was Du erzählst?"

„Er hat es seinem Geheimschreiber mitgetheilt und dabei die furchtbare Sittenlosigkeit von Victorin beklagt."

„Lüge! Tetrik hat nur Worte der Zärtlichkeit und der Hochachtung für den Sohn von Victoria."

„Scanvoch, wir sind Beide Bretannier; ich diene im Heere seit fünfundzwanzig Jahren: frage meine Officiere, ob Douarnek ein Lügner ist."

„Ich halte Dich für aufrichtig, aber man hat Dich schändlich hintergangen."

„Morix, der Geheimschreiber von Tetrik, hat das Abenteuer nicht nur mir allein, sondern vielen andern Soldaten vom Lager erzählt, denen er zu trinken gab... Man glaubte diesem Menschen auf das Wort, weil wir, ich und mehrere meiner Gefährten, mehr als einmal Victorin und seine Freunde, vom Wein erhitzt, tolle Streiche machen sah."

„Erhitzt nicht das Feuer des Muthes die jungen Köpfe ebenso sehr, als der Wein?"

„Höre, Scanvoch, ich habe Victorin mit meinen eigenen Augen sein Pferd in den Rhein sprengen sehen, wobei er sagte, er wolle durch denselben reiten; und er wäre ertrunken, hätten ich und ein anderer Soldat uns

nicht in eine Barke geworfen und ihn halbtrunken wieder aufgefischt, während die Strömung sein Pferd fortriß... einen herrlichen Rappen, bei meiner Treue!... weißt Du, was Victorin dann zu uns sagte? „„Ihr müßtet mich trinken lassen, da weißer Bordeauxwein hier fließt."" Was ich erzähle, ist kein Mährchen, Scanvoch, denn ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen und mit meinen eigenen Ohren gehört."

Trotz meiner Anhänglichkeit für Victorin, konnte ich hierauf nichts antworten; ich wußte, daß er einer Feigheit unfähig war, aber ich wußte auch, daß er zu gefährlichen Unbesonnenheiten fähig.

„Ich, was mich betrifft," sagte ein anderer Soldat, „ich habe oft, wenn ich bei der Wohnung von Victorin, die von der seiner Mutter durch einen Garten getrennt ist, Schildwache stand, verschleierte Frauen in der Morgendämmerung aus dem Hause herauskommen sehen; es kamen große, es kamen kleine, es kamen dicke, es kamen magere heraus, wenn mir nicht etwa die Dämmerung den Blick trübte und es immer dieselbe Frau war."

„Hierauf hat Deine Aufrichtigkeit nichts zu erwiedern, Freund Scanvoch," sagte Douarnek zu mir; denn ich war wirklich nicht im Stande gewesen, dieser neuen Bezüchtigung zu widersprechen. „Wundere Dich also nicht, daß wir den Worten des Geheimschreibers von Tetrik Glauben schenken... Gestehe, kann derjenige, welcher in seiner Trunkenheit den Rhein für einen Fluß von weißem Bordeauxwein hält, derjenige, von welchem in der Morgendämmerung eine solche Procession von Weibern auszieht, nicht in seiner Trunkenheit seiner Wirthin Gewalt anthun wollen?"

„Nein!" rief ich, „nein, man kann die Fehler seines Alters haben, ohne darum ein Schändlicher zu sein!"

„Höre, Scanvoch, Du bist der Freund der Mutter von uns Allen, der Freund von Victoria, der Schönen und Erhabenen; Du liebst Victorin als ihren Sohn,

sage ihm dieses: „„Die Soldaten, selbst die plumpsten, die ausschweifendsten, mögen nicht gern ihre Laster in ihren Anführern wiederfinden, die sie gewählt haben; von Tag zu Tag zieht sich auch die Liebe des Heeres von Victorin zurück, um ganz und gar auf Victoria überzugehen.““

„Ja," sprach ich nachdenkend, „und dies erst, nicht wahr, seitdem Tetrik, der Statthalter von Gasconien, ein Verwandter und Freund von Victoria, eine letzte Reise in's Lager gemacht hat? Bis dahin hatte man den jungen General trotz der Schwächen seines Alters geliebt."

„Es ist wahr: er war so gut, so beherzt, so zuvorkommend gegen Jeden! Er war so schön zu Pferde! Er hatte eine so stolze militärische Haltung! Wir liebten ihn wie unser Kind, diesen jungen Heerführer! wir hatten seiner Geburt beigewohnt und ihn auf unseren Knieen am Abend im Lager, als er noch ganz klein war, tanzen lassen; später schlossen wir die Augen gegen seine Schwächen, denn die Väter sind immer nachsichtig; doch für Schändlichkeiten gibt es keine Nachsicht!"

„Und von seinen Schändlichkeiten," sagte ich, immer mehr betroffen von diesem Umstand, der gewisse Erinnerungen in meinem Geiste rege machte und ein unbestimmtes Mißtrauen in mir erweckte, „und von seinen Schändlichkeiten ist kein anderer Beweis vorhanden, als das Wort des Geheimschreibers von Tetrik?"

„Der Geheimschreiber hat uns die Worte seines Herrn mitgetheilt, und nichts Anderes."

Während dieser Unterredung, der ich eine immer lebhaftere Aufmerksamkeit schenkte, war unsere Barke, angetrieben von den vier kräftigen Ruderern, über den Rhein in seiner ganzen Breite gefahren; die Soldaten wandten dem Ufer, an dem wir landen sollten, den Rücken zu; ich war durch das, was ich von der wachsenden Abneigung des Heeres gegen Victorin erfuhr, so sehr ergriffen, daß ich nicht daran gedacht

hatte, nach dem Ufer zu schauen, dem wir uns immer mehr näherten ... Plötzlich hörte ich ein scharfes, vielfaches Schwirren um uns her, und ich rief:

„Werft Euch platt auf die Bänke.“

Es war zu spät. Ein Schwarm langer Pfeile durchlöcherte unser Boot. Einer von den Ruderern wurde getödtet, während Douarnek, der, um zu rudern, den Rücken dem Vordertheil des Schiffes zuwandte, einen Pfeil in die Schulter bekam.

„So empfangen die Franken zur Zeit des Waffenstillstandes die Parlamentäre,“ sagte der Veteran, ohne daß er zu rudern aufhörte, und sogar, ohne daß er den Kopf umwandte; „das ist das erste Mal, daß ich von hinten getroffen werde; dieser Pfeil im Rücken steht einem Soldaten schlecht; reiß ihn mir geschwinde heraus, Kamerad,“ fügte er bei, indem er sich an den Ruderer wandte, vor welchem er saß.

Aber so sehr er sich auch anstrengte, Douarnek handhabte sein Ruder mit weniger Kraft, und obgleich die Wunde leicht war, floß doch sein Blut in reichlichem Maße.

„Ich sagte es Dir, Scanvoch,“ sprach er, „ich sagte es Dir, Deine Friedenszweige werden schlechte Wälle für uns gegen die Verrätherei dieser fränkischen Schinder sein ... Auf, Kinder, fest bei den Rudern, da wir nur noch zu drei sind, denn unser Kamerad, der sich mit der Nase auf seiner Bank zerarbeitet, kann nicht mehr als ein Ruderer zählen.“

Douarnek hatte diese Worte nicht vollendet, als ich über den Leib des Soldaten weg, der seinen letzten Seufzer aushauchte, auf das Vordertheil des Bootes sprang, einen von den Eichenzweigen ergriff und als Friedenszeichen über meinem Kopfe schwang.

Ein zweiter Hagel von Pfeilen, der hinter einer Böschung des Ufers hervorkam, erwiederte mein Signal: einer streifte mir meinen Arm, ein anderer stumpfte sich

auf meinem eisernen Helm ab; doch kein Soldat wurde getroffen. Wir waren nur noch in geringer Entfernung vom Ufer; ich warf mich in's Wasser, es ging mir bis an die Schultern, und ich sagte zu Douarnek:

„Rudere aus Leibeskräften, um aus dem Bereiche der Pfeile zu kommen, dann ankere mit dem Boote, und Ihr werdet mich ohne Gefahr erwarten . . . Wenn ich nach Sonnenuntergang nicht zurückgekehrt bin, begib Dich wieder in unser Lager und sage Victoria, ich sei von den Franken gefangen genommen oder zusammengehauen worden; sie wird für meine Frau Ellen und für meinen Sohn Aelguen sorgen."

„Es thut mir leid, daß ich Dich unter diesen Schindern allein lasse, Freund Scanvoch; doch würden wir mit Dir getödtet, so wäre Dir jedes Mittel benommen, in unser Lager zurückzukehren, wenn Du das Glück hast, ihnen zu entkommen . . . Guten Muth, Scanvoch . . . heute Abend . . ."

Und die Barke entfernte sich rasch, während ich das Ufer erreichte.

Zweites Kapitel.

Das Lager der Franken. — Die schwarzen Krieger. — Die Schinder. — Die Einen wollen Scanvoch sieden, die Andern wollen ihn lebendig schinden lassen. — Von einem der Anführer vorgeschlagenes Mittel, diese zwei Ansichten in Einklang zu bringen. — Anblick des Lagers und der Sitten der Franken. — Die Lichtung. — Höllische Gottheiten. — Die eherne Kufe. — Elwig, die Priesterin, und Riowag, der Anführer der schwarzen Krieger. — Wilde Gefallsucht. — Blutschande und Brudermord. — Der Schatz. — Neroweg, der furchtbare Adler. — Botschaft von Victoria. — Wie die Franken einen Friedensboten behandeln. — Anrufung höllischer Götter. — Die Höhle.

Kaum hatte ich das Ufer, meinen Eichenzweig in der Hand haltend, berührt, als ich hinter den Felsen, wo sie im Hinterhalte lagen, in großer Anzahl Franken hervorkommen sah, die zu jenen Horden ihres Heeres gehörten, welche schwarze Schilde, Kasaken von schwarzem Schaffell tragen und sich die Arme, die Beine und das Gesicht anmalen, um sich mit der Finsterniß zu vermengen, wenn sie im Hinterhalt liegen oder einen nächtlichen Angriff versuchen. Ihr Anblick war um so seltsamer und häßlicher, als die Anführer dieser schwarzen Horden auf der Stirne, auf den Wangen und um die Augen hochrothe Tatowirungen hatten ... Ich sprach ziemlich gut die fränkische Sprache, wie mehrere Officiere und Soldaten unseres Heeres, welche längst in diesen Gegenden einheimisch.

Die schwarzen Krieger stießen ein wildes Gebrülle

aus, umzingelten mich von allen Seiten und bedrohten mich mit ihren langen Messern, deren Klingen im Feuer geschwärzt waren.

„Der Waffenstillstand ist seit mehreren Tagen geschlossen,“ rief ich ihnen zu; „ich komme im Namen des gallischen Heerführers, um den Befehlshabern Eurer Horden eine Botschaft zu überbringen . . . führt mich zu ihnen . . . Ihr werdet einen wehrlosen Mann nicht tödten!“

So sprechend, zog ich, von der Nutzlosigkeit eines Kampfes überzeugt, mein Schwert und warf es fern von mir; sogleich stürzten sich diese Barbaren auf mich und verdoppelten ihr Todesgeschrei . . . Einige machten die Sehnen von ihren Bogen los, warfen mich, trotz meiner Gegenanstrengung, nieder und banden mich, so daß es mir unmöglich war, eine Bewegung zu machen.

„Schinden wir ihn,“ sagte Einer, „wir bringen dann seine Haut dem großen Neroweg; sie wird ihm dazu dienen, daß er Streifen daraus macht, um seine Beine damit zu umwickeln.“

Ich wußte in der That, daß die Franken häufig mit großer Geschicklichkeit ihren Gefangenen die Haut abstreiften, und daß die Hordenführer sich triumphirend mit diesen Menschenhäuten zierten. Der Vorschlag des Schinders wurde mit Freudengeschrei aufgenommen; diejenigen, welche mich gebunden hielten, suchten einen passenden Ort, um das Werk ihrer Grausamkeit an mir zu vollbringen, während Andere ihre Messer auf den Kieselsteinen des Ufers wetzten. Da näherte sich mir der Anführer dieser Schinder langsam; er war gräßlich anzuschauen: ein hochroth tatowirter Kreis umzog seine Augen und durchfurchte seine Wangen; man glaubte blutige Ausschnitte auf diesem geschwärzten Gesicht zu sehen. Nach der fränkischen Weise auf seiner Stirne aufgeschlagen und oben auf seinem Kopfe zusammengebunden, fielen seine Haare, wie die Mähne eines

Helmes, hinter seine Schultern herab; sie waren kupferartig falb geworden, in Folge des Gebrauchs von Kalkwasser, dessen sich diese Barbaren bedienen, um ihren Hauptthaaren und ihrem Bart eine brennende Farbe zu geben. Er trug ein Halsband und Armspangen von plump bearbeitetem Zinn und hatte als Kleidung eine Kasake von schwarzem Schaffell; seine Beine und seine Schenkel waren ebenfalls mit Schaffellen umwickelt, die er durch über einander gekreuzte ledern Streifen daran befestigt hatte. An seinem Gürtel hingen ein Schwert und ein langes Messer. Nachdem er mich einige Augenblicke angeschaut hatte, hob er die Hand in die Höhe, senkte sie dann auf meine Schulter und sprach:

„Ich, ich nehme und behalte diesen Gallier für Elwig."

Bei diesen Worten ihres Anführers wurde dumpfes Gemurmel von mehreren Kriegern hörbar, doch der Anführer wiederholte mit noch stärkerer Stimme:

„Riowag nimmt diesen Gallier für die Priesterin Elwig; Elwig braucht einen Gefangenen für ihre Weissagungen."

Dieser Ausspruch des Anführers schien von der Mehrzahl der schwarzen Krieger angenommen zu werden, denn eine Menge von Stimmen rief:

„Ja, ja, man muß diesen Gallier für Elwig aufbewahren ..."

„Man muß ihn zu Elwig führen! ..."

„Seit mehreren Tagen hat sie uns keine Wahrsagungen mehr gemacht ..."

„Und wir, wir wollen diesen Gefangenen Elwig nicht überlassen; nein, wir wollen es nicht, wir, die wir uns zuerst des Galliers bemächtigt haben," rief einer von denen, welche mich geknebelt; „wir wollen ihn schinden, um mit seiner Haut dem großen Befehlshaber Neroweg unsere Huldigung darzubringen."

Mir war wenig daran gelegen, ob man mich zu schinden, oder in einem ehernen Kessel zu sieden beschloß;

ich fühlte nicht das Bedürfniß, einen Vorzug von meiner Seite kundzugeben, und nahm keinen Antheil an dem Streit. Schon schauten die Leute, die mich schinden wollten, mit wilder Miene diejenigen an, welche mich sieden zu lassen gedachten, und legten die Hand an ihre Messer, als ein schwarzer Krieger, ein Mann der Versöhnung, zu dem Anführer sagte:

„Riowag, Du willst diesen Gallier der Priesterin Elwig überlassen?"

„Ja, ich will es," antwortete der Anführer.

„Und Ihr Andern," fuhr er fort, „Ihr wollt die Haut dieses Galliers dem großen Heerführer Neroweg anbieten?"

„Wir wollen es."

„Ihr könnt Alle befriedigt werden."

Ein tiefes Stillschweigen trat bei diesen Worten der Versöhnung ein, und er fuhr fort:

„Schindet ihn zuerst lebendig, und Ihr werdet seine Haut haben ... Elwig wird sodann den Leib in ihrem Kessel sieden."

Dieser Mittelweg schien Anfangs die beiden Parteien zu befriedigen; doch Riowag, der Anführer der schwarzen Krieger, entgegnete:

„Wißt Ihr nicht, daß Elwig einen lebendigen Gefangenen braucht, wenn ihre Weissagungen sicher sein sollen? Und Ihr werdet ihr nur einen Leichnam geben, wenn Ihr diesen Gallier zuerst schindet..."

Dann fügte er mit schallender Stimme bei:

„Wollt Ihr Euch dem Zorn der höllischen Götter dadurch aussetzen, daß Ihr ihnen ein Opfer entzieht?"

Bei dieser Drohung durchlief ein dumpfer Schauer die Menge; selbst die Partei der Schinder schien einem abergläubischen Schrecken nachzugeben.

Derselbe Mann der Versöhnung, der mich zuerst zu schinden und dann zu sieden vorgeschlagen hatte, nahm wieder das Wort und sprach:

„Die Einen wollen dem großen Befehlshaber

Neroweg, die Anderen der Priesterin Elwig mit diesem Gallier eine Gabe darbringen, aber der Einen geben, heißt auch dem Andern geben: Ist Elwig nicht die Schwester von Neroweg?"

„Und er wäre der Erste, der diesen Gallier den höllischen Göttern zum Opfer bringen würde, um sie unsern Waffen geneigt zu machen," sprach Riowag. Dann wandte er sich gegen mich und fügte mit gebieterischem Tone bei:

„Hebt diesen Gefangenen auf Eure Schultern und folgt mir."

„Wir wollen seinen Nachlaß," sagte Einer von ihnen, welcher sich unter den Ersten meiner bemächtigt hatte, „wir wollen seinen Helm, seinen Harnisch, seine Braien, seinen Gürtel, sein Hemd; wir wollen Alles, bis auf seine Fußbekleidung."

„Die Beute gehört Euch," erwiederte Riowag, „Ihr sollt sie bekommen, da Elwig diesem Gallier alle seine Kleider ausziehen wird, um ihn in ihren Kessel zu werfen."

„Wir werden Dir folgen Riowag," sagten sie; „Andere würden sich des Nachlasses des Galliers bemächtigen."

„Oh! räuberisches Volk!" rief ich, „es ist Schade, daß meine Haut keinen Werth hat, denn statt sie Eurem Anführer schenken zu wollen, würdet Ihr sie verkaufen, wenn Ihr könntet!"

„Ja, wir würden Dir Deine Haut abreißen, müßtest Du nicht in den Kessel von Elwig geworfen werden."

Die Verwirrung meiner Sinne hörte auf; ich kannte mein Loos, ich sollte lebendig verbrannt werden; ich hätte mich, ohne ein Wort zu sagen, in einen muthigen oder nützlichen Tod gefügt; doch dieser Tod kam mir so unfruchtbar, so albern vor, daß ich einen letzten Versuch wagen wollte, und so sagte ich zu dem Anführer der schwarzen Krieger:

„Du bist ungerecht . . . mehrere Male sind frän-

kische Krieger ins gallische Lager gekommen, um Auswechselung von Gefangenen zu verlangen; diese Franken sind stets geachtet worden; wir haben Waffenstillstand, und zur Zeit eines Waffenstillstandes tödtet man nur die Spione, die sich heimlicher Weise in ein Lager einschleichen . . . Ich aber bin im Angesicht der Sonne, einen Eichenzweig in der Hand, im Namen von Victorin, dem Sohne von Victoria der Großen, gekommen, und bringe von ihnen eine Botschaft an die Führer des fränkischen Heeres . . . Nimm Dich in Acht! wenn Du ohne ihren Befehl handelst, werden sie es beklagen, mich nicht gehört zu haben, und sie können Dich Deinen Verrath an dem, was überall geachtet wird, theuer bezahlen lassen; denn überall wird ein Soldat ohne Waffen, der zur Zeit eines Waffenstillstandes am hellen Tag mit dem Friedenszweig in der Hand kommt, geachtet."

Auf meine Worte antwortete Riowag durch ein Zeichen; vier Krieger hoben mich auf ihre Schultern und trugen mich fort. den Schritten ihres Anführers folgend, der sich mit einer feierlichen Miene nach dem Lager der Franken wandte.

In dem Augenblick, wo diese Barbaren mich auf ihre Schultern hoben. hörte ich einen von denjenigen, welche mich lebendig schinden wollten, zu einem seiner Kameraden in plumpen Ausdrücken sagen:

„Riowag ist der Liebhaber von Elwig; er will ihr mit diesem Gefangenen ein Geschenk machen."

Ich begriff nun, daß Riowag, der Anführer der schwarzen Krieger, als der Liebhaber der Priesterin Elwig, dieser galanter Weise mit meiner Person eine Huldigung darbringen wollte, gerade wie in unserer Heimath der Bräutigam dem Mädchen das er liebt, eine Taube oder eine junge Ziege anbietet.

(Eines wird Dich vielleicht in dieser Erzählung in Erstaunen setzen, mein Kind, nämlich, daß ich beinahe scherzhafte Worte darein mische, während es sich um entsetzliche Ereignisse meines Lebens handelt . . . Denke

nicht, es geschehe, weil ich zur Stunde, wo ich dies schreibe, jeder Gefahr entkommen bin . . . nein . . . selbst als die Gefahr, von der ich wie durch ein Wunder befreit wurde, am größten war, blieb meine Geistesgegenwart vollständig, und das alte gallische, unserem Geschlecht natürliche, aber bei uns durch die Schmach und die Schmerzen der Sklaverei lange erstarrte, spöttische Wesen war bei mir, wie bei so vielen Anderen, gleichsam mit der Freiheit wiedergekehrt . . . So waren die Betrachtungen, die Du zuweilen in dem Augenblick, wo mich der Tod bedrohte, sich gestalten sehen wirst, aufrichtig, und zwar in Folge der Beschaffenheit meines Geistes und des Vertrauens zu dem Glauben meiner Väter, daß der Mensch nie stirbt, und daß er, wenn er diese Welt verläßt, anderswo wiederauflebt . . .)

Auf den Schultern der vier schwarzen Krieger getragen, durchzog ich einen Theil des Lagers der Franken; dieses unermeßliche, aber ohne Ordnung errichtete Lager bestand aus Zelten für die Anführer und aus Zelten für die Soldaten; es war eine Art von ungestalter, riesiger Stadt: da und dort sah man ihre zahllosen Kriegswagen unter dem Schutze von Verschanzungen erbaut aus Erde und verstärkt durch Baumstämme; nach dem Gebrauche dieser Barbaren, waren ihre unermüdlichen kleinen Pferde, mit der rauhen, struppigen Haut, welche nur einen Strick als Zaum hatten, an den Rädern der Karren oder an Bäumen angebunden, deren Rinde sie abnagten. Kaum in einige Thierhäute gekleidet, den Bart und das Haupthaar voll von Fett und Talg, boten die Franken einen widerlichen, albernen, wilden Anblick: die Einen waren in den warmen Sonnenstrahlen ausgestreckt, welche zu suchen sie aus der Tiefe ihrer düsteren, kalten Wälder herbeigekommen waren; Andere fanden einen Zeitvertreib darin, daß sie auf ihrem haarigen Leib auf das Ungeziefer Jagd machten, denn diese Barbaren faulten in einem solchen Kothe, daß, obgleich sie

in freier Luft gelagert waren, ihre Zusammenschaarung einen wahren Pestgeruch verbreitete.

Beim Anblick dieser schlecht bewaffneten, undisciplinirten, aber zahllosen Horden, die sich unablässig durch neue Völkerschaften rekrutirten, welche in Masse aus den eiskalten Ländern des Nordens auswanderten, um über unser fruchtbares, lachendes Gallien wie über eine Beute herzufallen, dachte ich unwillkührlich an ein paar Worte unglückseliger Weissagung, welche Victoria entschlüpft waren; doch bald faßte ich eine große Verachtung gegen diese Barbaren, welche, der Zahl nach unserem Heere drei- oder viermal überlegen, seit mehreren Jahren und trotz blutiger Schlachten auf unserem Boden nie hatten Fuß fassen können und stets über den Rhein, unsere natürliche Grenze, zurückgetrieben worden waren.

Als ich einen Theil dieses Lagers, von vier schwarzen Kriegern auf den Schultern getragen, durchzog, wurde ich von den Franken, die mich vorüberkommen sahen, mit Schmähungen, mit Drohungen und Mordgeschrei verfolgt; mehrere Male waren die Krieger, die mich geleiteten, auf Befehl von Riowag genöthigt, von ihren Waffen Gebrauch zu machen, um es zu verhindern, daß ich niedergemetzelt wurde. So kamen wir nahe zu einem dichten Gehölze. Ich bemerkte eine größere und sorgfältiger als die anderen gebaute Hütte, vor der eine gelb und rothe Schranke angebracht war. Viele in Bärenfelle gekleidete, um diese Hütte her aufgestellte Reiter, die einen im Sattel, die andern neben ihren Pferden stehend und auf ihre langen Lanzen gestützt, bezeichneten, daß sie einer von den bedeutenden Häuptlingen ihrer Horden inne hatte. Ich versuchte es noch einmal, Riowag, der immer ernst und schweigsam an meiner Seite ging, zu bewegen, mich zuerst zu demjenigen von den Häuptlingen zu führen, dessen Banner ich erblickte, wornach man mich tödten könnte; doch meine dringlichen Bitten waren vergeblich, man trug mich in das Gehölze hinein, und wir gelangten sodann zu einer Lichtung.

In einiger Entfernung von mir gewahrte ich eine natürliche Grotte, gebildet von grauen Felsblöcken, zwischen denen stellenweise Tannen und riesige Kastanienbäume gewachsen waren; eine frische Quelle drang durch das Gestein und fiel in ein natürliches Becken. Unfern von dieser Quelle war eine ziemlich schmale Kufe von der Länge eines Menschen; ein Netz von eisernen Ketten war an der Mündung dieses höllischen Kessels befestigt; sie dienten ohne Zweifel dazu, das Opfer zu halten, das man, um es zu sieden, in den Kessel legte. Vier große Steine trugen die Kufe, unter der man Strauchwerk und Scheiterholz aufgehäuft hatte; auf dem Boden umher zerstreute, gebleichte menschliche Gebeine gaben diesem Ort das Aussehen eines Beinhauses. In der Mitte der Lichtung endlich erhob sich eine colossale, dreiköpfige, fast ungestalte, plump mit der Axt aus einem ungeheuren Baumstamm ausgehauene Bildsäule von widrigem Anblick.

Riowag hieß durch ein Zeichen die vier schwarzen Krieger, die mich auf ihren Schultern trugen, am Fuße der Bildsäule anhalten, und trat allein in die Grotte; die Männer von meinem Geleite riefen aber mittlerweile:

„Elwig! Elwig!"

„Elwig! Priesterin der höllischen Götter!"

„Freue Dich, Elwig, wir bringen Dir etwas, um damit Deinen Kessel zu füllen!"

„Du wirst uns weissagen!"

„Du wirst uns belehren, ob die Erde der Gallier nicht bald uns gehören soll!"

Nach ziemlich langem Harren erschien die Priesterin, gefolgt von Riowag, vor der Höhle.

Ich erwartete, eine häßliche Alte zu sehen, doch ich täuschte mich. Elwig war jung, groß und von einer Art von wilder Schönheit; ihre grauen Augen, über denen sich dichte, natürlich rothe Brauen von der Farbe ihrer Hauptthaare wölbten, funkelten wie der Stahl des langen Messers, mit dem sie bewaffnet war; ihre Adler-

nase, ihre hohe Stirne verliehen ihr eine ausdrucksvolle, wilde Physiognomie. Sie trug einen langen Rock von dunkler Farbe; ihr Hals und ihre bloßen Arme waren überladen mit plumpen kupfernen Bändern und Spangen, welche, wenn sie ging, aneinander stoßend rasselten; sie schien sich in diesem Schmuck zu gefallen, denn sie warf wiederholt einen Blick roher Coquetterie darauf. Auf ihrem dicken, langen, rothen, um ihre Schultern flatternden Haar trug sie eine Art von scharlachrothem Käppchen, eine lächerliche Nachahmung des reizenden Kopfputzes der gallischen Frauen. Endlich glaubte ich (und ich täuschte mich nicht), an diesem seltsamen Geschöpf jene den barbarischen Völkern eigenthümliche Mischung von Hoffart und kindischer Eitelkeit wahrzunehmen.

Riowag, der einige Schritte von ihr entfernt stand, betrachtete sie offenbar mit Bewunderung; trotz seiner schwarzen Farbe und der rothen Tatowirungen, unter denen sein Gesicht verschwand, schienen mir seine Züge eine heftige Liebe auszudrücken, und seine Augen glänzten vor Freude, als sich Elwig, auf mich deutend, zweimal gegen ihren Liebhaber, ein Lächeln auf den Lippen, umwandte, ohne Zweifel, um ihm für die blutige Opfergabe zu danken. Ich bemerkte auch auf den bloßen Armen dieser höllischen Priesterin zwei Totowirungen, die einige Erinnerungen aus den Kriegen in mir rege machten.

Eine von diesen Tatowirungen stellte zwei Raubvogelfänge, die andere eine rothe Schlange vor.

Elwig drehte ihr Messer in ihrer Hand hin und her und heftete ihre großen grauen Augen mit einer wilden Zufriedenheit auf mich, während sie die schwarzen Krieger mit furchtsam abergläubischer Miene anschauten.

„Weib," sagte ich zu der Priesterin, „ich bin ohne Waffen, den Friedenszweig in der Hand, hierher gekommen, um eine Botschaft an die großen Anführer Eurer Horden zu überbringen . . . Man hat mich gepackt und geknebelt . . . Ich bin in Deiner Gewalt . . . tödte

mich, wenn Du willst . . . zuvor aber laß mich mit einem Eurer Häupter sprechen ... diese Unterredung ist ebenso wichtig für die Gallier, als für die Franken, denn Victorin und seine Mutter Victoria, die Große, haben mich hierher geschickt."

„Du bist von Victoria abgesandt?" rief die Priesterin mit einer seltsamen Miene, „von Victoria, von der man sagt, sie sei so schön?"

„Ja."

Elwig überlegte; nach langem Stillschweigen erhob sie ihre Arme über ihrem Haupte und schwang, ich weiß nicht was für geheimnißvolle Worte mit zugleich bedrohlichem und begeistertem Tone sprechend, ihr Messer; dann bedeutete sie denjenigen, welche mich gebracht hatten, durch ein Zeichen, sie sollen sich entfernen.

Alle gehorchten und wandten sich langsam nach dem Saume des Waldes, von dem die Lichtung umgeben war.

Riowag blieb allein ein paar Schritte von der Priesterin. Sie wandte sich nun an ihn und deutete mit einer gebieterischen Geberde auf den Wald, wo die anderen Krieger verschwunden waren. Als der Anführer diesem Befehle nicht gehorchte, erhob sie die Stimme, verdoppelte ihre Geberde und sprach:

„Riowag!"

Er verharrte noch und streckte die Hände flehend gegen sie aus; Elwig wiederholte mit einer beinahe drohenden Stimme:

„Riowag! Riowag!"

Der Häuptling verharrte nicht mehr, sondern verschwand auch im Walde, ohne sich einer Bewegung des Zorns erwehren zu können.

Ich blieb allein mit der Zauberin, immer gebunden und am Fuße der höllischen Gottheit liegend. Elwig kauerte sich nun zu mir auf ihre Fersen und sagte:

„Du bist von Victoria abgesandt, um mit den Anführern der Franken zu reden?"

„Ich habe es Dir schon gesagt . . ."

„Du bist einer von den Officieren von Victoria?"

„Ich bin einer von ihren Soldaten."

„Sie liebt Dich?"

„Es ist meine Milchschwester, und ich bin für sie ein Bruder."

Diese Worte schienen Elwig von Neuem nachdenkend zu machen; sie schwieg eine Zeitlang und fuhr dann fort:

„Victoria wird Deinen Tod beklagen?"

„Wie man den Tod eines treuen Dieners beklagt."

„Sie gäbe viel, um Dir das Leben zu retten?"

„Willst Du ein Lösegeld?"

Elwig schwieg abermals, und sie sagte dann zu mir mit einer Mischung von Verlegenheit und Schlauheit, die mir auffiel:

„Victoria komme und verlange Dein Leben von meinem Bruder, er wird es ihr bewilligen; doch höre . . . Victoria soll sehr schön sein, die schönen Frauen schmücken sich gern mit den so berühmten, herrlichen gallischen Juwelen . . . Victoria muß prächtigen Schmuck haben, da sie die Mutter des Hauptes der Anführer Deines Landes ist . . . Sage ihr, sie möge sich mit ihren reichsten Kleinodien bedecken, das wird die Augen meines Bruders ergötzen. . . . Er wird milder sein und Dein Leben Victoria bewilligen."

Ich glaubte nun die Falle zu errathen, die mir die Priesterin der Hölle mit jener plumpen, den Wilden eigenthümlichen List stellte; da ich mir hierüber Sicherheit verschaffen wollte, so sagte ich zu ihr, ohne auf ihre letzten Worte zu antworten:

„Dein Bruder ist also ein mächtiger Häuptling?"

„Er ist mehr als Häuptling!" erwiederte Elwig hoffärtig; „er ist König!"

„Zur Zeit unserer Barbarei hatten wir auch Könige . . . und wie heißt Dein Bruder?"

„Neroweg mit dem Beinamen der furchtbare Adler."

„Du hast auf den Armen zwei Figuren, eine rothe Schlange und zwei Raubvogelfänge vorstellend, warum dies?“

„Die Väter unserer Väter haben immer in unserer Königsfamilie diese Zeichen der Tapfern und der Schlauen getragen. Die Adlerfänge, das ist die Tapferkeit; die Schlange, das ist die Schlauheit... Doch genug gesprochen von meinem Bruder,“ fügte Elwig mit einer finstern Ungeduld bei, denn diese Unterredung schien ihr lästig zu sein. „Willst Du, ja oder nein, Victoria veranlassen, hierher zu kommen?“

„Noch ein Wort über Deinen königlichen Bruder... Trägt er nicht auf der Stirne dieselben zwei Zeichen, die Du auf den Armen trägst?“

„Ja,“ erwiederte sie mit einer wachsenden Ungeduld, „ja, mein Bruder trägt einen blauen Adlerfang über jeder Augenbraue und die rothe Schlange als Binde auf der Stirne, weil die Könige eine Binde tragen... Doch genug gesprochen von Neroweg ... genug!...“

Und ich glaubte in den Zügen von Elwig ein nur schlecht verkleidetes Gefühl des Hasses zu lesen, als sie den Namen ihres Bruders aussprach; sie fuhr fort:

„Wenn Du nicht sterben willst, schreibe an Victoria, sie soll in unser Lager, mit ihren herrlichsten Juwelen geschmückt kommen... Sie wird sich an einen Ort begeben, den ich Dir nennen will ... an einen abgelegenen, mir bekannten Ort . . . und ich führe sie dann selbst zu meinem Bruder, damit sie Deine Begnadigung erlangt.“

„Victoria soll allein in dieses Lager kommen?... Ich bin gekommen, auf die Redlichkeit des Waffenstillstands rechnend, mit dem Friedenszweig in der Hand... und man hat einen meiner Gefährten getödtet; ein anderer ist verwundet worden; dann hat man mich Dir gebunden überliefert, damit ich ebenfalls den Tod empfange.“

„Victoria kann ein kleines Geleit mitbringen.“

„Das von Deinen Leuten niedergemetzelt werden wird!... der Hinterhalt ist zu plump."

„Du willst also sterben!" rief, vor Zorn mit den Zähnen knirschend, die Priesterin; „man wird das Feuer des Kessels wieder anstecken... Ich lasse Dich lebendig in das Zauberwasser werfen, und Du wirst darin bis zum Tode sieden... Ich sage Dir zum letzten Male, wähle... Entweder stirbst Du in Qualen, oder Du schreibst an Victoria, daß sie sich, mit ihren reichsten Kleinodien geschmückt, in das Lager begibt... Wähle!..." fügte sie mit verdoppelter Wuth bei, indem sie mich abermals mit ihrem Messer bedrohte, „wähle... oder Du stirbst!"

Ich wußte, daß es keine räuberischere, habgierigere, eitlere Race gab, als diese verfluchte fränkische Race. Ich bemerkte, daß die großen grauen Augen von Elwig vor Gierde funkelten, so oft sie mit mir von dem herrlichen Schmuck sprach, den ihrer Ansicht nach die Mutter der Lager besitzen sollte. Der lächerliche Putz der Priesterin, die Verschwendung an werthlosen Zierrathen, mit denen sie sich mit einer wilden Coquetterie bedeckte, ohne Zweifel, um Riowag, dem Anführer der schwarzen Krieger, zu gefallen, und besonders die Beharrlichkeit, mit der sie von mir verlangte, Victoria zu veranlassen, mit ihrem reichsten Schmuck bedeckt in's Lager zu kommen, Alles brachte mich auf den Gedanken, Elwig wolle meine Milchschwester in eine Falle locken, um sie zu erwürgen und ihr ihre Juwelen zu stehlen. Dieser plumpe Hinterhalt machte der Erfindungsgabe der höllischen Priesterin keine Ehre; doch ihre gefallsüchtige Habgier konnte mir dienlich sein, und ich erwiederte mit gleichgültiger Miene:

„Weib, Du willst mich tödten lassen, wenn ich Victoria nicht bestimme, hierher zu kommen? Tödte mich also... laß mein Fleisch und meine Knochen sieden; Du wirst dabei mehr verlieren, als Du weißt, da Du die Schwester von Neroweg, dem furchtbaren Adler, einem der größten Könige Eurer Horden, bist."

„Was werde ich verlieren?“

„Herrlichen gallischen Schmuck!“

„Schmuck! . . . was für Schmuck?“ rief Elwig mit einer Miene des Zweifels, obgleich ihre Augen mehr als je vor Gierde glänzten. „Von welchem Schmuck sprichst Du?“

„Glaubst Du, Victoria die Große habe, indem sie ihren Milchbruder abgesandt, um eine Botschaft an die Könige der Franken zu überbringen, ihnen nicht, als Pfand des Waffenstillstands, reiche Geschenke für ihre Frauen und ihre Schwestern geschickt, die sie begleitet haben oder in Germanien geblieben sind? . . .“

Elwig sprang hoch auf, warf ihr Messer von sich, klatschte in ihre Hände, schlug ein beinahe wahnsinniges Gelächter auf, kauerte sich abermals zu mir nieder und sagte mit stockender, keuchender Stimme:

„Geschenke? . . . Du bringst Geschenke? . . . wie sind sie? wo sind sie?“

„Ja, ich bringe Geschenke, welche im Stande sind, eine Kaiserin zu blenden: Halsbänder von Gold mit Karfunkeln geschmückt, Ohrgehänge von Perlen und Rubinen, Armspangen, Gürtel und Kronen von Gold, dergestalt mit Edelsteinen beladen, daß sie in allen Feuern des Regenbogens glänzen, diese Meisterwerke unserer geschicktesten gallischen Goldschmiede . . . Ich brachte sie als Geschenk, und da Dein Bruder Neroweg, der furchtbare Adler, der mächtigste König Eurer Horden ist, so hättest Du den größten Theil von diesen Reichthümern bekommen.“

Elwig hatte mich mit aufgesperrtem Mund und gefalteten Händen angehört, ohne die Bewunderung und die zügellose Gierde zu verbergen, die bei ihr die Aufzählung dieser Schätze verursachte . . . Doch plötzlich nahmen ihre Züge einen Ausdruck des Zweifels und des Zorns an . . . sie hob ihr Messer auf, schwang es über mir und rief:

„Du lügst oder Du spottest! ... Diese Schätze, wo sind sie?"

„In Sicherheit ... Weise ist meine Vorsicht gewesen; denn ich wäre getödtet und beraubt worden, ohne die Befehle von Victoria und ihrem Sohne vollzogen zu haben."

„Wo hast Du die Schätze in Sicherheit gebracht?"

„Sie sind in der Barke geblieben, die mich hierhergeführt ... meine Gefährten sind entflohen und haben sich in den Gewässern des Rheins außer dem Bereiche der Pfeile Deiner Leute vor Anker gelegt."

„Es sind die Blockschiffe am andern Ende des Lagers, ich werde Deine Gefährten verfolgen lassen und Deine Schätze bekommen."

„Irrthum ... Wenn meine Gefährten aus der Ferne feindliche Schiffe gegen sich herankommen sehen, so werden sie mißtrauen und, da sie einen großen Vorsprung haben, leicht das andere Ufer des Rheins erreichen ... Das wird die Frucht des Verraths der Deinigen gegen mich sein ... Auf, Weib, laß mich sieden für Deine höllischen Weissagungen! ... In Deinem Kessel weiß geworden, verwandeln sich vielleicht meine Knochen durch Deine Zauberei in einen prachtvollen Schmuck! ..."

„Doch diese Schätze," entgegnete Elwig, gegen ihr letztes Mißtrauen kämpfend, „wann hättest Du diese Schätze, da Du sie nicht mitgebracht, den Königen unserer Horden gegeben?"

„Wenn ich sie verlassen haben würde; ich glaubte von ihnen als Friedensabgesandter empfangen und zurückgeführt zu werden. Dann hätten meine Gefährten am Ufer angehalten, um mich abzuholen, und ich hätte aus der Barke die Geschenke genommen, um sie unter die Könige im Namen von Victoria und ihrem Sohne zu vertheilen."

Die Priesterin schaute mich noch einen Augenblick mit düsterer Miene an; sie schien abwechselnd dem Mißtrauen und der Habgier zu unterliegen. Endlich, ohne

Zweifel durch letzteres Gefühl besiegt, stand sie auf und rief mit starker Stimme und bei einem bizarren Namen eine bis dahin unsichtbare Person.

Sogleich trat aus der Höhle eine häßliche Alte mit grauen Haaren, in einen blutbefleckten Rock gekleidet, denn sie half ohne Zweifel der Priesterin bei ihren gräßlichen Opfern. Sie wechselte leise ein paar Worte mit Elwig und verschwand dann in dem Gehölze, wohin sich die schwarzen Krieger zurückgezogen hatten.

Die Priesterin kauerte sich abermals zu mir und sagte mit dumpfer Stimme:

„Du willst eine Unterredung mit meinem Bruder König Neroweg, dem furchtbaren Adler, pflegen . . . ich lasse ihn holen ... er wird kommen; doch Du wirst nicht mit ihm von den Schätzen sprechen."

„Warum nicht?"

„Er würde sie behalten."

„Wie... er, Dein Bruder, würde die Reichthümer nicht mit Dir, seiner Schwester, theilen!..."

Ein bitteres Lächeln zog die Lippen von Elwig zusammen, und sie erwiederte:

„Mein Bruder hätte mir beinahe den Arm mit einem Axthieb abgeschlagen, weil ich einen Theil seiner Beute anrühren wollte."

„Behandeln sich so Brüder und Schwestern unter den Franken?"

„Bei den Franken," antwortete Elwig mit einer immer finsterern Miene, „bei den Franken hat der Krieger zu ersten Sklavinnen seine Mutter, seine Schwestern und seine Frauen."

„Seine Frauen!... haben sie denn mehrere?..."

„Alle diejenigen, welche sie wegführen und ernähren können, gerade wie sie so viele Pferde haben, als sie zu füttern vermögen."

„Wie! ein heiliges und ewiges Band verknüpft nicht, wie bei uns, den Gatten mit der Mutter seiner

Kinder? ... Wie! Schwestern, Frauen, Mütter sind Sklavinnen? ... Gesegnet von den Göttern ist Gallien mein Vaterland, wo unsere Mütter und unsere Gattinnen, von Allen verehrt, im Rathe der Nation sitzen und ihre Ansicht geltend machen, welche häufig weiser ist, als die ihrer Männer und ihrer Söhne."

Zitternd vor Gierde, antwortete Elwig nichts auf meine Worte, und sie fuhr fort:

„Von diesen Schätzen wirst Du also nichts zu Neroweg sagen; er würde sie für sich behalten ... Du wirst die Nacht abwarten, um das Lager zu verlassen. ... Ich nenne Dir dann den Weg, begleite Dich, und Du gibst mir alle diese Geschenke, mir allein ... mir allein! ..."

Und sie brach abermals in ein Gelächter beinahe wahnsinniger Freude aus und fügte bei:

„Goldene Armspangen! Perlenhalsbänder! Ohrgehänge von Rubinen! Diademe von Edelsteinen! ... Ich werde schön sein wie eine Kaiserin! ... oh! ich werde sehr schön sein in den Augen von Riowag!"

Dann warf sie einen verächtlichen Blick auf ihre plumpen kupfernen Armspangen, die sie, die Arme schüttelnd, rasseln ließ, und wiederholte:

„Ich werde sehr schön sein in den Augen von Riowag ..."

„Weib," sagte ich zu ihr, „Deine Ansicht ist klug; wir werden die Nacht abwarten müssen, um Beide das Lager zu verlassen und das Ufer zu erreichen!"

Dann, da ich Elwig noch weiter in's Vertrauen mit mir dadurch setzen wollte, daß ich mir den Anschein gab, als interessirte ich mich für ihre gefallsüchtige Habgier, fragte ich:

„Aber wenn Dein Bruder Dich mit diesen herrlichen Juwelen geschmückt sieht, wird er sie Dir vielleicht nehmen?"

„Nein," erwiederte sie mit einer seltsamen, finsteren Miene, „nein, er wird sie mir nicht nehmen ..."

„Wenn Neroweg, der furchtbare Adler, so gewaltthätig ist, als Du sagst, wenn er Dir beinahe einmal den Arm abgeschlagen hätte, weil Du seinen Antheil an der Beute berühren wolltest," sprach ich erstaunt über ihre Antwort und in der Absicht, den Grund ihres Gedankens zu erforschen, „wer wird Deinen Bruder abhalten, sich dieses Schmucks zu bemächtigen?"

Sie zeigte mir ihr breites Messer mit einem Ausdruck kalter Wildheit, der mich beben machte, und sagte zu mir:

„Wenn ich heute Nacht den Schatz habe, trete ich in die Hütte meines Bruders ein . . . ich theile sein Bett wie gewöhnlich, und während er schläft, siehst Du, tödte ich ihn."

„Dein Bruder!" rief ich bebend, denn ich glaubte kaum, was ich hörte, obgleich die Kunde von der gräßlichen Sittenlosigkeit der Franken nicht neu für mich war. „Dein Bruder!... Du theilst sein Bett?..."

Der Priesterin schien mein Erstaunen nicht aufzufallen, und sie antwortete mit düsterer Miene:

„Ich theile das Bett meines Bruders, seitdem er mir Gewalt angethan hat... Das ist das Loos beinahe aller Schwestern der fränkischen Könige, welche ihnen in den Krieg folgen... Habe ich Dir nicht gesagt, ihre Mütter, ihre Schwestern seien die ersten Sklavinnen von unseren Herren? und wer ist die Sklavin, die nicht freiwillig oder mit Gewalt das Lager ihres Gebieters theilt? Mein Vater hat seiner Mutter, welche schön war, Gewalt angethan, und eines Tags verfolgte er mich . . . und . . ."

„Schweige, Weib!" rief ich, Elwig unterbrechend, „schweige! Deine ungeheuerlichen Worte würden den Blitz des Himmels auf uns herabziehen!"

Und ohne daß ich ein Wort beifügen konnte, betrachtete ich dieses Geschöpf voll Entsetzen . . . Diese Mischung von Habgier, Ausschweifung, Barbarei und albernem Vertrauen, denn Elwig eröffnete sich mir, den

sie zum ersten Mal sah, mir, einem Feinde, über den Brudermord, den sie vollbringen wollte... dieser Brudermord, welchem die Blutschande, erlitten von dieser Priesterin eines blutigen Cultus, voranging, die das Bett ihres Bruders theilte und sich einem andern Mann hingab ... Dies Alles erschreckte mich, obschon ich, ich wiederhole es, oft von den abscheulichen Sitten dieser ausschweifenden, wilden Barbaren hatte reden hören.

Elwig schien die Ursache meines Stillschweigens und des Ekels, den sie mir einflößte, nicht zu vermuthen; sie murmelte ein paar unverständliche Worte, während sie die kupfernen Spangen zählte, mit denen ihre Arme bedeckt waren; dann sagte sie mit nachdenkender Miene zu mir:

„Werde ich wohl neun neue, schöne Armspangen bekommen, um diese zu ersetzen? ... Werden alle in einem Säckchen Platz haben, das ich unter meinem Rock zu verbergen gedenke, wenn ich nach der Hütte des Königs, meines Bruders, zurückkehre, um sein Bett zu theilen und ihn im Schlaf zu tödten?"

Diese kalte, so zu sagen, naive Grausamkeit verdoppelte die Abneigung, die mir dieses Geschöpf einflößte. Ich schwieg; da rief sie:

„Du antwortest mir nicht in Betreff der Juwelen? Spielst Du den Stummen?"

Nun schien sie plötzlich eine Idee zu berühren, und sie fügte bei:

„Und ich habe gesprochen! ... Wenn er Neroweg Alles sagen würde! ... Er würde mich tödten, mich und Riowag ... Der Gedanke an diese Schätze hat mich toll gemacht!"

Rasch wandte sie sich abermals nach der Höhle und rief.

Eine zweite Alte, nicht minder häßlich als die erste, lief herbei; sie hielt in der Hand einen Ochsenknochen, woran ein halbgekochter Fetzen Fleisch hing, an welchem sie nagte.

„Geschwinde hierher," sagte die Priesterin zu ihr, „und laß Deinen Knochen dort."

Die Alte gehorchte mit Bedauern und Brummen, wie ein Hund, dem man seine Beute nimmt, legte den Knochen auf einen der hervorspringenden Steine am Eingang der Grotte, und näherte sich, ihre Lippen abwischend.

„Mache Feuer unter dem ehernen Kessel," sprach die Priesterin zu der Alten.

Diese kehrte in die Höhle zurück, und brachte sodann in einer Hand ein paar flammende Brände. Bald brannte ein großes Feuer unter dem Kessel.

„Nun," sprach Elwig zu der Alten, indem sie auf mich deutete, der ich immer noch, die Hände hinter den Rücken gebunden und die Beine umschnürt, zu den Füßen der höllischen Gottheit auf der Erde lag, „nun kniee auf ihn."

Ich konnte keine Bewegung machen; die häßliche Alte knieete auf den Panzer, mit dem meine Brust bedeckt war, und fragte die Priesterin:

„Was soll ich thun?"

„Ziehe ihm die Zunge heraus, ich werde sie abschneiden."

Ich begriff nun, daß Elwig, Anfangs zu gefährlichen Geständnissen durch ihre zügellose Lüsternheit fortgerissen, es sich jetzt zum Vorwurf machte, daß sie unbedachtsam von ihren gräßlichen Liebschaften und ihren brudermörderischen Absichten gesprochen, und nun kein besseres Mittel fand, um mich zum Stillschweigen gegen ihren Bruder zu zwingen, als das, mir die Zunge abzuschneiden. Ich glaubte, dieser Plan sei leicht zu fassen, aber schwer auszuführen, denn ich drückte die Zähne aus Leibeskräften aneinander.

„Presse ihm den Hals zusammen," sagte Elwig zu der Alten; „er wird den Mund öffnen, die Zunge herausstrecken, und ich werde sie ihm dann abschneiden."

Immer noch auf meinem Panzer knieend, neigte sich

die Alte so tief zu mir herab, daß ihr häßliches Gesicht beinahe das meinige berührte; bald fühlte ich die gekrümmten, nervigen Finger der Dienerin von Elwig meine Gurgel zusammenpressen. Einige Augenblicke kämpfte ich gegen das Ersticken und that die Zähne nicht auseinander, aber endlich fühlte ich mich, wie es Elwig vorhergesehen, dem Ersticken nahe und öffnete unwillkührlich meinen Mund. Elwig streckte sogleich ihre Finger hinein, um meine Zunge zu packen. Ich biß so grausam darauf, daß sie ihre Hand, einen Schmerzensschrei ausstoßend, zurückzog.

Bei diesem Schrei sah ich aus dem Gehölze, wohin sie sich auf den Befehl der Priesterin zurückgezogen, die schwarzen Krieger und Riowag herauskommen. Dieser lief herbei; doch plötzlich blieb er unentschlossen beim Anblick einer Truppe von Franken, die von der entgegengesetzten Seite in die Lichtung hereinkamen, stehen; einer von denjenigen, welche zuletzt erschienen, rief mit heiserer, gebieterischer Stimme:

„Elwig!"

„Der König, mein Bruder," murmelte die Priesterin, beständig neben mir knieend.

Und sie schien mir ihr Messer zu suchen, das während unseres kurzen Kampfes zu Boden gefallen war.

„Sei unbesorgt . . . ich werde stumm sein . . . Du sollst den Schatz allein haben," sagte ich leise zu Elwig, denn ich befürchtete, sie könnte mich in ihrem Schrecken töden, und hoffte mir für jeden Fall ihren Beistand zu sichern und mir dadurch, daß ich ihrer Habgier schmeichelte, die Mittel zur Flucht zu verschaffen.

Glaubte nun Elwig meinem Worte, oder hielt sie die Gegenwart ihres Bruders ab, mich zu erwürgen, sie warf mir einen bezeichnenden Blick zu und blieb, den Kopf mit einer nachdenkenden Miene auf ihre Brust geneigt, an meiner Seite knieen; die Alte, die sich wieder erhoben hatte, lastete nicht mehr auf meinem Panzer;

ich konnte frei athmen und sah den furchtbaren Adler, in Begleitung von drei andern fränkischen Königen, wie sich diese Räuberanführer nennen, drei Schritte von mir stehen.

Neroweg war ein Mann von colossalem Wuchse; sein Bart war durch den Gebrauch des Kalkwassers kupferroth geworden, wie seine mit Fett eingeschmierten und um die Stirne zurückgeschlagenen Haare. Oben auf seinem Kopf mit einer ledernen Flechte festgebunden, fiel dieses Haar auf seine Schultern herab, wie die Mähne eines Helmes; über jeder von seinen dicken rothen Augenbrauen sah ich einen blau tatowirten Adlerfang, während eine scharlachrothe Tatowirung, die wellenförmigen Bewegungen einer Schlange vorstellend, seine Stirne umzog; seine linke Wange war auch mit einer roth und blauen Tatowirung, aus Querstrichen bestehend, bedeckt; doch auf der rechten Wange verschwand dieser Zierrath beinahe gänzlich in der Tiefe einer Narbe, welche unter dem Auge anfing und sich in seinem struppigen Bart verlor. Schwere, plump gearbeitete, an seinen Ohren befestigte goldene Platten zogen diese herab und fielen auf seine Schultern; ein großes silbernes Halsband wand sich zwei oder dreimal um seinen Hals und fiel bis auf seine halbnackte Brust herab. Als Kleidung hatte er über seiner linnenen, beinahe schwarzen Tunica, so unreinlich war sie, eine Kasake von Thierfell. Seine Beinkleider, von demselben Stoff und ebenso schmutzig als seine Tunica, schlossen sich an diese an und waren durch eine breite Koppel festgebunden, woran auf der einen Seite ein langes Schwert, auf der andern eine Art von schneidendem Steine hingen; breite Streifen von gegerbter Haut (von Menschenhaut vielleicht) kreuzten sich über seinen Beinkleidern von der Fußbiege bis über das Knie; er stützte sich auf eine mit einem scharfen Eisen versehene Halbpike. Die anderen Könige, welche Neroweg begleiteten, waren ungefähr tatowirt, gekleidet

und bewaffnet wie er; in den Zügen Aller lag der Ausdruck eines wilden Ernstes.

Elwig, welche immer noch stillschweigend bei mir kniete, hatte bis jetzt mein Gesicht Neroweg verborgen. Er berührte auf eine brutale Weise mit dem Ende des Schaftes seiner Pike die Schultern seiner Schwester und sagte mit hartem Tone zu ihr:

„Warum hast Du mich holen lassen, ehe Du für Deine Weissagungen diesen gallischen Hund gesotten, dessen Haut mir meine Schinder geben wollten?"

„Die Stunde ist nicht günstig," erwiederte die Priesterin mit geheimnißvollem Ton; „die Stunde der Nacht, der schwarzen Nacht, ist besser, um den höllischen Göttern zu opfern. Dieser Gallier, o mächtiger König! behauptet, er sei mit einer Botschaft für Dich von Victoria und ihrem Sohne beauftragt gewesen."

Neroweg trat näher zu mir und schaute mich Anfangs mit einer verächtlichen Gleichgültigkeit an; dann betrachtete er mich aufmerksamer und bückte sich, um mich besser anzusehen; da nahmen seine Züge plötzlich einen Ausdruck des Hasses und triumphirender Wuth an, und er rief, als könnte er seinen Augen nicht trauen:

„Er ist es! . . . es ist der Reiter mit dem Grauschimmel . . . er ist es!"

„Du kennst ihn?" fragte Elwig ihren Bruder. „Du kennst diesen Gefangenen?"

„Gehe!" rief Neroweg ungestüm. „Fort von hier!"

Dann schaute er mich abermals an und wiederholte:

„Er ist es ... der Reiter mit dem Grauschimmel!"

„Du hast ihn also in der Schlacht getroffen?" fragte Elwig ihren Bruder. „Antworte!"

„Wirst Du wohl gehen!" erwiederte Neroweg, seinen Stock gegen die Priesterin erhebend. „Ich habe gesprochen! gehe!"

Ich heftete in diesem Moment die Augen auf die Gruppe der schwarzen Krieger und sah, wie Riowag,

der König der schwarzen Krieger, kaum von seinen Gefährten zurückgehalten, mit der Hand nach seinem Schwerte fuhr, um ohne Zweifel die Elwig von Neroweg widerfahrene Beschimpfung zu rächen.

Doch weit entfernt, ihrem Bruder zu gehorchen, und ohne Zweifel befürchtend, ich würde in ihrer Abwesenheit dem furchtbaren Adler von den brudermörderischen Plänen seiner blutschänderischen Schwester und von den reichen Geschenken von Victoria sagen, rief sie:

„Nein ... nein ... ich bleibe hier ... Dieser Gefangene gehört mir für meine Weissagungen . . . Ich entferne mich nicht von ihm . . . ich behalte ihn ...“

Statt jeder Antwort, gab Neroweg Elwig ein paar Streiche mit dem Schafte seiner Pike auf den Rücken; dann winkte er, und mehrere Männer von seiner Begleitung stießen die Priesterin, sowie die zwei alten Weiber, in die Höhle zurück, deren Ausgang sie mit dem Schwerte in der Hand bewachten.

Die schwarzen Krieger, die ihren König Riowag umgaben, mußten sich gewaltig anstrengen, daß dieser nicht mit gezücktem Schwert auf den schwarzen Adler losstürzte; Neroweg aber, der nur an mich dachte, bemerkte die Wuth seines Nebenbuhlers nicht, und sagte mit einer vor Zorn zitternden Stimme zu mir, indem er mich mit dem Fuße stieß:

„Erkennst Du mich, Hund?“

„Ich erkenne Dich . . .“

„Diese Wunde,“ fuhr Neroweg, seinen Finger an die tiefe Narbe haltend, von der seine Wange durchfurcht war, fort, „diese Wunde, erkennst Du sie?“

„Ja, es ist mein Werk ... Ich habe als Soldat mit Dir gekämpft.“

„Du lügst! Du hast als Feiger gegen mich gekämpft, . . . zwei gegen Einen.“

„Du griffst mit Wuth den Sohn von Victoria, der Großen, an; er war sogar verwundet ... seine Hand

konnte kaum sein Schwert halten . . . ich kam ihm zu Hülfe."

„Du hast mich mit Deinem gallischen Säbel in's Gesicht gezeichnet! . . . Hund . . ."

So sprechend versetzte mir nun Neroweg mehrere Hiebe mit dem Schafte seiner Pike zum großen Gelächter der andern Könige.

Ich erinnerte mich meines Ahnherrn Guilhern, der, als Sklave gefesselt, mit Würde die feigen, grausamen Mißhandlungen der Römer nach der Schlacht bei Vannes ertrug, ahmte ihm nach und sagte nur ganz einfach:

„Du schlägst einen gebundenen, entwaffneten Soldaten, der, dem Waffenstillstand vertrauend, friedlich zu Dir gekommen ist . . . das ist eine große Feigheit! . . . Du würdest es nicht wagen, Deinen Stock gegen mich zu erheben, wenn ich mit dem Schwerte in der Hand hier stände."

Der fränkische Häuptling lachte auf eine plumpe, grausame Weise und erwiederte:

„Ein Narr, wer seinen entwaffneten Feind tödten kann, und tödtet ihn nicht. Gern möchte ich Dich zweimal tödten können . . . Du bist doppelt mein Feind . . . Ich hasse Dich, weil Du ein Gallier, ich hasse Dich, weil Deine Race Gallien, das Land der Sonne, des guten Weines und der schönen Frauen, besitzt . . . ich hasse Dich, weil Du mich im Gesicht gezeichnet hast und weil diese Wunde mir ewig zur Schande gereicht . . . Ich will Dich also so viel leiden lassen, daß Deine Leiden zwei Toden, tausend Toden gleichkommen, wenn ich kann, gallischer Hund!"

„Der gallische Hund ist ein edles Thier für die Jagd und den Krieg," entgegnete ich; „der fränkische Wolf ist ein Thier des Raubes und des Blutbads; binnen Kurzem aber werden die braven gallischen Hunde von ihren Grenzen diese Bande gefräßiger Wölfe, welche aus den Wäldern des Nordens gekommen ist, verjagt

haben . . . Nimm Dich in Acht! . . . Wenn Du Dich weigerst, die Botschaft von Victoria, der Großen, und ihrem muthigen Sohn anzuhören, nimm Dich in Acht! Zwischen dem fränkischen Wolf und dem gallischen Hund wird ein Krieg auf Leben und Tod, ein Vertilgungskrieg entbrennen."

Neroweg knirschte vor Wuth mit den Zähnen, nahm seine Axt von seiner Seite, faßte sie mit beiden Händen und schwang sie über mir, um mir den Schädel einzuschlagen; aber zwei von den andern Königen hielten den Arm des Bruders von Elwig zurück und sagten ein paar Worte zu ihm, die ihn zu beruhigen schienen. Er verständigte sich sodann mit ihnen und sprach zu mir:

„Wie lautet die Botschaft, mit der Du von Victorin für die Könige der Franken beauftragt bist?"

„Der Botschafter von Victorin und von Victoria, der Großen, muß stehend, ohne Bande und mit hoher Stirne sprechen, und nicht auf der Erde liegend und gebunden, wie der Ochs, der auf das Messer des Schlächters wartet . . . Laß mich von diesen Banden befreien, und ich werde sprechen . . . wenn nicht, nein!"

„Sprich auf der Stelle . . . ohne Bedingung, gallischer Hund! . . ."

„Nein."

„Ich werde Dich wohl sprechen machen!"

„Versuche es!"

Neroweg sagte ein paar Worte zu einem von den andern Königen. Dieser nahm unter der ehernen Kufe zwei flammende Brände; man packte mich bei den Schultern und bei den Füßen, um mich zu verhindern, irgend eine Bewegung zu machen, während der Franke die Brände auf das Eisen meines Panzers legte und, indem er sie darauf festhielt, eine Art von Kohlengluth machte; hiebei brach Neroweg in ein schallendes Gelächter aus, und er sagte zu mir:

„Du wirst sprechen! oder man röstet Dich, wie die Schildkröte in ihrer Schaale.

Das Eisen meines Panzers fing an sich unter dieser Gluth zu erwärmen, welche zwei von den fränkischen Königen mit ihrem Hauche anfachten. Ich litt arge Schmerzen und rief:

„Ah! Neroweg... Neroweg!... feiger Henker! ich würde diese Qualen mit Freuden erdulden, um noch einmal von Angesicht zu Angesicht und mit einem guten Schwerte in der Hand Dir gegenüber zu stehen und Dich auf der andern Wange zu zeichnen! . . . Oh! Du hast es gesagt, zwischen unseren beiden Geschlechtern Haß auf den Tod!"

„Wie lautet die Botschaft von Victoria?" wiederholte der furchtbare Adler. „Antworte!"

Ich blieb stumm, obgleich der Schmerz sehr heftig für mich wurde, denn mein Panzer erhitzte sich immer mehr und auf allen Theilen.

„Wirst Du sprechen!" rief abermals der fränkische Häuptling, der über meine Beharrlichkeit erstaunt zu sein schien.

„Ich habe es Dir gesagt: der Bote von Victoria spricht stehend und frei," erwiederte ich, „wenn nicht, nein!"

Mochte es nun der fränkische König seinem Interesse angemessen glauben, die Botschaft, die ich überbrachte, kennen zu lernen, mochte er sich den Bemerkungen seiner Gefährten fügen, welche minder grausam, als er, einer von ihnen schnallte das Kinnband meines Helmes los, nahm mir diesen vom Kopf, füllte ihn an der Quelle, welche zwischen den Felsen der Höhle hervorsprudelte, und goß dieses frische Wasser auf meinen brennenden Panzer, wonach er allmälig erkaltete.

„Löset seine Bande," sprach Neroweg, „aber umschließt ihn, und er falle von Stichen durchbohrt, wenn er die Flucht versuchen will..."

Ich erlangte meine Kräfte wieder, während man

mir meine Bande abnahm; denn der Schmerz hatte mich einer Ohnmacht nahe gebracht. Ich trank ein wenig Wasser, das auf dem Boden des Helmes geblieben war; dann stand ich auf, mitten unter den drei Königen, die mich umgaben, um mir den Rückzug abzuschneiden.

Neroweg sagte zu mir:

„Wie lautet Deine Botschaft?“

„Ein Waffenstillstand ist zwischen unseren beiden Heeren geschlossen worden . . . Victoria und ihr Sohn schicken mich, um Dir Folgendes zu sagen: Seitdem Ihr Eure Wälder im Norden verlassen habt, besitzt Ihr das ganze deutsche Land, das sich auf dem linken Ufer des Rheins ausdehnt. . . Dieser Boden ist so fruchtbar, als der Galliens. Vor Eurem Einfall brachte er Alles im Ueberfluß hervor; Eure Gewaltthaten, Eure Grausamkeiten haben beinahe alle seine Einwohner zur Flucht bewogen; doch der Boden bleibt ein fruchtbarer Boden. . . . Warum baut Ihr ihn nicht an, statt uns unabläßig zu bekriegen und vom Raub zu leben? Ist es die Liebe zu den Schlachten, die Euch hiezu antreibt? . . . Wir Gallier kennen besser, als irgend Jemand, diesen Uebermuth, und wir wollen ihn auch befriedigen; schickt bei jedem Neumond tausend, zweitausend auserlesene Krieger auf eine der großen Inseln des Rheins, unserer gemeinschaftlichen Grenze; wir werden eine gleiche Anzahl Krieger schicken, und man wird sich tüchtig und nach dem Belieben eines Jeden schlagen; aber Ihr Franken auf der einen Seite des Rheins und wir Gallier auf der andern, wir werden wenigstens im Frieden unsere Felder bestellen, arbeiten, fabriciren, unser Land bereichern können, ohne schlimmer Weise genöthigt zu sein, immer ein Auge auf die Grenze gerichtet und ein Schwert am Griff des Pfluges hängend zu haben. Verweigert Ihr das, so fangen wir einen Vertilgungskrieg an, um Euch von unsern Grenzen zu verjagen und Euch in Eure Wälder zurückzutreiben! Ist man so benachbart,

und nur durch einen Fluß getrennt, so muß man gut Freund sein, oder es muß eines von den beiden Völkern das andere vernichten . . . Wählet! Ich habe gesprochen im Namen von Victoria, der Großen, und ihrem Sohne Victorin."

Neroweg berieth sich mit mehreren von den Königen, von denen er umgeben war, und antwortete dann frecher Weise:

„Der Franke gehört nicht zu jenen gemeinen Racen, welche, wie die gallische Race, den Boden anbauen und bearbeiten: der Franke liebt die Schlacht; er liebt besonders aber auch die Sonne, den guten Wein, die schönen Waffen, die glänzenden Stoffe, die goldenen und silbernen Becher, die reichen Halsbänder, die großen, gut gebauten Städte, die herrlichen Paläste nach der römischen Mode, die hübschen gallischen Frauen, die fleißigen, der Peitsche unterworfenen Sklaven, welche für ihre Herren arbeiten, während diese trinken, singen, schlafen, der Liebe fröhnen oder Krieg führen . . . Doch in ihrem düstern Nordland finden die Franken weder eine gute Sonne, noch guten Wein, noch schöne Waffen, noch glänzende Stoffe, noch silberne und goldene Becher, noch große und gut gebaute Städte, noch herrliche Paläste, noch hübsche gallische Frauen... Dies Alles findet sich bei Euch, Ihr gallischen Hunde . . . wir wollen es Euch nehmen, ja wir wollen uns in Eurem fruchtbaren Lande niederlassen . . . Alles genießen, was es enthält, während Ihr, unter unser starkes Schwert gebeugt, arbeiten sollt, und Eure Frauen, Eure Töchter, Eure Schwestern in unserem Bett schlafen, die Leinwand unserer Hemden spinnen und weben und sie waschen werden . . . Hörst Du das, gallischer Hund?"

Die anderen Häuptlinge billigten die Worte von Neroweg durch ihr Gelächter und ihr Geschrei, und alle wiederholten:

„Ja . . . das ist es, was wir wollen . . . hörst Du das, gallischer Hund?"

„Ich höre," erwiederte ich, denn ich konnte mich nicht enthalten, über diese ungeschlachte Frechheit zu spotten. „Ich höre, Ihr wollt uns erobern, knechten, wie dies die Römer eine Zeitlang gethan haben, nachdem Jahrhunderte hindurch das Weltall von unserer Race beherrscht, besiegt worden war ... Doch, meine ehrlichen Barbaren, die Ihr die Sonne, das Land, den Wohlstand und die Frauen der Andern so sehr liebt, Ihr vergeßt, daß die Römer, trotz ihrer Universalmacht und ihrer zahllosen Heere, durch unsere Waffen gezwungen worden sind, uns unsere Freiheiten eine nach der andern zurückzugeben, so daß zu dieser Stunde die Römer nicht mehr unsere Eroberer, sondern unsere Verbündeten sind ... Meine ehrlichen Barbaren, die Ihr die Sonne, das Land, den Wohlstand und die Frauen Anderer so sehr liebt, höret Folgendes: Wir Gallier werden, allein und ohne das römische Bündniß, Euch von unsern Grenzen verjagen oder Euch bis auf den letzten Mann vertilgen, wenn Ihr beharrlich schlechte Nachbarn zu sein fortfahrt und uns unser altes Gallien zu rauben trachtet."

„Ja, Räuber sind wir!" rief Neroweg, „und beim Schnee Germaniens! wir werden Gallien rauben!... Unser Heer ist zwanzigmal zahlreicher, als das Eure; Ihr habt Eure Paläste, Eure Städte, Eure Reichthümer, Eure Frauen, Eure Sonne, Eure fruchtbare Erde zu vertheidigen ... Wir, wir haben Nichts zu vertheidigen und Alles zu nehmen! Wir lagern unter unsern Hütten oder schlafen auf der Schulter unserer Pferde; unser einziger Reichthum ist das Schwert; wir haben Nichts zu verlieren, Alles zu gewinnen ... Wir werden Alles gewinnen und Deine Race knechten, verfluchter Gallier!"

„Frage die Römer, deren Heer zahlreicher war, als das Deinige, wie viel fremde Cohorten die Erde der Gallier verschlungen hat! Die größten Schlachten, welche diese Eroberer der Welt geliefert, haben sie nicht den

vierten Theil der Soldaten gekostet, die von unseren Vätern, empörten Sklaven, mit der Sense und der Heugabel erstochen worden sind ... Nimm Dich in Acht! nimm Dich in Acht! ... wenn er seinen Boden, seinen Herd, seine Familie, seine Freiheit vertheidigt, ist das Schwert des gallischen Soldaten sehr stark, ist sie sehr scharf, die Sense, ist sie sehr schwer, die Heugabel des gallischen Bauern! ... Nehmt Euch in Acht! nehmt Euch in Acht! wenn Ihr schlechte Nachbarn bleibt, werden die Sense und die Heugabel des Galliers genügen, um Euch zu Eurem Schnee zurückzutreiben, Ihr Leute der Trägheit, des Raubes und des Blutbads, die Ihr die Arbeit, den Boden, das Weib und die Sonne Anderer durch den Raub und die Schlächterei genießen wollt! ..."

„Und Du, gallischer Hund, wagst es, so zu sprechen?" rief Neroweg, mit den Zähnen knirschend, „Du, ein Gefangener! Du, unter der Spitze unserer Schwerter?"

„Der Augenblick scheint mir gut, um dies zu sagen."

„Und mir scheint der Augenblick gut, um Dich tausend Tode leiden zu lassen!" rief der fränkische Häuptling, nicht minder wüthend, als seine Gefährten. „Ja, Du sollst tausend Tode erdulden, wonach meine einzige Antwort auf die freche Botschaft von Victoria sein wird, daß ich ihr Deinen Kopf schicke und sagen lasse, ich, Neroweg, der furchtbare Adler, da Deine Victoria, die Große, noch schön ist, ich werde sie, ehe die Sonne sechsmal aufgegangen, mitten aus ihrem Lager holen, sie mein Bett theilen lassen und dann meinen Leuten preisgeben, damit sie sich auch mit Victoria, der großen und stolzen Gallierin, belustigen."

Bei dieser abscheulichen Unverschämtheit, über eine Frau ausgesprochen, die ich am höchsten in der Welt verehrte, verlor ich unwillkürlich meine Kaltblütigkeit; ich war entwaffnet, aber ich hob vom Boden einen von den nun erloschenen Bränden auf, deren die Franken

sich bedient hatten, um mich zu martern. Ich packte das schwere Scheit und schlug damit Neroweg so gewaltig an den Kopf, daß er, vom Schlag betäubt, zwei Schritte rückwärts machte, stolperte und ohne Bewußtsein niederfiel.

Sogleich trafen mich zehn Schwertstreiche; doch mein Helm und mein Panzer schützten mich, denn in ihrer blinden Wuth hieben die fränkischen Häuptlinge auf den Zufall, und schrieen:

„Er muß sterben!"

Riowag, der Anführer der schwarzen Krieger, Riowag allein suchte den Streich, den ich seinem Nebenbuhler Neroweg versetzt hatte, nicht zu rächen; er benützte den Tumult, um in die Höhle einzudringen, in die man Elwig zurückgestoßen hatte; denn die zwei Häuptlinge, welche mit dem Schwerte in der Hand den Ausgang der Grotte bewachten, waren dem einige Schritte von da niedergeworfenen furchtbaren Adler zu Hülfe geeilt.

Wenige Augenblicke, nachdem Riowag in die Grotte eingetreten war, stürzten die Priesterin und die zwei Alten, die Haare in Unordnung, die Miene verstört, die Hände zum Himmel erhoben, hervor und riefen:

„Die Stunde ist gekommen ... die Sonne sinkt ... die Nacht naht heran ... Tod! ... Tod dem Gallier! ... Er hat den furchtbaren Adler geschlagen! ... Tod! Tod dem Gallier! ... Bindet ihn! ... Wir werden die Vorzeichen in dem Zauberwasser lesen, worin er sieden soll!"

„Ja ... Tod!" schrieen die Franken, indem sie über mich herfielen und mich mit neuen Banden beluden. „Er sterbe in einer langen Marter."

„Die Priesterinnen der Marter sind wir," riefen gleichzeitig Elwig und die zwei Alten, die seltsamen Verdrehungen verdoppelnd, welche allmälig den fränkischen Häuptlingen einen Schrecken einzuflößen schienen.

„Du, der Du meinen Bruder, das Blut meines Blutes, geschlagen hast!" rief Elwig, indem sie ihre

Arme verdrehte, ein gräßliches Geheul ausstieß, und sich mit einer verstellten oder wirklichen Wuth auf mich warf. „Die höllischen Götter haben Dich mir preisgegeben! . . . Kommt, kommt, schleppen wir ihn in die Höhle,“ fügte sie, sich an die Alten wendend, bei; „man muß ihn durch Qualen auf den Tod vorbereiten.“

Die Verwirrung, welche unter die Franken der Schlag, den ich Neroweg versetzt, gebracht hatte, verhinderte sie Anfangs, sich dem Vorhaben von Elwig zu widersetzen; mehrere Häuptlinge schlossen sich ihr sogar an, um mich in die Höhle zu stoßen, während andere um den furchtbaren schwarzen Adler, der bleich, leblos, mit blutiger Stirne auf der Erde ausgestreckt lag, bemüht waren.

„Unser großer Anführer ist nicht todt,“ sagten die Einen; „seine Hände sind warm und sein Herz schlägt.“

„Man muß ihn in seine Hütte bringen.“

„Stirbt er, so loosen wir um seine fünf Rappen und um sein schönes gallisches Schwert mit dem goldenen Griff.“

„Die Pferde und die Waffen von Neroweg gehören dem nach ihm ältesten Anführer,“ rief einer von denjenigen, welche den furchtbaren Adler unterstützten. „Und dieser Anführer bin ich . . . Mir also die Rosse und die Waffen!“

„Du lügst,“ rief derjenige, welcher Neroweg auf der andern Seite unterstützte. „Seine Rosse und seine Waffen gehören mir; ich bin sein ältester Kriegsgefährte, und er hat zu mir gesagt: „„Wenn ich sterbe, sollen meine Waffen und meine Pferde Dir gehören.““

„Nein!“ schrieen die anderen Häuptlinge, „nein! Alles was von Neroweg kommt, muß unter uns ausgeloost werden.“

Von der Schwelle der Höhle aus, wo ich nun eineintrat, sah ich den Streit sich entflammen; die Schwerter glänzten und kreuzten sich unter einem gewaltigen Tumult, indeß Neroweg, immer bewußtlos, während dieses

Streites verlassen war und mit den Füßen getreten wurde; der Kampf sollte blutig werden, als Elwig, die mich bei den Zugängen ihrer Höhle ließ, unter die Kämpfenden sprang, die sie zu trennen suchte, und ihnen mit schallender Stimme zurief:

„Schmach und Verderben den Feigen, die sich um die Verlassenschaft desjenigen streiten, welcher weder todt, noch gerächt ist! . . . Schmach und Verderben den Feigen, die sich um die Verlassenschaft des Bruders vor seiner Schwester streiten! . . . Schmach und Verderben den Ruchlosen, welche die Ruhe eines den höllischen Gottheiten geweihten Ortes stören! . . .“

Dann richtete sie sich mit einer begeisterten, furchtbaren Miene in ihrer ganzen Höhe auf, streckte ihre beiden geschlossenen Hände über ihrem Kopfe empor und rief:

„Ich habe meine beiden Hände voll gräßlicher Mißgeschicke . . . Soll ich sie auf Euch öffnen? . . . Zittert! zittert!“

Auf diese Drohung beugten die erschrockenen Barbaren unwillkührlich das Haupt, als befürchteten sie, von den geheimnißvollen Mißgeschicken betroffen zu werden, die aus den Händen der Priesterin hervorgehen sollten. Sie steckten ihre Schwerter wieder in die Scheide, und ein tiefes Stillschweigen trat ein.

„Tragt den furchtbaren Adler in seine Hütte,“ sagte nun Elwig; „die Schwester begleitet ihren verwundeten Bruder; der gallische Gefangene wird in dieser Höhle von Map und Mob, die mir bei den Opfern beistehen, bewacht werden. Zwei von Euch bleiben, mit dem Schwerte in der Hand, beim Eingang dieser Höhle. Die Nacht rückt heran ... ist sie eingetreten, so wird Elwig mit Neroweg hierher zurückkommen ... Die Hinrichtung des Gefangenen wird beginnen, und ich werde die Vorzeichen in dem Zauberwasser, in dem er bis zu seinem Tode sieden muß, lesen.“

Meine letzte Hoffnung verschwand; Elwig, die mit ihrem Bruder zurückkommen sollte, verzichtete ohne Zwei-

fel auf den Plan, den ihre Habgier ihr eingegeben hatte, auf den Plan, in dem ich meine Rettung sah. Ich war fest gebunden; man hatte mir die Hände hinter den Rücken gefesselt, und eine Koppel, die meine Beine umschlang, erlaubte mir kaum, mit sehr kleinen Schritten zu gehen. Ich folgte den zwei Alten in die Grotte, deren Eingang von mehreren bewaffneten Häuptlingen bewacht wurde. Je mehr ich im Innern des unterirdischen Gewölbes vorrückte, desto dunkler wurde es. Nachdem ich so lange unter der Führung der zwei Alten gegangen war, sagte eine von ihnen zu mir:

„Lege Dich auf die Erde, wenn Du willst; die Sonne ist verschwunden; ich will mit meiner Gefährtin, in Erwartung der Rückkehr von Elwig, das Feuer unter dem Kessel unterhalten . . . Du wirst nicht lange warten."

Die Alten verließen mich . . . ich blieb allein.

Ich sah in der Ferne den Eingang der Höhle immer finsterer werden, je mehr die Abenddämmerung der Nacht Platz machte. Bald war auf dieser Seite die Finsterniß vollkommen; nur von Zeit zu Zeit warf das Feuer, von den Alten unter dem ehernen Kessel angefacht, in die Nacht röthliche Scheine, welche auf der Schwelle der Grotte hinstarben.

Ich strengte mich an, um meine Bande zu zerreißen; wären einmal meine Hände und meine Beine frei gewesen, so würde ich einen von den Franken, welche die Höhle hüteten, entwaffnet und mich, mit dem Schwerte in der Faust, nach dem Ufer des Rheins, geleitet vom Rauschen des Stroms, gewandt haben. Douarnek hätte sich vielleicht, trotz meiner Befehle, noch nicht vom Ufer entfernt, um in unser Lager zurückzukehren; aber mit aller Anstrengung vermochte ich die Bogensehnen und die Koppeln, mit denen ich umschnürt war, nicht zu sprengen. Schon verkündigte mir ein dumpfer, zunehmender Lärm, daß viele Menschen herbeikamen und sich bei den Zugängen der Höhle versammelten, ohne Zweifel, um

meiner Marterung beizuwohnen und die Weissagungen der Priesterin zu hören.

Ich glaubte mich nur noch in mein Loos fügen zu müssen, und widmete einen letzten Gedanken meiner Frau und meinem Kinde, Victorin und Victoria.

Plötzlich hörte ich, mitten in der Finsterniß, von der ich umgeben war, zwei Schritte hinter mir die Stimme von Elwig. Ich bebte vor Erstaunen, denn ich war fest überzeugt, daß sie nicht durch den Eingang der Höhle gekommen.

„Folge mir," sagte sie zu mir.

Und zu gleicher Zeit faßte ihre brennende Hand die meinige.

„Wie kommst Du hierher?" fragte ich, zur Hoffnung wiedererwachend, indem ich mich zu gehen bemühte.

„Die Höhle hat zwei Ausgänge," antwortete Elwig; „der eine derselben ist geheim und nur mir allein bekannt . . . Durch diesen bin ich bis zu Dir gelangt, während die Könige mich um den Kessel versammelt erwarten. Komm! komm! . . . führe mich zu dem Boot, wo der Schatz ist!"

„Meine Beine sind umschnürt," entgegnete ich, „ich kann kaum einen Fuß vor den andern setzen."

Elwig erwiederte nichts; aber ich fühlte, daß sie mit ihrem Messer das Leder der Koppeln und die Bogensehnen durchschnitt, mit denen man mich an den Armen und an den Beinen gebunden hatte . . . Ich war frei! . . .

„Und Dein Bruder," fragte ich, während ich ihr auf den Fersen folgte, „ist er wieder zu sich gekommen?"

„Neroweg ist noch halb betäubt, wie der Ochs, den der Schlägel schlecht getroffen . . . Er wartet in seiner Hütte auf den Augenblick Deiner Marterung. Ich muß ihm die Stunde der Weissagungeu melden; er will Dich lange leiden sehen. Komm, komm!"

„Es ist so finster, daß ich nicht vor mir sehe."

„Gib mir Deine Hand."

„Wenn Dein Bruder des Wartens müde ist," sagte ich, indem ich mich führen ließ, „wenn er mit den Häuptlingen durch den andern Ausgang in diese Höhle eintritt und hier weder Dich, noch mich trifft, werden sie uns nicht verfolgen?"

„Ich allein kenne den geheimen Ausgang; mein Bruder und die Könige, wenn sie uns nicht hier finden, werden glauben, ich habe Dich zu den unterirdischen Göttern hinabsteigen lassen . . . sie werden mich noch mehr fürchten . . . Komm, komm!"

Während Elwig so zu mir sprach, folgte ich ihr durch einen so schmalen Gang, daß ich auf beiden Seiten die Felswände fühlte. Dann schien sich der Weg in die Eingeweide der Erde zu versenken; dann aber wurde er im Gegentheil für meine noch durch den heftigen Druck der Bande erstarrten Beine so schwer zu ersteigen, daß ich alle Mühe hatte, den hastigen Schritten der Priesterin zu folgen. Bald traf mich ein Luftstrom in's Gesicht; ich vermuthete, wir würden demnächst aus dem unterirdischen Gang hinauskommen.

„Heute Nacht," sagte Elwig keuchend zu mir, „heute Nacht, wenn ich meinen Bruder getödtet habe, um mich für seine Beleidigungen und Gewaltthätigkeiten zu rächen, fliehe ich mit einem König, den ich liebe . . . er erwartet uns vor dieser Höhle. Dieser König ist stark, muthig, wohl bewaffnet; er wird uns bis zu Deinem Boot begleiten . . . Hast Du mich getäuscht, so tödtet Dich Riowag, . . . hörst Du, Gallier!"

Diese Drohung erschreckte mich wenig . . . ich hatte freie Hände und Beine . . . es war meine einzige Besorgniß, Douarnek und das Boot nicht mehr zu finden.

Nach einigen Augenblicken waren wir außerhalb der Grotte . . . die Sterne glänzten so lebhaft am Himmel, daß man, sobald man auch vollends außerhalb des Waldes war, in dem wir uns noch befanden, auf einige Schritte vor sich sehen mußte.

Die Priesterin hielt einen Augenblick an und rief: „Riowag!“

„Riowag ist da ...“ antwortete eine Stimme so nahe, daß der König der schwarzen Krieger ohne Zweifel so wenig von mir entfernt war, daß er mich berühren konnte ... vergebens suchte ich jedoch seine schwarze Gestalt in der Nacht zu unterscheiden. Ich begriff mehr als je, wie furchtbar diese Krieger, die sich mit der Finsterniß vermengten, für die nächtlichen Hinterhalte sein mußten.

„Ist es weit von hier bis zu den Ufern des Rheins?“ fragte ich Riowag. „Du mußt den Ort wissen, wo ich gelandet habe, da Du der Anführer von denjenigen warst, die uns einen Hagel von Pfeilen zusandten.“

„Wir haben nicht lange zu gehen, um den Ort zu erreichen, wo Du an's Land gestiegen bist.“

„Müssen wir das Lager durchschreiten?“ fragte ich, als ich in der Ferne den Schein der von den Franken angezündeten Feuer sah.

Meine zwei Führer antworteten mir nicht; sie sprachen leise ein paar Worte mit einander, nahmen mich dann jedes bei einem Arm, und wir folgten einem Weg, der sich vom Lager entfernte. Bald hörten wir das Rauschen der Wasser des Rheins. Wir näherten uns immer mehr dem Ufer. Endlich erblickte ich von der Böschung aus, auf der ich mich befand, eine Art von weißlicher Fläche durch die Finsterniß der Nacht ... es war der Fluß!

„Wir haben nun zweihundert Schritte am Ufer hinanzusteigen,“ sagte Riowag zu mir, „wir werden den Ort erreichen, wo Du unter unseren Pfeilen gelandet hast ... Dein Boot muß Dich in geringer Entfernung von da erwarten ... Hast Du uns hintergangen, so wird Dein Blut den Sand des Ufers roth färben, und die Wasser des Rheins sollen Deinen Leichnam fortschleppen.“

„Kann man vom Ufer aus in's Weite rufen, ohne

von den Vorposten Deines Lagers gehört zu werden?" fragte ich den Franken.

„Der Wind weht vom Ufer nach dem Rhein," antwortete mir Riowag mit seinem Scharfsinn eines Wilden; „Du kannst rufen, man wird Dich vom Lager aus nicht hören, aber man wird Dich bis gegen die Mitte des Flusses hören."

Nachdem wir noch einige Zeit gegangen waren, blieb Riowag stehen und sagte mir:

„Hier hast Du gelandet . . . Dein Schiff muß unfern von hier vor Anker gegangen sein . . . Ich, ein Krieger der Nacht, bin gewohnt, durch die Finsterniß zu sehen, doch ich sehe das Schiff nicht."

„Oh! Du hast uns getäuscht! Du hast uns getäuscht!" murmelte Elwig mit dumpfem Tone, „Du wirst sterben."

„Vielleicht," erwiederte ich, „vielleicht hat das Boot, nachdem es vergebens gewartet, seinen Ankergrund erst seit Kurzem verlassen . . . Der Wind trägt die Stimme in die Ferne, und ich will rufen."

Und ich stieß unser, Douarnek wohlbekanntes, Feldgeschrei aus.

Das Geräusch des Windes und des Wassers antwortete mir allein.

Douarnek hatte ohne Zweifel meine Befehle befolgt und war bei Sonnenuntergang in's Lager zurückgekehrt.

Da ich Zeit gewinnen und mich in Vertheidigungsstand setzen wollte, so sagte ich zu Elwig:

„Der Wind weht vom Ufer; er trägt meine Stimme in's Weite; aber er stößt die Stimmen zurück, die vielleicht auf mein Signal geantwortet haben . . . Warten wir . . ."

So sprechend, suchte ich durch die Finsterniß zu sehen, wie Riowag bewaffnet war. Er trug in seinem Gürtel einen Dolch und hielt in der Faust ein kurzes, breites Schwert, das er aus der Scheide gezogen hatte; Elwig hatte ihr Messer in der Hand. Obgleich sie neben

einander und ganz nahe bei mir waren, konnte ich ihnen doch mit einem Sprung entweichen . . . ich wartete noch. Plötzlich hörte ich in der Ferne das abgemessene Geräusch der Ruder . . . mein Ruf war zu den Ohren von Douarnek gedrungen.

Je mehr die entscheidende Stunde herannahte, desto mehr mußte die Bangigkeit von Elwig und ihrem Gefährten zunehmen . . . Mich tödten, hieß für sie auf die Schätze verzichten, welche meine Soldaten, wie ich ihnen gesagt hatte, nur auf meinen Ruf bringen würden; diesen das Landen erlauben, hieß einen Beistand zu mir kommen lassen, der die Stärke auf meine Seite stellte. Elwig bemerkte jetzt ohne Zweifel, daß ihre wilde Habgier sie zu weit geführt hatte, denn als sie das Boot immer näher kommen sah, sagte sie mit bebender Stimme zu mir:

„Man rühmt das gallische Wort . . . Du hast mir das Leben zu verdanken . . . hättest Du mich durch ein falsches Versprechen hintergangen?"

Diese blutschänderische, grausame Priesterin der Hölle, die den Gedanken gehabt hatte, mir die Zunge abzuschneiden, um sich meines Stillschweigens zu versichern, und kalt den Brudermord ihren andern Verbrechen beizufügen gedachte, hatte mir das Leben nur aus einem Gefühl niedriger Habgier gerettet; ich vermochte jedoch nicht unempfindlich gegen die Anrufung der gallischen Redlichkeit zu bleiben und bedauerte beinahe meine Lüge, obgleich sie durch den Verrath der Franken entschuldigt werden konnte; doch in diesem Augenblick mußte ich an mein Heil denken . . . Ich fiel über Riowag her, und es gelang mir, ihn zu entwaffnen nach einem heftigen Kampf, in den sich Elwig nicht zu mengen wagte, aus Furcht, sie könnte ihren Liebhaber treffen, während sie mich schlagen wollte . . . Dann hielt ich mich mit dem Schwert in der Hand vertheidigungsweise und rief:

„Nein, ich habe Dir keinen Schatz zu überliefern,

Elwig; doch wenn Du Dich zu Deinem Bruder zurückzukehren fürchtest, so folge mir . . . Victoria wird Dich mit Güte behandeln ... Du wirst nicht ihre Gefangene sein . . . darauf gebe ich Dir mein Wort . . . baue auf die gallische Treue."

Ohne mich hören zu wollen, gaben die Priesterin und Riowag ein Gebrülle der Wuth von sich und stürzten sich wie wahnsinnig auf mich. Bei diesem Handgemenge tödtete ich den Anführer der schwarzen Krieger, der mich mit seinem Dolche niederstoßen wollte, und ich wurde von Elwig am Arm verwundet, als ich ihr ihr Messer entriß, das ich in dem Augenblick in den Fluß warf, wo Douarnek und ein anderer Soldat, durch den Lärmen des Streites herbeigezogen, auf das Ufer sprangen.

„Scanvoch!" sagte Douarnek zu mir, „wir sind nicht, Deinem Befehle gemäß, bei Sonnenuntergang nach unserem Lager zurückgekehrt, sondern bei unserem Ankergrunde geblieben, entschlossen, bis Tagesanbruch zu warten; da wir jedoch dachten, Du könntest zu einer andern Stelle des Ufers kommen, so fuhren wir den Strom auf und ab und kehrten von Zeit zu Zeit zu unserem Ausgangspunkte zurück; bei einer von diesen Rückkehren hörten wir Deinen Ruf und vor einem Augenblick den Lärm eines Streites; wir landeten, um Dir zu Hülfe zu kommen. Als wir Dich heute Morgen von diesen schwarzen Teufeln umzingelt sahen, war unser erster Gedanke, gerade an's Land zu rudern und uns an Deiner Seite tödten zu lassen . . . doch ich erinnerte mich Deiner Befehle, und wir bedachten, daß wir Dich, wenn wir uns tödten ließen, jedes Mittels zum Rückzug beraubten . . . Aber Du bist hier . . . glaube mir, laß uns in's Lager zurückkehren . . . Diese Schinder sind eine schlechte Nachbarschaft."

Während Douarnek so sprach, hatte sich Elwig, ein Gebrülle der Wuth, vermischt mit herzzerreißendem Schluchzen, ausstoßend, auf den Leichnam von Riowag geworfen. So verabscheuenswerth diese Person auch war,

so rührte mich doch ihr Schmerz ... Ich wollte eben zu ihr reden, da rief Douarnek:

„Scanvoch, siehst Du in der Ferne jene Fackeln?“

Und er bezeichnete mir in der Richtung des Lagers der Franken mehrere röthliche Scheine, welche rasch herbeizukommen schienen.

„Man hat Deine Flucht wahrgenommen, Elwig,“ sprach ich, indem ich sie von dem Leichnam ihres Geliebten, den sie, ihr Geschrei verdoppelnd, eng umschlungen hielt, wegzureißen suchte; „Dein Bruder verfolgt Dich ... es ist kein Augenblick zu verlieren ... komm! komm!“

„Scanvoch,“ sagte Douarnek zu mir, während ich vergebens Elwig, die mir nur durch Schluchzen antwortete, fortzuziehen bemüht war, „diese Fackeln werden von Reitern getragen ... hörst Du ihr Kriegsgeschrei? hörst Du den raschen Galopp ihrer Rosse? Sie sind nur noch auf sechs Pfeilschüsse von uns entfernt... Ich habe unser Schiff auf den Strand treiben lassen, um schneller zu Dir zu kommen ... kaum werden wir die Zeit haben, es wieder flott zu machen ... Willst Du, daß wir hier getödtet werden?... gut, so lassen wir uns muthig tödten; willst Du aber fliehen, so laß uns fliehen! ...“

„Es ist Dein Bruder! Der Tod kommt!“ rief ich zum letzten Mal Elwig zu, die ich nicht ohne Bedauern verlassen konnte, denn sie hatte mir im Grunde das Leben gerettet. „In einem Augenblick wird es zu spät sein ...“

Und als die Priesterin nicht antwortete, sagte ich zu Douarnek:

„Hilf mir ... nehmen wir sie mit Gewalt fort.“

Um Elwig vom Leichnam von Riowag wegzureißen, den sie mit einer krampfhaften Stärke umschlungen hielt, hätte man die beiden Leiber wegtragen müssen; Douarnek und ich verzichteten hierauf.

Die fränkischen Reiter rückten so rasch heran, daß

der Schein ihrer Harzfackeln sich bis auf das Ufer vorwarf . . . Es war nicht mehr Zeit, Elwig zu retten. Unser Boot wurde mit Anstrengung aller unserer Kräfte wieder flott gemacht; ich ergriff das Steuerruder, Douarnek und die beiden andern Soldaten ruderten mit aller Gewalt.

Wir waren auf einen Pfeilschuß vom Ufer entfernt, als wir bei der Helle ihrer Fackeln die ersten fränkischen Reiter herbeieilen sahen; an ihrer Spitze erkannte ich Neroweg, den furchtbaren Adler, der sich durch seine colossale Gestalt bemerkbar machte; von mehreren Reitern gefolgt, die, wie er, vor Wuth brüllten, trieb er sein Pferd bis an die Brust in den Fluß; seine Gefährten ahmten ihm nach, schwangen mit einer Hand ihre langen Lanzen und mit der andern ihre Fackeln, deren rothe Reflexe fernhin die Wasser des Flusses und unser Boot erhellten, das sich unter kräftigem Rudern entfernte.

Am Steuerruder sitzend, wandte ich bald dem Ufer den Rücken zu, und ich sagte traurig zu Douarnek:

„Zu dieser Stunde ist das elende Geschöpf von den Barbaren erwürgt."

Und unsere Barke flog fortwährend auf dem Wasser hin.

„Ist es ein Mann, eine Frau, ein Dämon, was uns folgt?" rief Douarnek nach einigen Augenblicken, indem er sein Ruder sinken ließ und sich aufrichtete, um in den Sog unserer Barke zu schauen, den aus der Ferne noch der Schein der Fackeln beleuchtete, welche die Reiter schwangen, die auf unsere Verfolgung verzichteten.

Ich stand auch auf und schaute; nach kurzer Beobachtung aber rief ich:

„Die Ruder hoch, Kinder!... rudert nicht mehr!... sie ist es . . . es ist Elwig! . . . Douarnek, gib mir ein Ruder! ich will es ihr reichen . . . ihre Kräfte scheinen erschöpft zu sein!"

Während ich so sprach, handelte ich zugleich. Ihrem Bruder und einem sichern Tod entfliehend, hatte die Priesterin mit einer außerordentlichen Energie schwimmen müssen. Sie ergriff das Ende des Ruders mit krampfhafter Hand; zwei Ruderschläge machten das Boot bis zu ihr zurückweichen, und mit Hülfe eines Soldaten konnte ich Elwig an Bord ziehen.

„Gesegnet seien die Götter!“ rief ich; „ich hätte mir Deinen Tod immer vorgeworfen.“

Die Priesterin antwortete mir nicht, sie sank auf die Bank von einem der Ruderer und beobachtete, zusammengekauert, das Gesicht in ihrem Schooße verborgen, ein scheues Stillschweigen; während die Soldaten kräftig ruderten, schaute ich in die Ferne hinter mir: die Fackeln der fränkischen Reiter erschienen nur noch wie unsichere Scheine durch den Nebel der Nacht und die feuchten Dünste des Flusses. Das Ziel unserer Fahrt nahte, schon erblickten wir die Mauer unseres Lagers auf dem andern Ufer. Mehrere Male hatte ich das Wort an Elwig gerichtet, ohne daß sie mir geantwortet. . . . Ich warf auf ihre Schultern und auf ihre vom eiskalten Wasser des Rheins durchnäßten Kleider die dichte Nachtkasake von einem der Soldaten. Während ich mich hiemit beschäftigte, berührte ich einen von ihren Armen: er war glühend; dem, was auf dem Boote vorging, fremd, beobachtete sie fortwährend ihr scheues Stillschweigen. Als wir landeten, sagte ich zu der Schwester von Neroweg:

„Morgen werde ich Dich zu Victoria führen; bis dahin biete ich Dir die Gastfreundschaft in meinem Hause an, meine Frau und die Schwester meiner Frau werden Dich als Freundin behandeln.“

Sie winkte mir, voranzugehen, und folgte mir. Da sagte Douarnek leise zu mir:

„Wenn Du mir glauben willst, Scanvoch, sperre diese Teufelin, die Dir, ich weiß nicht warum, schwimmend gefolgt ist, nachdem sie sich an Deinem Herde erwärmt

und getrocknet hat, bis zum Morgen ein; sie könnte heute Nacht Deine Frau und Dein Kind erwürgen ... Nichts ist hinterhältischer und grausamer, als die fränkischen Frauen."

„Diese Vorsichtsmaßregel wird gut sein," erwiederte ich.

Und ich wandte mich nach meiner Wohnung, begleitet von Elwig, die mir wie ein Gespenst folgte.

Die Nacht war vorgerückt; ich hatte nur noch ein paar Schritte zu machen, um vor die Thüre meines Hauses zu kommen, als ich auf einem Vorsprung von einem Fenster desselben einen Mann sah, der die Läden zu untersuchen schien. Ich bebte . . . Dieses Fenster war das von der Stube, die meine Frau bewohnte.

Ich sagte leise zu Elwig, indem ich ihren Arm ergriff:

„Rühre Dich nicht ... warte."

Sie blieb unbeweglich stehen ... Meine Aufregung bewältigend, näherte ich mich vorsichtig, wobei ich bemüht war, den Sand nicht unter meinen Füßen krachen zu machen. Meine Erwartung wurde getäuscht, man hörte meine Tritte; benachrichtigt, sprang der Mann vom Fenster herab und ergriff die Flucht. Ich verfolgte ihn; da lief mir Elwig, welche glaubte, ich wollte sie verlassen, nach, holte mich ein, klammerte sich an meinen Arm an und sagte voll Angst zu mir:

„Findet man mich allein im gallischen Lager, so wird man mich tödten."

So sehr ich mich auch anstrengte, ich konnte mich von den Händen von Elwig erst losmachen, als der Mann in der Dunkelheit verschwunden war. Er hatte zu viel Vorsprung vor mir, die Nacht war zu finster, daß es mir möglich gewesen wäre, ihn zu erreichen. Erstaunt und unruhig über dieses Abenteuer, klopfte ich an die Thüre meines Hauses.

Beinahe in demselben Augenblick hörte ich im Innern der Wohnung die Stimmen meiner Frau und

ihrer Schwester, welche ohne Zweifel über die lange Dauer meiner Abwesenheit besorgt waren; obgleich sie nicht wußten, daß ich in's Lager der Franken gegangen, hatten sie sich doch nicht niedergelegt.

„Ich bin es!" rief ich, „ich, Scanvoch."

Kaum war die Thüre geöffnet, als sich beim Scheine der Lampe, welche Sampso hielt, meine Frau in meine Arme warf und mit dem Tone sanften, zärtlichen Vorwurfs zu mir sagte:

„Endlich bist Du da! ... wir fingen an unruhig zu werden, da wir Dich seit dem Morgen nicht zurückkommen sahen."

„Wir, die wir auf Euch für unser kleines Fest zählten," fügte Sampso bei: „doch Ihr werdet alte Kriegskameraden gefunden haben, und die Stunden sind schnell vergangen."

„Ja, man wird lange von Schlachten gesprochen haben," sagte Ellen beständig an meinem Halse hängend, „und mein vielgeliebter Scanvoch hat seine Frau ein wenig vergessen."

Ellen wurde durch einen Schrei von Sampso unterbrochen; sie hatte Anfangs Elwig, welche im Schatten bei der Thüre geblieben war, nicht bemerkt; doch beim Anblick dieses wilden, blassen, finstern, unbeweglichen Geschöpfes konnte die Schwester meiner Frau ihr Erstaunen und ihren unwillkührlichen Schrecken nicht verbergen. Ellen machte sich ungestüm von mir los, bemerkte auch die Gegenwart der Priesterin, schaute mich nicht minder erstaunt an, als ihre Schwester, und fragte:

„Scanvoch, wer ist dieses Weib?"

„Meine Schwester!" rief Sampso, die Gegenwart von Elwig vergessend, indem sie mich aufmerksamer betrachtete, „sieh doch, die Aermel der Saie von Scanvoch sind blutig, er ist verwundet."

Meine Frau erbleichte, näherte sich mir rasch und schaute mich voll Angst an.

„Beruhige Dich," sagte ich zu ihr, „diese Wunden

sind leicht . . . ich hatte Euch, Dir und Deiner Schwester, den Zweck meiner Abwesenheit verborgen: ich ging mit einer Botschaft von Victoria beauftragt in's Lager der Franken."

„In's Lager der Franken gehen! . . . das war der Tod!" riefen Ellen und Sampso voll Schrecken.

„Und hier steht die, welche mich vom Tod errettet hat," sagte ich zu meiner Frau, auf Elwig deutend, welche immer noch unbeweglich. „Ich bitte Euch Beide, pflegt sie bis morgen . . . ich werde sie zu Victoria führen."

Als sie erfuhren, ich habe dieser Fremden das Leben zu verdanken, gingen meine Frau, ihre Schwester im Ergusse ihrer Dankbarkeit lebhaft auf sie zu; aber beinahe in demselben Augenblick blieben sie, eingeschüchtert, erschreckt durch die finstere, unempfindliche Physiognomie von Elwig, welche sie nicht zu bemerken schien und deren Geist anderswo sein mußte, wieder stehen.

„Gebt ihr nur einige trockene Kleidungsstücke, die ihrigen sind vom Wasser durchnäßt," sagte ich zu meiner Frau und zu ihrer Schwester. „Sie versteht das Gallische nicht. Euer Dank wäre vergeblich."

„Hätte sie Dir nicht das Leben gerettet, ich würde die Miene dieser Frau finster und bedrohlich finden," sagte Ellen zu mir.

„Sie ist wild, wie ihre wilden Landsmänninnen, . . . Habt Ihr ihr Kleider gegeben, so führe ich sie in die kleine Stube unten, wo ich sie zur Vorsicht einschließe."

Während Sampso eine Tunica und einen Ueberwurf für Elwig holte, sagte ich zu meiner Frau:

„Hast Du nicht heute Nacht kurz vor meiner Rückkehr ein Geräusch am Fenster Deiner Stube gehört?"

„Nein ... und Sampso auch nicht, sie hat mich vom Abend an nicht mehr verlassen, so beunruhigt waren wir durch die Dauer Deiner Abwesenheit. Doch warum fragst Du mich das?"

Ich antwortete meiner Frau nicht sogleich, denn, als ich ihre Schwester mit Kleidern zurückkommen sah, sagte ich zu Elwig, indem ich sie ihr gab:

„Hier sind Kleider, die Dir meine Frau und ihre Schwester anbieten, um die Deinigen zu ersetzen, welche naß sind . . . Brauchst Du noch etwas Anderes? . . . Hast Du Durst? . . . hast Du Hunger? . . . was willst Du?"

„Ich will die Einsamkeit," antwortete Elwig, die Kleider durch eine Geberde zurückweisend, „ich will die schwarze Nacht."

„So folge mir," sagte ich.

Und ich schritt ihr voran, öffnete die Thüre einer kleinen Stube, und fügte, die Lampe erhebend, um ihr das Innere der Stube zu zeigen, bei:

„Du siehst dieses Lager ... ruhe aus ... Die Götter mögen Dir eine friedliche Nacht in meinem Hause gewähren."

Elwig antwortete nichts, sie verbarg ihr Gesicht in ihren Händen und warf sich auf ihr Bett.

„Nun," sagte ich die Thüre schließend, „nun, da diese Pflicht der Gastfreundschaft erfüllt ist, brenne ich vor Begierde, meinen kleinen Aelguen zu küssen.

Ich fand Dich friedlich schlummernd in Deiner Wiege, mein Kind, und bedeckte Dich mit Küssen, deren Süßigkeit ich um so mehr fühlte, als ich einen Augenblick Dich nicht wiederzusehen befürchtet hatte. Deine Mutter und ihre Schwester untersuchten meine Wunden und verbanden sie ... sie waren leicht. Während Ellen und Sampso mich pflegten, sprach ich von dem Mann, der auf den Fenstervorsprung gestiegen war und die Läden zu untersuchen geschienen hatte. Sie waren sehr erstaunt über meine Worte; sie hatten Beide den Abend an der Wiege meines Sohnes zugebracht und nichts gehört. Da sagte Ellen zu mir:

„Scanvoch, weißt Du die Kunde von heute?"

„Nein."

„Tetrik, der Statthalter von Aquitanien, ein Verwandter von Victoria, ist angekommen ... Die Mutter der Lager ist ihm entgegengeritten ... wir haben sie vorüberziehen sehen."

„Und Victorin," fragte ich meine Frau, „begleitete er seine Mutter?"

„Er war an ihrer Seite, darum ist er ohne Zweifel am Tage nicht bei uns gewesen."

Die Ankunft von Tetrik gab mir viel zu denken.

Sampso ließ mich allein mit Ellen ... Die Nacht war vorgerückt . . . ich mußte am andern Morgen bei Tagesanbruch Victoria und ihrem Sohn Bericht erstatten über den Erfolg meiner Sendung zu den fränkischen Häuptlingen.

Drittes Kapitel.

Das Haus von Victoria, der Mutter der Lager. — Der Hauptmann Mario. — Victoria und ihr Enkel. — Tetrik, der Statthalter von Aquitanien. — Die Mutter der Lager. — Geheimnißvolle Vorhersehungen. — Elwig. — Angriff der Franken.

Als es Tag geworden war, begab ich mich zu Victoria. Man kam zu ihrer bescheidenen Wohnung durch eine schmale, ziemlich lange Gasse, welche auf beiden Seiten von hohen Verschanzungen eingeschlossen, die zu den Festungswerken von einem der Thore von Mainz gehörten. Ich war ungefähr zwanzig Schritte vom Hause der Mutter der Lager, als ich hinter mir mit einem Ausdruck des Schreckens rufen hörte:

„Rettet Euch! Rettet Euch!"

Als ich mich umwandte, sah ich nicht ohne Bangen

mit großer Geschwindigkeit einen zweiräderigen Wagen, bespannt mit zwei Pferden, über die der Führer nicht mehr Herr war, auf mich zukommen.

Ich konnte mich der engen Gasse wegen weder rechts, noch links werfen, um den Wagen vorbeizulassen, dessen Räder beinahe auf jeder Seite die Mauern streiften; ich befand mich auch zu fern vom Eingang des Hauses von Victoria, als daß ich dahin mich zu flüchten hoffen konnte, so rasch ich auch lief: ich mußte, ehe ich zur Thüre gelangte, unter den Füßen der Pferde zermalmt sein. Meine erste Bewegung war daher, daß ich mich ihnen entgegenstellte, um es zu versuchen, sie beim Gebiß zu packen und sie so aufzuhalten, obgleich ich niedergetreten zu werden beinahe gewiß war. Ich stürzte, die Hände vorgestreckt, auf sie zu; aber, o Wunder! kaum hatte ich das Gebiß der Pferde berührt, als sie plötzlich auf ihren Häcksen stehen blieben, als hätte meine Geberde allein genügt, ihrem stürmischen Laufe ein Ziel zu setzen. Glücklich, einem beinahe sichern Tod entgangen zu sein, fragte ich mich, denn ich hielt mich nicht für einen Zauberer und fähig, einzig und allein durch eine Geberde durchgehende Pferde aufzuhalten, ich fragte mich, ein paar Schritte zurückweichend, nach der Ursache dieses außerordentlichen Anhaltens, als ich bald bemerkte, daß die Pferde, obgleich am Platze zu bleiben genöthigt, sich gewaltig anstrengten, um fortzukommen, wobei sie bald sich bäumten, bald vorwärts rissen und ihre Stränge straff anzogen, als ob der Wagen plötzlich durch eine unüberwindliche Macht gehemmt oder zurückgehalten worden wäre.

Da ich meiner Neugierde nicht widerstehen konnte, so trat ich näher hinzu, ich schlüpfte zwischen die Pferde und die Mauer der Verschanzung, und es gelang mir auf das Vordergestell des Wagens zu steigen, dessen Kutscher, mehr todt als lebendig, an allen Gliedern zitterte; vom Vordergestell lief ich auf das Hintertheil, und ich sah zu meinem großen Erstaunen einen Mann vom

höchsten Wuchse und von herculischem Körperbau, der sich an zwei zurückgebogene Ornamente angeklammert hatte, welche an der Rückwand des Wagens angebracht waren, den er so durch eine übermenschliche Stärke im Lauf aufgehalten hatte.

„Der Hauptmann Mario!“ rief ich; „ich hätte es vermuthen müssen, er allein im gallischen Heere ist im Stand, einen Wagen in seinem raschen Lauf aufzuhalten.“

„Sage doch diesem Teufelskutscher, er soll seine Zügel kürzer anziehen und seine Pferde festhalten . . . Meine Faustgelenke fangen an zu ermüden,“ sprach der Hauptmann zu mir.

Ich übertrug diesen Befehl dem Kutscher, der allmälig wieder zur Besinnung kam, als ich mehrere Soldaten, welche bei Victoria die Wache hatten, aus dem Hause herauskommen, auf den Lärmen herbeilaufen und sodann das Hofthor öffnen säh, wodurch dem Wagen der freie Eingang gestattet war.

„Es ist keine Gefahr mehr,“ sagte ich zu dem Kutscher, „führe Deine Pferde sachte nach Hause ... Doch wem gehört dieser Wagen?“

„Tetrik, dem Statthalter von Gasconien, der gestern in Mainz angekommen ist; er wohnt bei Victoria,“ antwortete der Kutscher, seine Pferde mit der Stimme beruhigend.

Während der Wagen in das Haus der Mutter der Lager einfuhr, ging ich auf den Hauptmann zu, um ihm für seinen unerwarteten Beistand zu danken.

Mario hatte, wie ich angeführt, mein Kind, den Amboß des Schmieds verlassen, um in den Krieg zu ziehen; er war bekannt und beliebt beim Heere sowohl durch seinen Heldenmuth und seine außerordentliche Stärke, als durch seinen seltenen Verstand, seine feste Vernunft, die Strenge seiner Sitten und seine große Gutmüthigkeit. Er hatte sich wieder gerade auf seine Beine gestellt, und, seinen Helm in der Hand, wischte er seine in Schweiß gebadete Stirne ab. Er trug ein stählernes

Panzerhemd über seiner gallischen Saie und ein langes Schwert an seiner Seite; seine bestaubten Stiefel deuteten an, daß er einen langen Ritt gemacht hatte. Sein breites, sonnverbranntes, halb mit einem dichten, schon grau werdenden Bart bedecktes Gesicht war eben so offen, als freundlich und heiter.

„Hauptmann Mario," sagte ich, „ich danke Dir, Du hast es verhindert, daß ich unter den Rädern dieses Wagens zermalmt wurde."

„Ich wußte nicht, daß Du es warst, der Gefahr lief, von den Füßen der Pferde zertreten zu werden, wie ein erschrockener Hund ... ein alberner Tod für einen braven Soldaten wie Du, Scanvoch; als ich aber den Teufelskutscher schreien hörte: Rettet Euch! errieth ich, daß er Jemand niederzufahren im Begriff war; da versuchte ich es, den Wagen anzuhalten, und zum Glück hat mich meine Mutter mit guten Faustgelenken und tüchtigen Kniebeugen beschenkt ... Aber wo ist denn mein lieber Freund Eustach?" fügte der Hauptmann umherschauend bei.

„Von wem sprichst Du?"

„Von einem braven Burschen, meinem ehemaligen Amboßkameraden; wie ich, hat er den Hammer mit der Lanze vertauscht: die Zufälle des Kriegs haben mich besser bedient, als ihn, denn trotz seiner Tapferkeit ist mein Freund Eustach einfacher Reiter geblieben, und ich bin Hauptmann geworden. Doch dort steht er mit gekreuzten Armen und unbeweglich wie ein Weichstein. He! Eustach! Eustach!"

Auf diesen Ruf kam der Kamerad des Hauptmann Mario, die Arme beständig über seiner Brust gekreuzt, langsam herbei. Es war ein Mann von mittlerem, aber kräftigem Wuchse, sein Bart und seine hellblonden Haare, seine gallische Gesichtsfarbe, seine harte, verdrießliche Physiognomie boten einen auffallenden Contrast mit dem freundlichen Aeußern von Mario. Ich fragte auch, welche seltsame Verwandtschaft zu einem

engen und beständigen Freundesbund zwei Menschen einander habe nähern können, die sich dem Aeußern und ohne Zweifel auch dem Charakter nach so unähnlich.

„Wie, mein Freund Eustach,“ sagte der Hauptmann zu ihm, „Du stehst mit gekreuzten Armen da und schaust mich an, während ich mich anstrenge, einen Wagen im schnellsten Laufe aufzuhalten?“

„Du bist so stark,“ erwiederte Eustach. „Welche Hülfe kann die Milbe dem Stier leisten?“

„Dieser Mensch muß von Neid und Haß erfüllt sein,“ sagte ich zu mir selbst, als ich die Antwort hörte und den Ausdruck der Züge des Freundes des Hauptmanns wahrnahm.

„Es sei mit dem Stier und der Milbe, mein Freund Eustach!“ entgegnete mit seiner gewöhnlichen Treuherzigkeit der Hauptmann, dem diese Vergleichung zu schmeicheln schien; „doch wenn die Milbe und der Stier Kameraden sind, verläßt, so groß dieser und so klein jene sein mag, die eine den andern nicht.“

„Hauptmann,“ sagte der Soldat mit einem bittern Lächeln, „habe ich Dich am Tage der Gefahr im Stiche gelassen, seitdem wir aus der Schmiede geschieden sind?“

„Nie,“ rief Mario, herzlich die Hand von Eustach ergreifend; „denn so wahr das Schwert, das Du trägst, das letzte ist, das ich geschmiedet habe, um Dir ein Geschenk der Freundschaft damit zu machen, wie dies auf der Klinge eingegraben ist, bist Du immer, in der Schlacht, in meinem Schatten marschirt, wie wir im Lande sagen.“

„Was ist dabei Erstaunliches?“ versetzte der Soldat; „gegen Dich, der Du so muthig und stark, war ich das, was der Schatten gegen den Körper ist.“

„Beim Teufel! was für ein Schatten! mein lieber Eustach,“ sagte lachend der Hauptmann; und er wandte sich um und fügte auf seinen Kameraden Eustach deutend bei: „Man gebe mir zwei- bis dreitausend Schatten wie

dieser, und ich bringe aus der ersten Schlacht eine Heerde gallischer Gefangener zurück.

„Du bist ein berühmter Hauptmann, ich, wie viele andere arme Tröpfe, wir sind nur gut zum Gehorchen, uns zu schlagen und uns tödten zu lassen," erwiederte der ehemalige Schmied, seine dünnen Lippen zusammenziehend.

„Hauptmann," sagte ich zu Mario, „hast Du nicht mit Victorin oder mit seiner Mutter zu sprechen?"

„Ja, ich habe ihr Bericht zu erstatten über eine Reise, von der ich und mein alter Kamerad zurückkommen."

„Ich bin Dir als Soldat gefolgt," sagte Eustach; „der Name eines unbekannten Reiters verdient nicht die Ehre, vor Victoria der Großen ausgesprochen zu werden."

Der Hauptmann zuckte ungeduldig die Achseln und bedrohte vertraulich seinen Freund mit seiner ungeheuren Faust.

„Hauptmann," sprach ich zu Mario, „beeilen wir uns, bei Victoria einzutreten; die Sonne ist schon hoch, und ich sollte mich bei Tagesanbruch zu ihr begeben."

„Freund Eustach," sagte Mario, während er sich nach dem Hause von Victoria wandte, „willst Du hier bleiben, oder mich in unserer Wohnung erwarten?"

„Ich werde Dich hier bei der Thüre erwarten ... das ist der Platz eines Untergeordneten."

„Würdest Du glauben, Scanvoch," sprach Mario lachend, „würdest Du glauben, daß seit den zwanzig Jahren, die dieser schlimme Bursche und ich mit einander leben und Krieg führen, er nicht will vergessen, daß ich Hauptmann bin, und mich nicht behandeln wie einen einfachen Amboßklopfer, wie wir uns einst behandelt haben . . ."

„Ich bin nicht der Einzige, welcher den Unterschied erkennt, der zwischen uns stattfindet, Mario," erwiederte Eustach; „Du bist einer der berühmtesten Haupt-

leute des Heeres ... ich bin nur der Letzte von seinen Soldaten."

Er setzte sich auf einen Stein bei der Hausthüre und kaute an seinen Nägeln.

„Er ist unverbesserlich," sagte der Hauptmann zu mir; und wir traten bei Victoria ein.

„Der Hauptmann Mario muß seltsam durch die Freundschaft verblendet sein, um nicht zu bemerken, daß sein Kamerad von Haß und Neid zerfressen wird," dachte ich.

Die Wohnung der Mutter der Lager war von äußerster Einfachheit. Der Hauptmann Mario fragte einen der Soldaten von der Wache, ob ihn Victorin empfangen könne; der Soldat antwortete, der junge Heerführer habe die Nacht nicht zu Hause zugebracht.

Trotz seines Lagerlebens, bewahrte Mario eine große Sittenstrenge; er schien zu seinem Verdruß zu erfahren, Victorin sei nicht nach Hause gekommen, und er schaute mich mit einer unzufriedenen Miene an. Ich wollte, jedoch, ohne zu lügen, den Sohn von Victoria entschuldigen, und erwiederte dem Hauptmann:

„Eilen wir nicht, schlimm von Victorin zu urtheilen; gestern ist Tetrik, der Statthalter von Gasconien, im Lager angekommen, Victorin kann die Nacht in einer Unterredung mit ihm zugebracht haben."

„Desto besser ... denn ich möchte gern den jungen Mann, der heute Anführer der Gallier, aus den Klauen dieser Pest der Unzucht, die uns zu so vielen schlimmen Handlungen antreibt, entkommen sehen. ... Ich, was mich betrifft, wende, sobald ich eine Kapuze oder einen Unterrock erblicke, das Auge ab, als ob ich den Teufel in Person sähe."

„Victorin bessert sich, und er wird sich noch mehr bessern. Das Alter kommt," sagte ich zum Hauptmann; „doch was wollt Ihr, er ist jung, er liebt das Vergnügen . . ."

„Und ich, ich liebe das Vergnügen auch, und zwar wüthend!" sprach der gute Hauptmann. „So gefällt mir

nichts mehr, wenn mein Dienst vorbei ist, als nach Hause zu gehen, um einen Krug sehr erfrischendes Kräuterbier mit meinem Freund Eustach zu trinken, wobei wir von unserem ehemaligen Handwerk plaudern und uns damit belustigen, daß wir unsere Waffen als tüchtige Waffenschmiede putzen. Das sind Vergnügen! Und trotz ihrer Lebhaftigkeit sind sie doch durch und durch ehrlich! ... Scanvoch, wir wollen hoffen, daß sie Victorin eines Tags seinen schamlosen, teuflischen Orgien vorzieht!"

„Hoffen wir, Hauptmann, hoffen ist besser als verzweifeln ... Doch in Abwesenheit von Victorin können wir mit seiner Mutter sprechen ... ich will sie von Eurer Ankunft benachrichtigen."

Ich ließ Mario allein und ging in eine nahe Stube, wo ich eine alte Magd fand, die mich bei der Mutter der Lager einführte.

Für Dich, mein Kind, und für unsere Nachkommenschaft will ich das Portrait dieser edlen Gallierin, einer der Glorien unseres vielgeliebten Vaterlandes, zeichnen.

Victoria saß an der Wiege ihres Enkels Victorinin, eines hübschen Kindes von zwei Jahren, das einen tiefen Schlaf schlief. Nach ihrer Gewohnheit, als gute Hausfrau, beschäftigte sie sich mit einer Nähterei. Sie war damals achtunddreißig Jahre alt, doch man hätte ihr kaum dreißig gegeben; in ihrer Jugend hatte man sie mit Recht mit Diana der Jägerin verglichen; in ihrem reiferen Alter verglich man sie nicht minder richtig mit der antiken Minerva; groß, schlank und männlich, ohne darum die keusche weibliche Anmuth zu verlieren, war sie von einem unvergleichlichen Wuchs; ihr schönes Gesicht mit dem ernsten, sanften Ausdruck hatte einen großartig majestätischen Charakter unter ihrem schwarzen Haarkranze, den zwei lange, um ihre erhabene Stirne gerollte Flechten bildeten. Noch als Kind in eine Schule unserer verehrten Druidinnen geschickt, hatte sie, nachdem sie mit fünfzehn Jahren das geheim-

nißvolle Gelübde ablegt, das sie auf eine unauflösliche Weise mit der heiligen Religion unserer Väter verband, von da an die schwarze Kleidung beibehalten, welche die Druidinnen und die Matronen des alten Galliens zu tragen pflegten; ihre langen, weißen, an der Höhe der Aderlaßstelle geschlitzten Aermel ließen ihre Arme erschauen, die so weiß und stark, als die jener tapferen Gallierinnen, welche, wie Du in unseren Familienerzählungen sehen wirst, mein Kind, heldenmüthig mit den Römern in der Schlacht bei Vannes, unter den Augen unserer Ahnfrau Margarid, gekämpft und den Tod der Schande der Sklaverei vorgezogen haben.

Mitten in der Stube und unfern von der Stelle, wo die Mutter der Lager bei der Wiege ihres Enkels saß, sah man mehrere Pergamentrollen und Alles, was man zum Schreiben brauchte; an der Wand hingen die zwei Helme und die zwei Schwerter des Vaters und des Gatten von Victoria, welche im Kriege getödtet worden. Auf einem von diesen Helmen erhob sich ein gallischer Hahn von vergoldetem Bronze, die Flügel halb geöffnet und unter seinen Füßen eine Lerche haltend, die er mit dem Schnabel bedrohte. Dieses Emblem war als Kriegszierrath von dem Vater von Victoria nach einem heldenmüthigen Kampf gewählt worden, wobei er an der Spitze einer Handvoll Soldaten eine römische Legion, die eine Lerche auf ihren Standarten trug, niedergemacht hatte. Unterhalb dieser Waffen sah man eine eherne Schale, in der sieben Mistelzweige im Wasser lagen, denn Gallien hatte, seine Unabhängigkeit wiedererringend, auch seine religiöse Freiheit wieder gefunden. Dieser ehernen Schale und diesen Mistelzweigen, druidischen Symbolen, war ein schwarzes hölzernes Kreuz beigegeben, zum Andenken an den Tod von Jesus von Nazareth, für den die Mutter der Lager, ohne eine Christin zu sein, eine tiefe Bewunderung hegte; sie betrachtete ihn als einen der Weisen, welche die Menschheit am meisten ehrten.

So, mein Kind, war Victoria die Große, diese

erhabene Gallierin, deren Namen unserer Nachkommenschaft stets mit Stolz und Ehrfurcht aussprechen wird.

Als sie mich erblickte, erhob sich die Mutter der Lager rasch, kam mit einer zufriedenen Miene auf mich zu, und sagte mit ihrer wohlklingenden, sanften Stimme:

„Sei willkommen, Bruder, Deine Sendung war gefahrvoll . . . als ich Dich vor dem Ende des Tages nicht zurückgekehrt sah, wollte ich nicht zu Dir schicken, denn ich befürchtete, Deine Frau zu beunruhigen, wenn ich mich über die Dauer Deiner Abwesenheit unruhig zeigte . . . Du bist nun hier, und ich bin glücklich . . .“

Und sie drückte zärtlich meine Hände in den ihrigen.

Die Worte, die sie zu mir sprach, hatten ohne Zweifel den Enkel von Victoria in seinem Schlaf gestört, er ließ ein leichtes Gemurmel hören; sie wandte sich rasch nach ihm um und küßte ihn auf die Stirne; dann setzte sie sich wieder, stellte die Spitze ihres Fußes auf ein Schaukelbrett, auf dem die Wiege ruhte, verlieh dieser eine Schwingung und fuhr fort, mit mir zu reden.

„Und die Botschaft?“ fragte sie, „wie haben sie diese Barbaren aufgenommen? . . . Wollen sie den Frieden? . . . wollen sie einen Vertilgungskrieg?“

In dem Augenblick, wo ich ihr antworten wollte, unterbrach mich meine Milchschwester durch eine Geberde, und sie fügte dann, nachdem sie kurze Zeit nachgedacht hatte, bei:

„Weißt Du, daß Tetrik, mein guter Vetter, seit gestern hier ist?“

„Ich weiß es.“

„Er muß bald kommen; es ist mir lieber, wenn Du mir erst von ihm Bericht über Deine Botschaft erstattest.“

„Es soll so geschehen . . . Könnt Ihr den Hauptmann Mario empfangen? ich traf ihn bei meinem Eintritt; er kommt, um sich mit Victorin zu besprechen.“

„Scanvoch, mein Sohn hat die Nacht abermals außer dem Hause zugebracht!“ sagte Victoria, indem sie

ihre Nadel rascher bewegte, was bei ihr immer einen lebhaften Aerger andeutete.

„Da ich von der Ankunft Eures Verwandten aus Gasconien wußte, so dachte ich, ernste Interessen haben ihn vielleicht in einer Unterredung mit Tetrik die Nacht hindurch zurückgehalten . . . Dies ließ ich wenigstens den Hauptmann Mario vermuthen, als ich ihm sagte, Ihr könntet ihn ohne Zweifel anhören.“

Victoria schwieg einige Augenblicke; dann legte sie ihre Nähterei auf den Schooß, erhob das Haupt und sprach mit schmerzlichem Ton:

„Victorin hat Laster . . . sie werden seine guten Eigenschaften ersticken.“

„Habt Vertrauen und Hoffnung . . . das Alter wird ihn reifen.“

„Seit zwei Jahren nehmen seine Laster zu und seine guten Eigenschaften ab.“

„Seine Tapferkeit, seine Freigebigkeit, seine Offenherzigkeit sind nicht ausgeartet.“

„Seine Tapferkeit ist nicht mehr jene ruhige Tapferkeit, welche einem Heerführer wohl ansteht . . . sie wird blind ... toll ... seine Freigebigkeit wählt nicht mehr unter den Würdigen und den Unwürdigen; seine Vernunft schwächt sich, der Wein und die Ausschweifungen richten ihn zu Grunde ... Bei Hesus! ein Trunkenbold und Wüstling! ... er, mein Sohn! ... eines der Häupter unseres Galliens, das heute frei und morgen vielleicht ohne Gleichen unter den Nationen der Erde! ... Scanvoch, ich bin eine unglückliche Mutter!“

„Victorin liebt mich ... ich werde ihm väterliche, aber strenge Worte sagen.“

„Glaubst Du denn, Deine Worte werden bewirken, was die Worte seiner Mutter nicht bewirkt haben? die Worte von der, welche ihn seit mehr als zwanzig Jahren nicht verlassen hat? die ihm zu den Heeren, oft sogar in die Schlacht gefolgt ist? Scanvoch, Hesus

bestraft mich ... ich bin zu stolz auf meinen Sohn gewesen ..."

„Welche Mutter wäre nicht stolz auf ihn gewesen, an dem Tag, wo ein ganzes tapferes Heer frei zu seinem Haupte diesen zwanzigjährigen Anführer ausrief, hinter dem man ... Euch, seine Mutter sah!"

„Was ist daran gelegen, wenn er mich entehrt! ... Und es war doch mein einziges Bestreben, aus meinem Sohn einen Bürger zu machen! einen Mann, würdig unserer Väter! Indem ich ihn mit meiner Milch nährte, habe ich ihn nicht auch mit einer glühenden, frommen Liebe für unser zum Leben, zur Freiheit wiedererwachendes Gallien genährt? ... Was habe ich immer gewollt? Dunkel, unbekannt leben, aber meine Nächte, meine Tage, meinen Verstand, meine Wissenschaft der Vergangenheit, die mir die Einsicht in die Gegenwart und zuweilen die Kenntniß in die Zukunft gibt, anwenden ... kurz, alle Kräfte meiner Seele und meines Geistes anwenden, um meinen Sohn muthig, weise, erleuchtet, in jeder Hinsicht würdig zu machen, die freien Männer zu führen, die ihn frei zu ihrem Haupte erwählt haben. Und dann, Hesus ist mein Zeuge! stolz als Gallierin, glücklich als Mutter, einen solchen Mann geboren zu haben, hätte ich mich an seinem Ruhm und der Wohlfahrt meines Vaterlandes aus der Tiefe meiner Einsamkeit geweidet. Aber einen Sohn besitzen, der Trunkenbold und Wüstling ist! ... Zorn des Himmels! ... Dieser Wahnsinnige weiß also nicht, daß er bei jeder Ausschweifung seine Mutter in's Gesicht schlägt! ... Begreift er es nicht, so fühlen es unsere Soldaten. Gestern zog ich durch das Lager, drei alte Reiter kommen mir entgegen und grüßen mich ... weißt Du, was sie zu mir sagen? „„Mutter, wir beklagen Dich! ..."" Dann entfernten sie sich traurig ... Scanvoch, ich bin eine unglückliche Mutter! ..."

„Höret mich, seit einiger Zeit werden unsere Soldaten Victorin abgeneigt, ich gestehe das und begreife

es; denn der Mann, den freie Männer zu ihrem Haupte gewählt haben, muß frei von jeder Ausschweifung sein und sogar die hinreißenden Triebe seines Alters besiegen ... Das ist wahr, meine Schwester, und habe ich nicht oft Euren Sohn in Eurer Gegenwart getadelt?"

„Ich gebe es zu."

„Ich vertheidige ihn besonders zu dieser Stunde, weil die Soldaten, welche heute so ängstlich streng in Beziehung auf Fehler, die bei jungen militärischen Führern oft vorkommen, weniger ihren Bedenklichkeiten, als treulosen Aufhetzungen gehorchen."

„Was willst Du damit sagen?"

„Man ist eifersüchtig auf Euren Sohn, auf seinen Einfluß auf die Truppen; und um ihn zu Grunde zu richten, beutet man seine Fehler aus und sucht schändlichen Verleumdungen Glauben zu verschaffen."

„Wer sollte eifersüchtig sein? wer sollte ein Interesse haben, diese Verleumdungen auszustreuen?"

„Nicht wahr, besonders seit einem Monat hat sich diese Feindseligkeit gegen Euren Sohn geoffenbart und verschlimmert sie sich fortwährend?"

„Ja, ja; doch ich frage Dich noch einmal, wen hast Du im Verdacht, daß er sie angeregt?"

„Meine Schwester, was ich Euch sagen will, ist ernst . . ."

„Sprich aus."

„Vor einem Monat ist einer Eurer Verwandten, der Statthalter von Gasconien, nach Mainz gekommen . . ."

„Tetrik?"

„Ja, nach einigen Tagen ist er wieder abgereist?"

„Nun?"

„Beinahe sogleich nach seinem Abgang hat sich die dumpfe Feindseligkeit gegen Euren Sohn erklärt und dann immer zugenommen."

Victoria schaute mich stillschweigend an, als hätte meine Worte Anfangs nicht begriffen; dann kam ihr

plötzlich ein Gedanke, und sie rief im Ton des Vorwurfs:

„Wie! Du würdest Tetrik beargwohnen ... meinen Verwandten, meinen besten Freund! ihn, den Weisesten der Männer! ihn, einen der trefflichsten Geister unserer Zeit, ihn, der sich bis in den Zerstreuungen, die er in den Wissenschaften sucht, als großer Dichter zeigt! ihn, einen der ersprießlichsten Vertheidiger Galliens, obgleich er kein Kriegsmann ist; ihn, der in seiner Statthalterschaft Gasconien durch seine Mühwaltungen die Uebel der einst zur Wiedereroberung unserer Unabhängigkeit ausgebrochenen Bürgerkriegs wieder gut macht ... Ach! Bruder! Bruder! ich erwartete Besseres von Deinem redlichen Herzen und von Deiner Vernunft."

„Ich habe diesen Mann im Verdacht."

„Du bist ein Wahnsinniger! ihn im Verdacht haben, ihn, der, Vater eines Sohnes, welchen ihm eine beständig beklagte Frau hinterlassen hat, daraus, daß er an väterliche Nachsicht gewöhnt ist, eine Entschuldigung für die Laster von Victorin schöpft ... Liebt er ihn nicht? vertheidigt er ihn nicht ebenso warm, als Du ihn vertheidigst?"

„Ich habe diesen Mann im Verdacht ..."

„Oh! Starrkopf! unbeugsamer Charakter! ... warum hast Du Tetrik im Verdacht? mit welchem Recht? was hat er gethan? bei Hesus! wärest Du nicht mein Bruder, kennete ich nicht Dein Herz, ich würde Dich für eifersüchtig auf die Liebe halten, die ich für meinen Verwandten hege!"

Kaum hatte Victoria so gesprochen, als sie es bereute und zu mir sagte:

„Vergiß diese Worte."

„Sie wären mir schmerzlich, meine Schwester, wenn der ungerechte Zweifel, den sie ausdrücken, Euch über die Wahrheit dessen, was ich sage, verblendete."

In diesem Augenblick erschien die Dienerin und fragte, ob Tetrik eingeführt werden könnte.

„Er komme," antwortete Victoria, „er komme sogleich."

Zu gleicher Zeit trat Tetrik ein.

Es war ein kleiner Mann in mittlerem Alter, von feinem, sanftem Gesicht; ein freundliches Lächeln umschwebte beständig seine Lippen; er hatte dergestalt das Aussehen eines redlichen Mannes, daß Victoria, als sie ihn eintreten sah, sich nicht erwehren konnte, auf mich einen Blick zu richten, der mir meinen Verdacht abermals zum Vorwurf zu machen schien.

Tetrik ging gerade auf Victoria zu, küßte sie mit väterlicher Vertraulichkeit auf die Stirne und sprach zu ihr:

„Ich grüße Euch, theure Victoria."

Dann trat der Statthalter von Gasconien an die Wiege, in der der Enkel der Mutter der Lager fortwährend schlief, betrachtete das Kind voll Zärtlichkeit, und fügte leise, als befürchtete er, den Kleinen aufzuwecken, bei:

„Schlafe, armer Kleiner! Du lächelst bei Deinen kindischen Träumen, und weißt nicht, daß die Zukunft unseres geliebten Galliens vielleicht auf Deinem Haupte beruht ... Schlafe, Kind, dessen Vorherbestimmung es ohne Zweifel ist, die von Deinem ruhmwürdigen Vater unternommene Aufgabe zu verfolgen! eine edle Aufgabe, die er lange Jahre unter der Eingebung Deiner erhabenen Großmutter erfüllen wird! Schlafe, mein Kleiner," sprach Tetrik, dessen Augen sich mit Thränen der Rührung füllen, „die hülfreichen, Gallien geneigten Götter werden über Dir wachen!"

Während ihr Vetter seine feuchten Augen trocknete, fragte mich Victoria abermals mit dem Blick, als wollte sie sagen, ob das die Sprache und die Physiognomie eines Verräthers, eines treulos feindselig gegen den Vater dieses Kindes gesinnten Menschen sei?

Tetrik wandte sich nun an mich und sprach liebevoll.

„Ich grüße den treusten, den besten Freund der Frau, den ich liebe und am höchsten in der Welt verehre."

„Das ist die Wahrheit; ich bin der niedrigste, aber der ergebenste der Freunde von Victoria," antwortete ich, Tetrik fest anschauend; „und die Pflicht eines Freundes ist es, die Verräther zu entlarven."

„Ich bin Eurer Ansicht, guter Scanvoch," erwiederte einfach Tetrik; „es ist die erste Pflicht eines Freundes, die Verräther zu entlarven; ich fürchte weniger den brüllenden Löwen, den offenen Rachen, als die im Schatten kriechende Schlange."

„Dann sage ich, Scanvoch, Euch, Tetrik: Ihr seid einer von den gefährlichen Würmern, von denen Ihr hier sprecht... ich halte Euch für einen Verräther, ich bezüchtige Euch des Verraths!.."

„Scanvoch!" rief Victoria mit vorwurfsvollem Tone, „bedenkst Du Deine Worte?"

„Ich sehe, daß die alte gallische Spaßhaftigkeit mit unsern Göttern und mit unserer Freiheit bei uns wiedergekehrt ist," versetzte lächelnd der Statthalter.

Dann wandte er sich an Victoria und fügte bei:

„Unser Freund Scanvoch besitzt die ernsthafte Fopperei, die spaßhafteste von allen."

„Mein Bruder spricht nach Ehre und Gewissen," entgegnete die Mutter der Lager. „Er betrübt mich, da er, Euch anklagend, sich täuscht, doch er ist aufrichtig in seinem Irrthum."

Tetrik schaute abwechselnd Victoria und mich mit einer Art von Erstaunen an und schwieg einen Augenblick; dann sprach er mit ernstem, herzlichem, innigem Tone:

„Jeder treue Freund ist argwöhnisch; guter Scanvoch, unbegreiflich ist für mich Euer Mißtrauen, doch es muß seine Ursache haben: offen ist der Angriff, offen wird die Antwort sein. Was macht Ihr mir zum Vorwurf?"

„Vor einem Monat seid Ihr nach Mainz gekommen; ein Mann von Euch, Euer Geheimschreiber Morix, hat, wohl mit Geld versehen, vielen Soldaten

zu trinken gegeben und sie gegen Victorin aufzuhetzen gesucht, indem er ihnen sagte, es sei schmählich, daß ihr Heerführer, eines der beiden Häupter des wiedergeborenen Galliens, als Trunkenbold und ausschweifender Mensch lebe . . . Hat Euer Geheimschreiber so gesprochen, ja oder nein?"

„Fahret fort, Scanvoch, fahret fort."

„Euer Geheimschreiber hat eine Handlung angeführt, welche, seitdem im Lager verbreitet, große Aufreizung hervorbrachte . . . Vor einigen Monaten soll nämlich Victorin in eine Schenke gegangen sein, welche auf einer der Rheininseln liegt; nachdem er getrunken, soll Victorin, vom Wein erhitzt, der Wirthin Gewalt angethan haben . . . und sie habe sich aus Verzweiflung umgebracht."

„Lüge!" rief Victoria. „Ich kenne und verdamme die Fehler meines Sohnes, doch er ist zu einer solchen Schändlichkeit unfähig."

Der Statthalter hatte mich mit einem unstörbaren Stillschweigen angehört; lächelnd erwiederte er:

„Eurer Meinung nach, guter Scanvoch, hätte also mein Geheimschreiber auf meinen Befehl im Lager diese schändlichen Verleumdungen verbreitet?"

„Ja."

„Was wäre mein Zweck dabei?"

„Ihr seid ehrgeizig . . ."

„Und auf welche Art würden diese Verleumdungen meinem Ehrgeiz dienen?"

„Die Soldaten würden Victorin abgeneigt, der von ihnen zum Heerführer und zu einem der Häupter Galliens erwählt worden ist; Ihr würdet Euren Einfluß auf Victoria benützen, um sie zu bewegen, Euch den Soldaten als Nachfolger von Victorin vorzuschlagen."

„Eine Mutter! bedenkt Ihr, guter Scanvoch?" erwiederte Tetrik, Victoria anschauend. „Eine Mutter! ihren Sohn einem Freund opfern!"

„In der Größe ihrer Liebe für ihr Vaterland würde Victoria ihren Sohn Eurer Erhebung opfern, wäre dieses Opfer für das Heil Galliens nöthig . . . Habe ich gelogen, meine Schwester?"

„Nein," antwortete mir Victoria, welche über meine Anschuldigungen gegen ihren Verwandten betrübt zu sein schien, „hierin sprichst Du die Wahrheit; im Uebrigen aber täuschest Du Dich."

„Und dieses heldenmüthige Opfer, guter Scanvoch," sagte der Statthalter, „Victoria würde es bringen, wenn sie wüßte, ich habe durch meine im Verborgenen schleichenden Verleumdungen ihrem Sohn im Geiste unserer Soldaten das Verderben zu bereiten gesucht?"

„Meine Schwester hätte nichts von diesen Ränken gewußt, würde ich sie nicht entlarvt haben . . . Uebrigens habe ich sie oft mit Recht sagen hören: wenn sich der Friede endlich in unserem Lande befestige, wäre es besser, wenn sein Haupt, statt immer zum Kriege geneigt zu sein, auf die Heilung der Uebel aus den vergangenen Kriegen abzielte; oft hat sie Euch als einen von den Männern angeführt, welche weislich den Frieden dem Kriege vorziehen."

„Ich denke allerdings, daß das Schwert, gut zum Zerstören, zum Wiederaufbauen machtlos ist," sagte Victoria; „und ist die Freiheit Galliens wieder befestigt, so möchte ich, daß mein Sohn mehr an den Frieden, als an den Krieg dächte. . . Ich habe Dich aufgefordert, einen letzten Schritt bei den fränkischen Häuptlingen zu versuchen, zu denen ich Dich sandte. . ."

„Erlaubt mir, Euch zu unterbrechen," sprach Tetrik, „und gestattet, daß ich unsern Freund Scanvoch frage, ob er keine andere Anschuldigungen gegen mich hat."

„Ich klage Dich an, daß Du entweder der geheime Agent des römischen Kaisers Gallienus oder der Agent des Hauptes der neuen Religion bist."

„Ich!" rief der Statthalter, „ich der Agent der Christen!"

„Ich habe gesagt, der Agent des Hauptes der neuen Religion . . . ich spreche von dem Bischof, der seinen Sitz in Rom hat.“

„Ich, der Agent von Stephan, Bischof von Rom? dem vierzehnten Papst der neuen Kirche? von diesem Papste, von dem Firmilian, Bischof von Cäsarea, an Cyprian, das Haupt des aus achtundzwanzig Bischöfen bestehenden spanischen Concils schrieb: „„Sollte man glauben, daß dieser Mensch (der Papst Stephan) eine Seele und einen Leib hat? der Leib ist augenscheinlich sehr schlecht beschaffen und diese Seele in Unordnung; Stephan scheut sich nicht, seinen Bruder Cyprian als falschen Christen, als falschen Apostel, als betrügerischen Arbeiter zu behandeln, und um es nicht von sich selbst sagen zu hören, wirft er es Andern vor.““ Ich der Agent dieses ehrsüchtigen, gewaltthätigen Papstes!“

„Ja, wenn Ihr nicht etwa zugleich den römischen Kaiser und den Bischof von Rom hintergeht und Beiden dient, entschlossen, den Einen oder den Andern, je nach den Nothwendigkeiten Eures Ehrgeizes, zu opfern.“

„Daß ich den Römern diene, will ich noch gelten lassen,“ erwiederte Tetrik mit seiner unstörbaren Freundlichkeit; „Euer Verdacht, so grausam er für mich ist, läßt sich streng genommen begreifen; denn wenn es uns durch die Gewalt der Waffen gelungen ist, Schritt für Schritt, seit drei Jahrhunderten, beinahe alle Freiheiten des alten Gallien wiederzuerobern, so haben die Römer mit Schmerz unser Land ihrer Herrschaft entgangen gesehen; ich würde also begreifen, guter Scanvoch, daß Ihr mich beschuldigtet, ich wolle zur Regierung Galliens gelangen, um es früher oder später den Römern zurückzugeben, indem ich es, allerdings auf eine schändliche Weise, verriethe. Aber glauben, ich handle im Interesse des Papstes der Christen, dieser überall verfolgten, gemordeten Unglücklichen . . . ist das nicht wahnsinnig? Was könnte ich für sie thun? was könnten sie für mich thun?“

Scanvoch wollte antworten; Victoria unterbrach ihn durch eine Geberde und sagte zu Tetrik, auf ein Kreuz von schwarzem Holze, das Symbol des Todes Jesu, deutend, das neben der ehernen Schale, worin die sieben Mistelzweige, das druidische Symbol, lagen, angebracht war.

„Seht dieses Kreuz, Tetrik, es sagt Euch, daß ich, getreu unsern Göttern, denjenigen verehre, welcher gesprochen:

„Kein Mensch habe das Recht, seines Gleichen zu unterdrücken . . .

„Die Schuldigen verdienen Mitleid, Trost, und nicht die Verachtung und die Strenge . . .

„Die Ketten der Sklaven sollen gebrochen werden.

„Verherrlicht seien also diese Lehren; die Weisesten von unsern Druiden haben sie als heilig angenommen; damit sage ich Euch, wie sehr ich die zarte und reine Moral des jungen Mannes von Nazareth liebe . . . Doch seht, Tetrik," fügte Victoria mit nachdenkender Miene bei, „es gibt etwas Seltsames, Geheimnißvolles, was mich erschreckt . . . Ja, oftmals, während meiner langen Nachtwachen bei der Wiege meines Enkels, wenn ich an die Gegenwart und an die Zukunft dachte, wurde ich von einer unbestimmten Angst für die Zukunft gequält."

„Und diese Angst," fragte Tetrik, „woher rührt sie?"

„Wer ist seit drei Jahrhunderten der unversöhnliche Feind Galliens gewesen?" sagte Victoria, „wer ist der unbarmherzige Herrscher der Welt gewesen?"

„Rom," antwortete der Statthalter, „das heidnische Rom."

„Ja, die Tyrannei, welche auf der Welt lastete, hatte ihren Sitz in Rom," sprach Victoria. „Sagt mir nun, durch welch ein unseliges Verhängniß die Päpste dieser neuen Religion, die, was sie nicht verbergen,

die Fürsten der Erde nicht durch die Macht, sondern durch den Glauben beherrschend, über dem Weltall zu regieren trachten... ja, antwortet mir, durch welches unselige Verhängniß haben die Päpste den Sitz ihrer neuen Gewalt in Rom aufgeschlagen? Wie! Jesus von Nazareth hatte mit seinem glühenden Wort die Hohenpriester als Betrüger, als Heuchler gebrandmarkt! Er hatte besonders die Demuth, die Verzeihung, die Gleichheit, die Gemeinschaft unter den Menschen gepredigt, und nun geben sich in seinem göttlichen Namen diese neuen Hohenpriester für die zukünftigen Beherrscher des Weltalls aus, sie, die schon jetzt, wie der Papst Stephan, des Ehrgeizes, der Betrügerei, der Unduldsamkeit, selbst von den anderen christlichen Bischöfen, beschuldigt werden."

„Und wer ist der erste Papst gewesen, der in Rom im Namen Jesu auftrat?" „Einer von seinen Schülern, ein Undankbarer, ein Abtrünniger, der dreimal aus Feigheit seinen jungen Meister verleugnet hat... Dieser Abtrünnige hieß Petrus," sagte ich. „Ich habe seinen schmählichen Verrath in einer gleichzeitigen Erzählung über den Tod Jesu gelesen, die mir meine Ahnin hinterlassen hat... Victoria kennt sie."

„Das ist wahr," sprach meine Milchschwester, „und das kam mir schon Unheil weissagend vor... wie! der erste Papst dieser neuen Religion, deren Bischöfe immer mehr die sanfte Moral von Jesus zu verleugnen scheinen, ist derselbe Schüler gewesen, der feige seinen jungen Meister verleugnet hat, welcher von Allen verlassen wurde in der Stunde seines erhabenen Märtyrthums und seines, gleich seinem Leben, glorreichen Todes!"

„Höre ich Euch so sprechen, Victoria?" sagte Tetrik zu meiner Milchschwester; „Ihr, die Ihr so weise, so erleuchtet, fürchtet diese Unglücklichen, die ihren Glauben durch ihr Märtyrthum bekennen?"

„Oh!“ rief die Mutter der Lager begeistert, „ich liebe, ich bewundere diese armen Christen, die in gräßlichen Qualen sterben, während sie die Gleichheit der Menschen vor Gott, die Befreiung der Sklaven, die Gütergemeinschaft, die Liebe und die Verzeihung für die Schuldigen bekennen! . . . Ich liebe . . . ich bewundere diese armen Christen, welche hingerichtet sterben und im Namen Jesu sagen: „„Diejenigen sind Ungeheuer der Ungerechtigkeit, welche ihre Brüder in der Sklaverei erhalten, welche sie Kälte und Hunger ausstehen lassen, statt mit ihnen ihr Brod und ihren Mantel zu theilen.““ Oh! für diese heldenmüthigen Märtyrer Mitleid! Verehrung! . . . Aber ich fürchte, für die Zukunft Galliens, diejenigen, welche sich die Oberhäupter, die Päpste dieser Christen nennen . . . Ja, ich fürchte diese Hohenpriester, die in Rom den Sitz ihrer geheimnißvollen Herrschaft aufgeschlagen haben! in Rom, dem Mittelpunkt der entsetzlichsten Tyrannei, welche je die Welt niedergedrückt hat! . . . Hoffen sie denn, das Weltall, das lange gewohnt war, die Unterdrückung des Roms der Cäsaren auszuhalten . . . werde auch geduldig die Unterdrückung des Roms der Päpste ertragen?“

„Victoria,“ erwiederte Tetrik, „Ihr übertreibt die Macht dieser christlichen Bischöfe; haben nicht viele von ihnen, durch die römischen Kaiser verfolgt, das Märtyrthum erduldet, wie die ärmsten Neophyten?“

„Ich weiß es . . . jede Schlacht hat ihre Todten, und diese Priester kämpfen gegen die Kaiser, um ihnen die Herrschaft der Welt zu entreißen! . . . ich weiß auch, daß sich unter diesen Bischöfen Männer gefunden haben, welche würdig waren, im Namen Jesu zu sprechen und zu sterben . . . aber wenn es würdige Bischöfe gibt, so ist darum doch nicht minder die Regierung, die Herrschaft der Priester an und für sich erschrecklich! . . . Brauche ich Euch an unsere Geschichte zu erinnern, Tetrik? sprecht, ist die Regierung unserer Priester

nicht despotisch, unbarmherzig gewesen? Vor zehn Jahrhunderten, in jenen Urzeiten, ließen unsere Druiden, durch verwerfliche Berechnung, die Völker in einer crassen Unwissenheit und beherrschten sie durch die Barbarei und den Schrecken! . . . Sind diese Zeiten nicht die abscheulichsten der Geschichte Galliens gewesen? . . . haben diese Zeiten der Unterdrückung und der Verdumpfung nicht bis zu den glorreichen und glücklichen Jahrhunderten fortgedauert, wo unsere Druiden, mit dem Körper der Nation verschmolzen, als Bürger, als Väter, als Soldaten an dem gemeinschaftlichen Leben, an den Freuden der Familie, an den nationalen Kriegen gegen die Fremden Theil nahmen . . . sie, die immer die Ersten waren, welche die geknechteten Völkerschaften zum Aufstand anreizten! . . . Oh! ich sage Euch, ich sage Euch, was ich für die Zukunft der Nationen fürchte, ist, es werde sich eines Tags in Rom irgend ein finsteres Bündniß zwischen den Mächten der Welt und den katholischen Päpsten gründen . . . und dann, wehe den Völkern! denn von diesem Bündniß wird eine entsetzliche religiöse Tyrannei ausgehen, eine Tyrannei, verkittet durch das Blut der Märtyrer, die in unsern Tagen für die Befreiung der Völker zu sterben glauben! . . ."

Indem Victoria so sprach, schien sie wie durch den prophetischen Geist der Druidinnen der vergangenen Jahrhunderte inspirirt. Tetrik hatte ihr stillschweigend zugehört, doch, statt ihr zu antworten, sagte er, wie immer heiter lächelnd:

„Wir sind nun fern von der Anschuldigung, welche unser Freund Scanvoch gegen mich erhoben hat, und dennoch, Victoria, führen uns Eure Worte in Betreff der Befürchtungen, die Euch für die Zukunft die christlichen Hohenpriester, wie Ihr sie nennt, einflößen, zu dieser Anschuldigung zurück. Eurer Meinung nach, Scanvoch, wäre also der Zweck der Treulosigkeiten, die Ihr mir vorwerft, zu der Regierung Galliens zu gelangen,

um es zu Gunsten des heidnischen Roms oder des christlichen Roms zu verrathen?"

„Ja," antwortete ich, „ich glaube das."

„Ich will mich mit zwei Worten rechtfertigen, Scanvoch; Victoria wird mich mehr als irgend Jemand unterstützen . . . Einer von meinen Geheimschreibern, sagt Ihr, habe die Feindseligkeit unserer Soldaten gegen Victorin zu erregen gesucht. . . . mir scheint, Ihr offenbart das sehr spät, da . . ."

„Ich habe es erst gestern erfahren. . ." unterbrach ich den Statthalter von Gasconien.

„Gleichviel," erwiederte er, „ich habe diesen Schreiber kürzlich von mir fortgejagt, weil ich in der That zufällig erfuhr, erzürnt gegen Victorin, der ihn öfter hier verspottet, habe er sich dadurch gerächt, daß er ebenso lächerliche, als gehässige Verleumdungen über ihn verbreitet; doch lassen wir diese Erbärmlichkeiten . . . Ich sei ehrgeizig, sagt Ihr, Freund Scanvoch? ich strebe nach der Regierung Galliens, und müßte ich auch durch unwürdige Ränke dazu gelangen? . . . Fragt Victoria, was der Zweck meiner neuen Reise nach Mainz ist . . ."

„Tetrik denkt, es wäre dringlich für den Frieden und die Wohlfahrt Galliens, den Soldaten den Vorschlag zu machen, den Sohn meines Sohnes zum Erben der Regierung seines Vaters auszurufen. Tetrik glaubt sich der Einwilligung des Kaisers Gallienus sicher."

„Tetrik sieht also den nahen Tod von Victorin vorher?" sagte ich, den Statthalter scharf anschauend.

Doch dieser, dessen Augen mir selten begegneten, da er sie gewöhnlich niederschlug, erwiederte:

„Die Franken stehen jenseits des Rheins . . . und Victorin ist von einem verwegenen Muth; mein innigster Wunsch ist es, er möge lange Jahre leben; doch meiner Ansicht nach würde Gallien ein Pfand der Sicherheit für die Zukunft darin finden, daß es wüßte, nach Victorin werde die Gewalt dem Sohne desjenigen bleiben, welchen das Heer zum Haupte ausgerufen

hat, besonders wenn dieses Kind als Erzieherin Victoria die Große ... Victoria, die erhabene Mutter der Lager, gehabt hätte!"

„Ja," erwiederte ich, indem ich abermals, jedoch vergebens, dem Blick des Statthalters zu begegnen suchte, „ja, aber wer sagt mir, daß Ihr, Tetrik, sollte Victorin bald sterben, nicht der Vormund dieses Kindes zu werden, die Macht in seinem Namen auszuüben und so auf einem andern Weg zur Regierung Galliens zu gelangen hofft?"

„Sprecht Ihr im Ernste, Scanvoch?" versetzte Tetrik. „Fragt Victoria, ob sie meiner Hülfe bedarf, um aus ihrem Enkel einen ihrer und des Landes würdigen Mann zu machen? Haltet Ihr sie für eine von den schwachen Frauen, welche mit Andern eine ruhmwürdige Aufgabe theilen müssen? Die Vergötterung, welche die Soldaten für sie hegen, ist sie Euch nicht eine sichere Bürgschaft, daß sie allein, sollte Victorin frühzeitig sterben, die Vormundschaft ihres Enkels behaupten und für ihn regieren könnte?"

Victoria schüttelte mit nachdenkender Miene den Kopf und erwiederte:

„Ich liebe Euren Plan nicht, Tetrik; wie! den Soldaten zur Wahl ein Kind, das noch in der Wiege, bezeichnen? wer weiß, was dieses Kind werth sein wird?"

„Hat es nicht Euch zur Erzieherin?" versetzte Tetrik.

„Bin ich nicht auch die Erzieherin von Victorin gewesen?" entgegnete traurig die Mutter der Lager; „doch trotz meiner wachsamen Sorge hat mein Sohn Fehler, welche furchtbare Verleumdungen zulassen, denen ich Euch fremd glaube; ich sage es Euch aufrichtig, Tetrik, ich hoffe nun, daß mein Bruder Scanvoch, wie ich, Eurer Redlichkeit wird Gerechtigkeit widerfahren lassen."

„Ich habe es gesagt und ich wiederhole es, ich beargwohne diesen Mann," antwortete ich Victoria; sie rief voll Ungeduld:

„Und ich habe gesagt und wiederhole, daß Du ein Starrkopf, ein wahrer bretannischer Kopf bist, widerspänstig gegen jede Vernunft, wenn eine falsche Idee sich in Dein hartes Gehirn eingewurzelt hat."

Durch Instinct von der Treulosigkeit von Tetrik überzeugt, hatte ich keine Beweise gegen ihn und schwieg. Tetrik aber sprach lächelnd:

„Weder Ihr, noch ich, Victoria, werden den guten Scanvoch von seinem Irrthum überzeugen; überlassen wir diese Sorge einer unwiderstehlichen Verführerin: der Wahrheit. Von Eurem Widerwillen, durch das Heer Euren Enkel zum Erben der Macht seines Vaters ausrufen zu lassen, werden wir wieder sprechen ... ich hoffe, Eure Bedenklichkeiten zu besiegen, Victoria; doch sagt mir, ich habe vorhin, als ich mich zu Euch begab, den Hauptmann Mario, den ehemaligen Schmied, gesehen, den Ihr mir bei meiner ersten Reise in's Lager als einen der tapfersten Männer des Heeres vorgestellt?"

„Seine Tapferkeit kommt seinem gesunden Verstand und seiner festen Vernunft gleich," erwiederte die Mutter der Lager; „er ist auch ein edles Herz, denn, trotz seiner Erhebung, hat er wie einen Bruder einen von seinen ehemaligen Mitgesellen aus der Schmiede, der einfacher Soldat geblieben, zu lieben fortgefahren."

„Und ich," sagte ich zu Victoria, „müßte ich abermals für einen Eisenkopf gelten ... ich glaube, daß bei dieser Zuneigung das gute Herz und der gesunde Verstand des Hauptmann Mario sich täuschen. Nach meiner Ansicht liebt er einen Feind ... Möchtet Ihr, Victoria, nicht so blind sein, als der Hauptmann Mario!"

„Der getreue Gefährte des Hauptmann Mario sollte sein Feind sein?" erwiederte Victoria. „Du hast einen mißtrauischen Tag, mein Bruder ..."

„Ein Neidischer ist immer ein Feind. Der Mann, von dem ich spreche, ist Soldat geblieben; er beneidet seinen ehemaligen Kameraden, der einer der ersten

Hauptleute des Heeres geworden ... und vom Neid bis zum Haß ist es nur ein Schritt..."

So sprechend, hatte ich abermals dem Blick des Statthalters von Gasconien zu begegnen gesucht, doch ich bemerkte bei ihm, nicht ohne darüber zu erstaunen, eine Art von Beben der Freude, als ich versicherte, der Hauptmann Mario habe zum geheimen Feind seinen Kriegskameraden. Immer Herr über sich, befürchtete Tetrik ohne Zweifel, sein Beben sei mir nicht entgangen, und sprach:

„Der Neid ist ein so empörendes Gefühl, daß ich nicht ohne Aufregung kann davon reden hören. Ich bin wahrhaft betrübt über das, was uns Scanvoch, der sich hoffentlich auch diesmal täuscht, über den Kameraden des Hauptmann Mario mittheilt... Doch wenn meine Gegenwart Euch abhält, den Hauptmann zu empfangen, sagt es mir Victorin... ich entferne mich..."

„Ich wünsche im Gegentheil, daß Ihr der Unterredung, die ich mit Mario und meinem Bruder Scanvoch haben soll, beiwohnet; Beide sind von meinem Sohn mit wichtigen Sendungen beauftragt gewesen... doch..." fügte sie mit einem Seufzer bei, „der Morgen rückt vor, und mein Sohn ist nicht hier."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre, und Victorin erschien in Begleitung des Hauptmann Mario.

Victorin war damals zwei und zwanzig Jahre alt. Ich habe Dir gesagt, mein Kind, daß man mehrere Münzen geschlagen, worauf er unter den Zügen des Gottes Mars neben seiner Mutter, welche einen Helm trug wie die antike Minerva, dargestellt war; Victorin hätte in der That als Modell für eine Bildsäule des Kriegsgottes dienen können. Groß, schlank, kräftig, gefiel er durch seine zugleich geschmeidige und martialische Haltung Aller Augen; von einer seltenen Schönheit, wie die seiner Mutter, unterschieden sich seine Züge von denen von Victoria durch einen heiteren, keckem

Ausdruck. Die Offenherzigkeit, der Edelmuth seines Charakters waren in seinem Gesichte zu lesen; unwillkührlich vergaß man, wenn man ihn sah, die Fehler, die diese muthige Natur, welche zu lebhaft, zu ungestüm, um die fortreißenden Triebe des Alters zu zügeln, ihres Schmucks beraubten. Victorin hatte ohne Zweifel eine Nacht im Vergnügen zugebracht, und dennoch war sein Gesicht so ausgeruht, als käme er gerade aus dem Bett. Ein kleiner Filzhut mit einer Feder geschmückt bedeckte halb seine schwarzen Haare, die sich um sein männliches, braunes, leicht von einem braunen Bart beschattetes Gesicht lockten. Seine gallische Saie von purpurroth und weiß gestreiftem Seidenstoff war um seinen Leib durch einen Gürtel von silbergesticktem Leder angeschlossen, woran sein Schwert mit einem seltsam ciselirten goldenen Griff — ein wahres Meisterwerk der Goldarbeiterkunst von Autun — hing. Als Victorin, gefolgt vom Hauptmann Mario, bei seiner Mutter eintrat, ging er mit einer Mischung von Zärtlichkeit und Ehrfurcht gerade auf Victoria zu; er setzte ein Knie auf die Erde, ergriff ihre rechte Hand, küßte sie, nahm dann seinen Hut ab, bot ihr seine Stirne und sprach:

„Gegrüßet seist Du, meine Mutter!..."

Es lag ein so rührender Zauber in der Haltung, im Ausdruck der Züge des jungen Heerführers, der so vor seiner Mutter kniete, daß ich sie einen Augenblick zwischen dem Verlangen, diesen Sohn, den sie anbetete, zu umarmen, und dem Willen, ihm ihre Unzufriedenheit zu bezeigen, schwanken sah; sie drückte auch leicht mit der Hand die Stirne von Victorin zurück und sagte mit ernstem Ton, indem sie auf die neben ihr stehende Wiege deutete:

„Küsse Deinen Sohn, Du hast ihn seit gestern Morgen nicht mehr gesehen."

Der junge Heerführer begriff diesen mittelbaren Vorwurf, stand traurig auf, näherte sich der Wiege,

nahm das Kind in seine Arme, küßte es voll Zärtlichkeit und schien sich so für die mütterliche Strenge zu entschädigen.

Der Hauptmann Mario näherte sich mir und sagte leise:

Dieser Victorin ist doch ein gutes Herz; wie sehr liebt er seine Mutter, wie sehr liebt er sein Kind! Er ist ihnen sicherlich eben so sehr zugethan, als ich meinem Freund Eustach, der für sich allein meine ganze Familie bildet... Wie Schade, daß diese Pest der Unzucht (der gute Hauptmann sprach wenig Worte, ohne diesen Ausruf beizufügen), wie Schade, daß diese Pest der Unzucht den jungen Mann so oft in ihren Klauen hält."

„Das ist ein Unglück!... Doch glaubt Ihr, Victorin sei fähig der Schändlichkeit, der man ihn im Lager bezüchtigt?" erwiederte ich dem Hauptmann so, daß ich von Tetrik, der, leise mit Victoria redend, dieser ihre Strenge gegen ihren Sohn vorzuwerfen schien, gehört werden mußte.

„Nein, beim Teufel!" sagte Mario, „ich halte Victorin nicht für fähig zu solchen Schändlichkeiten... besonders, wenn ich ihn so zwischen seinem Sohn und seiner Mutter sehe."

Der junge Heerführer, nachdem er das Kind, das seine Arme nach ihm ausstreckte, sorgsam wieder in die Wiege gelegt hatte, sagte freundlich zum Statthalter von Gasconien:

„Meinen Gruß, Tetrik!... Ich sehe immer gern hier den weisen und treuen Freund meiner Mutter."

Dann wandte er sich gegen mich um und sprach:

„Ich wußte, daß Du zurückgekehrt, Scanvoch... als ich es erfuhr, war meine Freude groß, und groß war auch meine Unruhe während Deiner Abwesenheit... Diese fränkischen Räuber haben uns oft bewiesen, wie sie den Waffenstillstand und die Parlamentäre achten."

Doch ohne Zweifel die Traurigkeit gewahrend, die

noch in den Zügen von Victoria lesbar, näherte sich der Sohn seiner Mutter und sprach mit eben so viel Offenherzigkeit, als zarter Ehrerbietung:

„Meine Mutter, ehe wir hier von den Sendungen des Hauptmann Mario und von Scanvoch reden, laßt mich Euch sagen, was ich auf dem Herzen habe... Eure Stirne wird sich vielleicht aufklären, und ich werde nicht mehr die Unzufriedenheit sehen, die mich betrübt... Tetrik ist unser guter Vetter, der Hauptmann Mario unser Freund, Scanvoch Euer Bruder... ich habe hier nichts zu verbergen... Gesteht, liebe Mutter, Ihr seid bekümmert, weil ich diese Nacht auswärts zugebracht habe."

„Dein unordentliches Leben betrübt mich, Victorin... es schmerzt mich, daß meine Stimme nicht mehr von Dir gehört wird..."

„Mutter, ich will Euch Alles gestehen; doch ich schwöre Euch, ich habe mir meine Schwäche grausamer zum Vorwurf gemacht, als Ihr selbst sie mir vorwerfen werdet. Getreu meiner Zusage, mich mit Euch einen Theil der Nacht hindurch über wichtige Interessen zu besprechen, kehrte ich vernünftig nach Hause zurück... ich hatte es... oh! heldenmüthig hatte ich es ausgeschlagen, mit drei Hauptleuten von den letzten aus Béziers in Mainz angekommenen Reiter-Legionen zu Nacht zu speisen... Sie mochten mir immerhin große alte Weinkrüge von jenem Land des vorzugsweisen Weines rühmen, die sie sorgfältig in ihrem Kriegswagen mitgebracht hatten, um damit ihren Willkomm zu feiern... ich blieb unbarmherzig. Sie glaubten mich dann dadurch zu gewinnen, daß sie von Sängerinnen, Zigeunerinnen aus Ungarn, Kidda und Flory, sprachen. (Verzeiht, meine Mutter, daß ich solche Namen vor Euch nenne, doch die Wahrheit nöthigt mich dazu.) Diese Zigeunerinnen, welche kürzlich erst in Mainz angekommen, sagten meine Versucher, seien schön wie Gestirne, muthwillig wie Dämone, und singen wie Nachtigallen."

„Ah! ich sehe sie... ich sehe sie kommen, diese Pest der Unzucht, auf haarigen Pfoten marschirend, wie eine duckmäuserische, ausgehungerte Tigerin!!!“ rief Mario. „Oh! ich möchte diese schamlosen, verteufelten Zigeunerinnen auf glühenden Eisenplatten tanzen lassen!... dann würden sie auf eine für meine Ohren sanfte Weise singen.“

„Ich war noch vernünftiger, als Du, braver Mario,“ sagte Victorin; „ich wollte sie auf keine Weise tanzen und singen sehen, und entfloh mit großen Schritten meinen Versuchern, um hieher zurückzukommen.“

„Du mochtest immerhin fliehen, diese verdammte Unzucht hat eben so lange Beine, als Arme und Zähne!“ sprach der Hauptmann Mario; „sie wird Dich wieder erwischt haben, Victorin!...“

„Wollt mich anhören,“ sagte Victorin, „als er meine Milchschwester eine Geberde der Ungeduld und des Ekels machen sah. „Ich war nur noch zweihundert Schritte vom Hause entfernt ... es herrschte tiefe Finsterniß, da redet mich eine in einen Mantel mit Capuze gehüllte Frau an.“

„Nun sind es drei!“ rief der gute Hauptmann, die Hände faltend. „Die zwei Zigeunerinnen werden durch ein Weib mit Capuze verstärkt ... Ah! unglücklicher Victorin! man weiß nicht, was für teuflische Fallen unter dieser Capuze verborgen sind... wäre mein Freund Eustach becapuzt, ich würde ihn fliehen!“

„„Mein Vater ist ein alter Soldat,““ sagte diese Frau zu mir,“ fuhr Victorin fort; „„eine von seinen Wunden hat sich geöffnet, er stirbt. Er hat Euch gesehen, als Ihr geboren wurdet, Victorin, und will nicht sterben, ohne zum letzten Mal seinem jungen Heerführer die Hand zu drücken; werdet Ihr diese Gunst meinem verscheidenden Vater verweigern?““ So sprach diese Unbekannte mit einer rührenden Stimme zu mir; was hättest Du gethan, Mario?“

„Ei! trotz meiner Angst vor den Capuzen wäre

ich zu dem alten Mann gegangen," antwortete der Hauptmann; „sicherlich wäre ich gegangen, da ihm meine Gegenwart den Tod angenehmer machen konnte..."

„Ich thue also, was Du gethan hättest, Mario, ich folge der Unbekannten; wir kommen an ein dunkles Haus, die Thüre öffnet sich, meine Führerin nimmt mich bei der Hand, und ich gehe ein paar Schritte in der Finsterniß; plötzlich blendet mich ein lebhaftes Licht, ich sehe mich von den drei Hauptleuten der Legionen von Béziers und von anderen Officieren umgeben; die verschleierte Frau läßt ihren Mantel fallen, und ich erkenne..."

„Eine von den verdammten Zigeunerinnen!" rief der Hauptmann. „Ah! ich sagte es Dir wohl, Victorin, die Capuzen verbergen gräßliche Dinge!"

„Gräßliche?... Ach! nein, Mario... und ich habe nicht den Muth gehabt, die Augen zu schließen... Sogleich bin ich von allen Seiten umzingelt; die andere Zigeunerin läuft herbei, man schließt die Thüren, man schleppt mich an den Ehrenplatz. Kidda setzt sich an meine Rechte, Flory an meine Linke; vor mir erhebt sich einer von den großen alten Krügen, voll von einem Nektarwein, wie die Verdammten sagten; und..."

„Und der Tag überrascht Dich bei dieser neuen Orgie," unterbrach mit ernstem Tone Victoria ihren Sohn. „Du vergissest so in der Schwelgerei die Stunde, die Dich zu mir zurückrief... Ist das eine Entschuldigung?"

„Nein, liebe Mutter, es ist ein Bekenntniß... denn ich bin schwach gewesen... aber so wahr Gallien frei ist, ich wäre vernünftig zu Euch zurückgekehrt ohne die List, die man gebrauchte, um mich aufzuhalten. Werdet Ihr diesmal nicht nachsichtig gegen mich sein?... ich flehe Euch darum an!" fügte Voctorin bei, indem er abermals vor meiner Milchschwester niederkniete. „Seid nicht mehr so sorgenvoll und streng! das Alter wird

mich heilen ... Ich bin zu jung, ich habe zu lebhaftes Blut; die Hitze des Vergnügens reißt mich oft unwillkürlich fort ... dennoch würde ich mein Leben für Euch geben, meine Mutter, Ihr wißt das."

„Ich glaube es, doch Du würdest mir Deine schlimmen, tollen Leidenschaften nicht zum Opfer bringen."

„Sieht man so Victorin ehrfurchtsvoll und reumüthig vor seiner Mutter knieen," sagte ich leise zu Mario, „sollte man glauben, das sei der berühmte und von den Feinden Galliens gefürchtete Heerführer, der mit zweundzwanzig Jahren schon fünf große Schlachten gewonnen hat?"

„Victoria," sprach Tetrik mit seiner sanften, einschmeichelnden Stimme, „ich bin auch Vater und zur Nachsicht geneigt ... Mehr noch, in meinen Erholungsstunden bin ich Dichter, und ich habe eine Ode an die Jugend geschrieben. Wie sollte ich streng sein? Ich liebe so sehr die muthigen Eigenschaften unseres theuren Victorin, daß mir der Tadel schwer wird! Werdet Ihr denn unempfindlich gegen die zärtlichen Worte Eures Sohnes sein? ... Seine Jugend ist sein einziges Verbrechen ... er hat es Euch gesagt, das Alter wird ihn heilen . . . und seine Liebe für Euch, seine Ehrfurcht vor Eurem Willen werden die Heilung beschleunigen."

In dem Augenblick, wo der Statthalter von Gasconien so sprach, entstand ein gewaltiger Lärm vor der Wohnung von Victoria, und bald vernahm man den Ruf:

„Zu den Waffen! zu den Waffen!"

Victorin und seine Mutter, bei der er kniete, erhoben sich ungestüm.

„Man ruft zu den Waffen!" sagte lebhaft der Hauptmann Mario.

„Die Franken werden den Waffenstillstand gebrochen haben," rief ich; „gestern hat mir einer von ihren Häuptlingen mit einem nahen Angriff auf unser Lager gedroht; ich glaubte nicht an einen so raschen Entschluß."

„Man bricht einen Waffenstillstand nie vor seinem Ziel, ohne diesen Bruch zuvor anzuzeigen," sagte Tetrik.

„Die Franken sind zu jedem Verrath fähige Barbaren," rief Victorin nach der Thüre laufend.

Sie wurde von einem mit Staub bedeckten Officier geöffnet, welcher dergestalt keuchte, daß er Anfangs kaum sprechen konnte.

„Ihr seid vom Posten der Vorhut des Lagers, vier Meilen von hier?" sagte der junge Heerführer zum Eintretenden, denn Victorin kannte alle Officiere des Heeres, „was geht vor?"

„Eine zahllose Menge von Flößen mit Truppen beladen und von Barken bugsirt fing an gegen die Mitte des Flusses zu erscheinen, als ich auf Befehl des Commandanten vom Posten diesen verließ und mit verhängten Zügeln hieher eilte, um die Nachricht hievon Euch zu überbringen, Victorin. Die fränkischen Horden müssen zu dieser Stunde gelandet haben. Zu schwach, um einem Heer zu widerstehen, hat sich der Posten, den ich verlassen, ohne Zweifel zum Lager zurückgezogen; indem ich durch dasselbe sprengte, rief ich zu den Waffen! Die Legionen und die Cohorten bilden sich in aller Eile."

„Das ist die Erwiederung dieser Barbaren auf unsere von Scanvoch überbrachte Botschaft," sagte die Mutter der Lager zu Victorin.

„Was haben Dir die Franken geantwortet?" fragte mich der junge Heerführer.

„Neroweg, einer der vornehmsten Könige ihres Heeres, hat jeden Friedensgedanken verworfen," sagte ich zu Victorin; „diese Barbaren wollen Gallien überfallen, sich hier niederlassen und uns knechten ... Ich habe ihrem Anführer mit einem Vertilgungskrieg gedroht; er antwortete mir, die Sonne würde nicht sechsmal aufgehen, ehe er in unser Lager gekommen sei und Victoria die Große weggeführt habe."

„Wenn sie gegen uns marschiren, ist kein Augen-

blick zu verlieren!" rief Tetrik erschrocken, indem er sich an Victorin wandte, der, kalt und ruhig, die Arme über seiner Brust gekreuzt, in der Stille nachdachte, „man muß handeln, schnell handeln."

„Ehe man handelt, muß man überlegen," antwortete Victorin immer nachdenkend.

„Aber wenn die Franken so rasch gegen das Lager vorrücken?" versetzte der Statthalter.

„Desto besser," sagte Victorin voll Ungeduld, „desto besser, lassen wir sie herankommen."

Die Antwort von Victorin setzte Tetrik in Erstaunen, und ich gestehe, ich wäre selbst erstaunt, beinahe besorgt gewesen, den jungen General von Verzug in Gegenwart eines nahe bevorstehenden Angriffs sprechen zu hören, hätte ich nicht zahlreiche Beweise von der Sicherheit des Urtheils von Victorin gehabt; seine Mutter bedeutete dem Statthalter durch ein Zeichen, er möge ihn seinen Schlachtplan, über den er ohne Zweifel nachsann, überlegen lassen, und sagte zu Mario:

„Ihr kommt diesen Morgen von einer Reise unter die Stämme jenseits des Rheins zurück, welche so oft von diesen Barbaren überfallen und ausgeplündert werden? Wie ist die Gesinnung dieser Stämme?"

„Zu schwach, um allein zu handeln, werden sie sich beim ersten Ruf an uns anschließen. Bei Tag oder bei Nacht von uns auf dem Berge Berak angezündete Feuer sollen ihnen das Signal geben; Wächter warten; so bald sie es bemerken, werden sie sich marschfertig halten; ist das Signal gegeben, so soll einer unserer besten Hauptleute einige Elitetruppen einschiffen, über den Rhein fahren und die Verbindung mit diesen Stämmen bewerkstelligen, während unser Hauptheer auf einer andern Seite agiren wird."

„Euer Plan ist vortrefflich, Hauptmann Mario," sagte Victoria; „in diesem Augenblick besonders ist uns ein solches Bündniß von großem Nutzen. Ihr habt, wie gewöhnlich, richtig und fern gesehen."

„Wenn man gute Augen hat, muß man sich derselben nach seinen besten Kräften zu bedienen suchen," antwortete treuherzig der Hauptmann Mario; „ich sagte auch zu meinem Freunde Eustach..."

„Zu welchem Freund?" fragte Victoria; „von wem sprecht Ihr, Hauptmann!"

„Von einem Soldaten... meinem ehemaligen Amboßkameraden; ich hatte ihn auf die Reise, von der ich komme, mitgenommen; statt meine kleinen Pläne in mir selbst hin und her zu überdenken, sage ich sie ganz laut meinem Freunde Eustach; er ist verschwiegen, gar nicht dumm, teufelmäßig mürrisch, und zuweilen brummt er mir einige Bemerkungen zu, aus denen ich Nutzen ziehe."

„Ich kenne Eure Freundschaft für diesen Soldaten," sprach Victoria, „sie ehrt Euch."

„Es ist etwas ganz Einfaches, daß man einen alten Freund liebt; ich sagte ihm also: Siehst Du, Eustach, früher oder später werden diese fränkischen Schinder einen entscheidenden Angriff gegen uns versuchen; um ihren Rückzug zu sichern, werden sie eine Reserve zu Bewachung ihres Lagers und ihrer Kriegswagen zurücklassen; diese Reserve wird kein Stück sein, das zu groß zum Verschlingen für die mit uns verbündeten Stämme wäre, verstärkt man sie mit einer guten Elitelegion unter Anführung von einem unserer Hauptleute, so daß, wenn diese Schinder diesseits des Rheins geschlagen sind, ihnen jeder Rückzug auf dem andern Ufer abgeschnitten sein wird. Was ich vorhersah, geschieht heute: man müßte also, glaube ich, zur Stunde den verbündeten Stämmen einige Elitetruppen unter dem Befehl eines energischen, klugen und vorsichtigen Hauptmanns zuschicken."

„Dieser Hauptmann werdet Ihr sein, Mario," sagte Victoria.

„Ich, gut... Ich kenne das Land... mein Plan ist sehr einfach... Während die Franken uns angreifen,

setze ich über den Rhein, um ihr Lager und ihre Wagen zu verbrennen und ihre Reserve zu vernichten. Victorin schlage sie auf unserem Ufer, sie werden über den Fluß zurück wollen und mich auf dem jenseitigen Ufer bereit finden, ihnen etwas Anderes zu reichen, als die Hand, um ihnen landen zu helfen. Es wäre übrigens eitel für sie, an dieser Stelle zu landen, da sie weder Reserve, noch Lager, noch Wagen mehr finden werden."

„Mario," sprach meine Milchschwester, nachdem sie aufmerksam den Hauptmann angehört hatte, „das Gewinnen der Schlacht ist sicherer, wenn Ihr diesen Plan mit Eurer gewöhnlichen Tapferkeit und Kaltblütigkeit ausgeführt habt."

„Ich habe gute Hoffnung, denn mein Freund Eustach sagte zu mir mit einem noch verdrießlicheren Ton, als gewöhnlich: „„Er ist schon nicht so dumm, Dein Plan, er ist schon nicht so dumm."" Die Billigung von Eustach hat mir aber immer Glück gebracht."

„Victoria," sagte leise Tetrik, der seine Angst nicht länger überwinden konnte, „ich bin kein Kriegsmann ... ich habe ein volles Vertrauen zu dem militärischen Genie Eures Sohnes; aber ein Feind, der uns der Zahl nach zwei= bis dreimal überlegen ist, rückt jeden Augenblick näher heran ... und Victorin entscheidet sich zu nichts, befiehlt nichts."

„Er hat Euch mit Recht gesagt: Ehe man handelt, muß man überlegen," antwortete Victoria. „Diese bedenksame Ruhe ... im Augenblick der Gefahr, geziemt sich für den weisen Mann ... Ist es nicht unsinnig, blindlings der Gefahr entgegenzulaufen?"

Plötzlich klatschte Victorin in die Hände, fiel seiner Mutter um den Hals, küßte sie und rief:

„Meine Mutter ... Hesus begeistert mich ... Nicht Einer von diesen Barbaren soll entkommen, und der Friede Galliens wird wenigstens auf lange Zeit gesichert sein ... Dein Plan ist vortrefflich, Mario ...

er schließt sich an meinen Schlachtplan an, als hätten wir ihn Beide mit einander entworfen."

„Wie! Du hast mich gehört?" fragte der Hauptmann erstaunt; „ich glaubte, Du seist ganz und gar in Deine Betrachtungen versunken!"

„Ein Liebender, so sehr er auch in Gedanken versunken scheinen mag, hört immer, was seine Geliebte sagt, mein braver Mario," erwiederte Victorin heiter; und meine unumschränkte Geliebte ist der Krieg!"

„Abermals diese Pest der Unzucht!" sagte leise der Hauptmann. „Ah! sie verfolgt ihn überallhin, bis in seine Schlachtgedanken!"

„Mario," sprach Victorin, „wir haben hier auf dem Rhein zweihundert sechsruderige Kriegsbarken."

„Gerade so viel und gut ausgerüstet."

„Fünfzig von diesen Barken werden Dir genügen für den Transport der Elitetruppen, die Du unseren Verbündeten jenseits des Flusses zuführen willst."

„Fünfzig werden mir genügen."

„Die hundertundfünfzig anderen werden sich, jede mit zehn mit Aexten bewaffneten Ruderer-Soldaten bemannt, bereit halten, den Rhein hinabzufahren, bis gen Herfel, wo sie auf neue Instructionen zu warten haben; gib diesen Befehl dem Kapitän der Flotille, wenn Du Dich einschiffst."

„Es soll geschehen."

„Führe Deinen Plan Punkt für Punkt aus, braver Mario... Vertilge die Reserve der Franken, zünde ihr Lager, ihre Kriegswagen an; der Tag ist unser, wenn ich diese Schinder zum Rückzug zwinge."

„Du wirst sie zwingen, Victorin... das ist bei Dir alte Gewohnheit, obgleich Dein Bart erst sprießt. Ich hole meinen alten Freund Eustach und vollziehe Deine Befehle."

Ehe er wegging, zog der Hauptmann Mario sein Schwert, reichte es am Griff der Mutter der Lager und sprach:

„Habt die Güte, dieses Schwert mit Eurer Hand zu berühren, Victoria ... es wird eine gute Vorbedeutung für den Tag sein.“

„Gehe, braver, guter Mario,“ antwortete die Mutter der Lager, während sie ihm die Waffe zurückgab, nachdem sie männlich den Griff in ihrer schönen weißen Hand gedrückt hatte, „gehe, Hesus ist für Gallien, das frei und glücklich leben will.“

„Unser Kriegsgeschrei soll sein: Victoria die Große, und man wird es hören von einem Ufer des Rheins zum andern,“ rief Mario begeistert; dann fügte er weglaufend bei: „Ich hole eiligst meinen Freund Eustach, und zu unsern Barken! zu unsern Barken!“

In dem Augenblick, wo Mario wegging, erschienen mehrere Anführer von Legionen und Cohorten, welche, vom Landen der Franken durch den Officier, der, der Ueberbringer der Kunde, Lärm im Lager verbreitet hatte, unterrichtet, herbeieilten, um die Befehle des jungen Heerführers einzuholen.

„Stellt Euch an die Spitze Eurer Truppen,“ sagte er zu ihnen. „Begebt Euch mit ihnen in das Uebungsfeld, dorthin werde ich Euch nachfolgen und Euch Euren Schlachtgang bezeichnen; zuvor will ich mich mit meiner Mutter besprechen.“

„Wir kennen Deine Tapferkeit und Dein militärisches Genie,“ antwortete der Aelteste von diesen Cohortenführern, ein kräftiger Greis mit weißem Bart. „Deine Mutter, der Engel Galliens, wacht an Deiner Seite... Wir werden Deine Befehle mit Vertrauen erwarten.“

„Meine Mutter,“ sagte der junge General mit rührendem Tone, „Eure Verzeihung im Angesichte Aller und ein Kuß von Euch würden mir guten Muth für diesen großen Schlachttag geben!“

„Die Jugendverirrungen meines Sohnes haben oft mein Herz, wie das Eurige, Ihr, die Ihr Zeugen seiner Geburt gewesen, betrübt,“ sprach Victoria zu

den Anführern der Cohorten; „verzeiht ihm, wie ich ihm verzeihe.“

Und sie drückte leidenschaftlich ihren Sohn an ihre Brust.

„Schändliche Verleumdungen sind gegen Victorin im Heer in Umlauf gewesen,“ sagte der alte Hauptmann; „wir haben nicht daran geglaubt; doch weniger aufgeklärt als wir, ist der Soldat schnell beim Tadel wie beim Lob. Befolge also den Rath Deiner erhabenen Mutter, Victorin, gib keinen Vorwand mehr zu Verleumdungen. Wir sagen Dir dies als unserem Sohn, dem Kinde der Lager, deren Mutter Victoria die Große ist: wir werden Deine Befehle erwarten; zähle auf uns, wie wir auf Dich zählen.“

„Ihr sprecht als Vater zu mir,“ erwiederte Victorin, bewegt von diesen einfachen, würdigen Worten; „ich werde Euch als Sohn hören; Eure alte Erfahrung hat mich als Kind auf den Schlachtfeldern geleitet; Euer Beispiel hat aus mir den Soldaten gemacht, der ich bin; ich werde auch heute bemüht sein, mich Eurer und meiner Mutter würdig zu zeigen.“

„Das ist Deine Pflicht, da wir uns in Dir und in ihr verherrlichen,“ sprach der alte Hauptmann; dann sich an Victoria wendend: „Wird Dich das Heer nicht sehen, ehe es in den Kampf zieht? Für unsere Soldaten und für uns ist Deine Gegenwart immer ein gutes Vorzeichen.“

„Ich werde meinen Sohn bis zum Uebungsfeld begleiten, und dann Schlacht und Sieg!... Die römischen Adler schwebten über unserer geknechteten Erde! der gallische Hahn hat sie vertrieben... und er sollte nicht diese Schaar von Raubvögeln vertreiben, die auf Gallien niederfallen wollen!“ rief die Mutter der Lager mit einem so stolzen, so herrlichen Aufschwung, daß ich in ihr die Göttin des Vaterlandes und der Freiheit zu sehen glaubte. „Bei Hesus! der fränkische Barbar uns erobern! Es würde also in Gallien

weder eine Lanze, noch ein Schwert, noch eine Sense noch ein Stock, noch ein Stein bleiben!..."

Bei diesen männlichen Worten zogen die Führer der Legionen, die Begeisterung von Victoria theilend, freiwillig ihre Schwerter, schlugen sie an einander und riefen unter dem kriegerischen Geräusch:

„Beim Eisen dieser Schwerter schwören wir Dir, Victoria, Gallien wird frei sein! oder Du siehst uns nie wieder!

„Ja, bei Deinem erhabenen, theuren Namen, wir werden bis auf den letzten Blutstropfen kämpfen!"

Und Alle entfernten sich unter dem Rufe:

„Zu den Waffen! unsere Legionen!...

„Zu den Waffen! unsere Cohorten!..."

Während dieser ganzen Scene, bei der sich das militärische Genie von Victorin, seine zarte Ehrfurcht für seine Mutter, der kräftige Einfluß, den sie und er auf die Führer des Heeres übten, so mächtig geoffenbart hatte, schaute ich oft verstohlen den Statthalter von Gasconien an, der sich in einen Winkel des Zimmers zurückgezogen hatte; war es seine Angst bei Annäherung der Franken, war es seine geheime Wuth, in diesem Augenblick die Eitelkeit seiner Verleumdungen gegen Victorin zu erkennen (denn trotz der süßlichen Geschicklichkeit, mit der er ihn vertheidigt hatte, hegte ich denselben Verdacht gegen Tetrik)? ich weiß es nicht; aber sein leichenbleiches, verstörtes Gesicht wurde immer unkenntlicher... Ohne Zweifel beseelten ihn schlimme Leidenschaften, welche zu verbergen er ein Interesse hatte; denn als ich mich nach dem Abgange der Führer der Legionen gegen den Statthalter umwandte, suchte dieser seine gewöhnliche sanftmüthige Larve wieder anzunehmen, und sagte zu Victoria, indem er zu lächeln sich anstrengte:

„Ihr und Euer Sohn, Ihr seid mit Zauberei ausgerüstet. Nach meinem schwachen Verstand ist nichts beunruhigender, als dieses Herannahen des fränkischen

Heeres, um das Ihr Euch nicht zu bekümmern scheint, da Ihr Euch so friedlich hier besprecht, als ob der Kampf erst morgen stattfinden sollte... Und dennoch gibt mir Eure Ruhe unter solchen Umständen ein blindes Vertrauen."

„Nichts ist natürlicher, als unsere Ruhe," erwiederte Victorin; „ich habe die Zeit berechnet, welche die Franken nothwendig brauchen, um vollends über den Rhein zu setzen, ihre Truppen auszuschiffen, ihre Colonnen zu bilden und zu einem Paß zu gelangen, durch den sie ziehen müssen. Meine Bewegungen beschleunigen wäre ein Fehler, meine Langsamkeit nützt mir."

Hienach wandte sich Victorin an mich und sprach: „Scanvoch, bewaffne Dich; ich habe Dir Befehle zu geben, nachdem ich mich mit meiner Mutter berathen."

„Du wirst zu mir kommen, ehe Du meinen Sohn auf dem Uebungsfelde aufsuchst," sagte Victoria zu mir; „ich habe Dir auch einige Aufträge zu geben."

„Ich vergaß, Dir etwas vielleicht in diesem Augenblicke Wichtiges zu sagen," erwiederte ich. „Die Schwester von einem der fränkischen K ö n i g e, welche von ihrem Bruder umgebracht zu werden befürchtete, ist gestern aus dem Lager der Barbaren mit mir hierher gekommen."

„Diese Frau kann als Geißel dienen," sagte Tetrik, „man muß sie als Gefangene in engen Gewahrsam nehmen."

„Nein," entgegnete ich dem Statthalter, „ich versprach dieser Frau, sie werde hier frei sein, und habe ihr den Schutz von Victoria zugesichert."

„Ich werde Dein Versprechen halten," sagte meine Milchschwester. „Wo ist diese Frau?"

„In meinem Hause."

„Laß sie nach dem Abgange der Truppen hierher führen, ich werde sie sehen."

Ich ging, wie der Statthalter von Gasconien,

weg, um Victorin allein mit seiner Mutter zu lassen, als ich bei ihr mehrere Barden und Druiden eintreten sah, welche, nach unserem alten Gebrauch, immer an der Spitze des Heeres marschirten, um es durch ihre patriotischen und kriegerischen Gesänge anzufeuern.

Nachdem ich die Wohnung von Victoria verlassen hatte, lief ich nach Hause, um mich zu bewaffnen und um mein Pferd zu holen; bei meinem Eintritt fand ich meine Frau und Sampso, welche, schon durch das öffentliche Gerücht von dem Landen der Franken in Kenntniß gesetzt, meine Waffen zurecht richteten; Ellen putzte, so gut sie konnte, meinen stählernen Harnisch, dessen Glanz am Tage vorher durch das Feuer getrübt worden war, das man auf Befehl von Neroweg, dem furchtbaren Adler, diesem mächtigen König der Franken, unter meiner Rüstung angezündet hatte.

„Du bist das ächte Weib eines Soldaten,“ sagte ich lächelnd zu Ellen, da ich sah, wie sie so ärgerlich war, daß sie die getrübte Stelle, welche mit den andern Theilen meines Harnisches contrastirte, nicht blank machen konnte. „Der Glanz der Waffen Deines Gatten ist Dein schönster Schmuck.“

„Wären wir nicht so sehr durch die Zeit gedrängt,“ erwiederte Ellen, „so würde es uns gelungen sein, die schwarze Stelle verschwinden zu machen; seit einer Stunde suchen wir, Sampso und ich, zu errathen, wie Du Deinen Harnisch so hast trüben und schwärzen können.“

„Man sollte glauben, es seien Spuren vom Feuer,“ sagte Sampso, welche ihrerseits emsig meinen Helm mit einem Stück Fell putzte; „das Feuer allein kann so den Glanz des Stahls trüben.“

„Ihr habt errathen, Sampso,“ antwortete ich lachend, indem ich mein Schwert, meine Streitaxt und meinen Dolch nahm; „es war ein großes Feuer im Lager der Franken; diese gastfreundlichen Leute forderten

mich auf, näher zur Gluth zu treten; der Abend war kühl, und ich setzte mich ein wenig zu nahe zum Herd."

„Die Verkündigung des Kampfes macht Dich heiter, mein Scanvoch," sprach meine Frau, „das ist Deine Gewohnheit, ich weiß es seit lange her."

„Und die Verkündigung des Kampfes macht Dich nicht traurig, meine Ellen, weil Du ein festes Herz hast."

„Ich schöpfe meine Festigkeit aus dem Glauben meiner Väter, mein Scanvoch; er hat mich gelehrt, daß wir anderswo mit denen, welche wir hinieden geliebt, wiederaufleben," antwortete mir mit sanftem Tone Ellen, während sie mir mit Sampso meinen Harnisch anschnallen half. „Darum übe ich die Maxime unserer Mütter: „„Die Gallierin erbleicht nie, wenn ihr tapferer Gatte in den Kampf zieht, und sie erröthet vor Glück bei seiner Rückkehr;"" kommt er nicht zurück, so denkt sie mit Stolz daran, daß er als Braver gestorben ist, und jeden Abend sagt sie sich: Abermals ist ein Tag abgelaufen, abermals ist ein Schritt gegen jene unbekannte Welten gethan, wo man diejenigen wiederfindet, die uns theuer gewesen sind."

„Sprechen wir nicht von Abwesenheit, sondern von Rückkehr," sagte Sampso, indem sie mir meinen Helm reichte, der von ihren Händen so sorgfältig geputzt war, daß sie ihr sanftes Gesicht darin hätte spiegeln können; „Ihr seid bis jetzt im Kriege glücklich gewesen, Scanvoch, das Glück wird Euch folgen, und Ihr werdet es uns mit Euch zurückbringen."

„Ich glaube Eurer Versicherung, liebe Sampso. Ich gehe, glücklich durch Eure schwesterliche Zuneigung und die Liebe von Ellen; glücklich werde ich zurückkommen, besonders wenn ich abermals in's Gesicht einen gewissen König von diesen fränkischen Schindern habe zeichnen können — aus Dankbarkeit für die redliche Gastfreundschaft, die er gegen mich geübt hat;

doch nun bin ich gerüstet... einen Kuß meinem kleinen Aelguen, und zu Pferde!"

In dem Augenblick, wo ich mich nach der Stube meiner Frau wandte, hielt mich Sampso zurück und fragte:

„Mein Bruder... die Fremde?"

„Ihr habt Recht, Sampso, ich vergaß sie."

Ich hatte zur Vorsicht Elwig eingeschlossen; ich klopfte an ihre Thüre und sagte: „Kann ich bei Dir eintreten?"

Sie antwortete mir nicht; unruhig über dieses Stillschweigen, öffnete ich die Thüre, ich sah Elwig, die Stirne in ihren Händen, auf dem Rande ihres Lagers sitzen. Als sie mich gewahrte, warf sie einen scheuen Blick auf mich und blieb stumm.

Ich fragte sie:

„Hat Dich der Schlaf beruhigt?"

„Es gibt keinen Schlaf mehr für mich," erwiederte sie heftig. „Riowag ist todt!"

„Um Mittag werden Dich meine Frau und meine Schwägerin zu Victoria der Großen führen; sie wird Dich als Freundin behandeln... Ich habe ihr Deine Ankunft im Lager gemeldet."

Die Schwester von Neroweg, dem furchtbaren Adler, antwortete mir mit einer Gleichgültigkeit bezeichnenden Geberde.

„Brauchst Du etwas?" sagte ich zu ihr. „Willst Du essen? willst Du trinken?"

„Ich will Wasser... Ich habe Durst... ich brenne!..."

Trotz der Weigerung der Priesterin, holte Sampso etwas Speise, einen Krug Wasser, und setzte Alles auf den Tisch zu Elwig, welche immer düster, unbeweglich und stumm blieb; ich schloß die Thüre, gab den Schlüssel meiner Frau, und sagte zu ihr:

„Du und Sampso, Ihr werdet dieses unglückliche

Geschöpf um Mittag zu Victoria begleiten; doch wache, daß sie nicht allein mit unserem Kinde sein kann."

„Was befürchtest Du?"

„Es ist von diesen barbarischen Weibern, welche eben so hinterhältisch, als grausam sind, Alles zu befürchten... Ich habe ihren Liebhaber getödtet, indem ich mich gegen ihn vertheidigte, sie wäre fähig, aus Rache unser Kind zu erdrosseln."

In diesem Augenblick sah ich Dich herbeilaufen, mein liebes Kind. Als Du in der Stube Deiner Mutter meine Stimme gehört, hattest Du Dein Bett verlassen und kamst halbnackt, die Arme gegen mich ausgestreckt, ganz lachend beim Anblick meiner Rüstung, deren Glanz Deine Augen ergötzte. Die Stunde drängte mich, ich küßte Dich zärtlich, sowie Deine Mutter und ihre Schwester; dann sattelte ich mein Pferd, meinen braven, kräftigen Tom-Bras, dem ich diesen Namen zum Andenken an unsern Ahnherrn Joel gegeben hatte, der auch Tom-Bras den ungestümen Hengst nannte, den er in der Schlacht bei Vannes ritt. Sampso und Deine Mutter, die Dich in ihren Armen hatte, begleiteten mich in den Stall; Deine Muhme half mir mein Roß zäumen; sie streichelte seinen nervigen Hals und sagte:

„Tom-Bras, laß deinen Herrn nicht in Gefahr, rette ihn durch die Geschwindigkeit und vertheidige ihn im Nothfall wie jener muthige Tom Bras in vergangenen Zeiten, der, vom Brenn des Stammes Karnak geritten, die Römer mit dem Hufschlag und mit den Zähnen angriff."

„Liebe Sampso," erwiederte ich lachend, indem ich mich in den Sattel schwang, „gebt Tom-Bras nicht so schlechten Rath dadurch, daß Ihr ihn ermahnt, mich durch seine Schnelligkeit zu retten. Das gute Kriegsroß ist rasch in der Verfolgung und langsam in der Flucht... Was das Spielen mit den Zähnen und den Hufen betrifft, so entledigt sich Tom-Bras dieser Auf-

gabe auf das Trefflichste, ein Zeuge hievon ist das fränkische Pferd, mein Fang, das er, wie Ihr wißt, in diesem Stall beinahe in Fetzen zerschlagen hat ... Tom-Bras ist wie sein Herr, er haßt die fränkische Race... Gott befohlen, theure Sampso!... Gott befohlen, meine vielgeliebte Ellen!... Gott befohlen, mein kleiner Aelguen!"

Und nach einem letzten Blick auf Deine Mutter, die Dich in ihren Armen hielt, ritt ich im Galopp weg, um zu Victorin auf dem Uebungsfelde, wo das Heer versammelt sein sollte, zu gelangen.

Der entfernte Lärm der Trompeten, das Wiehern der Pferde, denen er anwortete, belebten Tom-Bras; er sprang voll Kraft... Ich beruhigte ihn mit der Stimme, ich streichelte ihn mit der Hand, um ihn klug zu machen und seine Kräfte für diesen harten Tag zu schonen. Unfern vom Uebungsfelde sah ich auf hundert Schritte von mir Victoria in Begleitung einiger Reiter. Bald hatte ich sie eingeholt. Tetrik, der einen kleinen Paßgänger ritt, war auf der Linken der Mutter der Lager, sie hatte auf ihrer Rechten einen Barden-Druiden, Namens Rolla, den sie wegen seines Muthes, seines edlen Charakters und seines Dichtertalentes besonders liebte. Mehrere andere Druiden waren zerstreut unter den verschiedenen Heeresabtheilungen, um neben den Anführern an der Spitze der Truppen zu marschiren.

Victoria, die auf ihrem Haupte den leichten ehernen Helm der antiken Minerva trug, worauf der, unter seinen Füßen eine sterbende Lerche haltende, gallische Hahn von vergoldetem Bronze angebracht war, ritt mit ihrer stolzen Leichtigkeit ihren schönen Schimmel, dessen Atlashaut in silbernen Reflexen glänzte; seine, wie sein Zaum, scharlachrothe Schabracke schleppte beinahe auf der Erde, halb verborgen unter den Falten des langen schwarzen Kleides der Mutter der Lager, welche, auf ihrem Roß auf der Seite sitzend, stolz

einherritt; ihr männliches, schönes Antlitz schien belebt von kriegerischer Gluth; eine leichte Röthe färbte ihre Wangen; ihr Busen wogte, ihre großen blauen Augen glänzten auf eine unvergleichliche Weise unter ihren schwarzen Brauen. Ich schloß mich, ohne bemerkt zu werden, den andern Reitern ihres Geleites an. Die Cohorten, welche mit fliegenden Fahnen, Trompeten und Hornschnecken an der Spitze, sich nach dem Uebungsfelde begaben, zogen nach und nach mit raschem Schritt an unserer Seite vorüber; die Officiere grüßten Victoria mit dem Schwerte, die Standarten neigten sich vor ihr, und Soldaten, Hauptleute, Cohortenführer riefen einstimmig voll Begeisterung:

„Heil Victoria der Großen!

„Heil der Mutter der Lager!"

Unter den ersten Soldaten von einer der Cohorten, die an uns vorüberzogen, erkannte ich Douarnek, einen von meinen vier Ruderern vom vorhergehenden Tage; trotz seiner frischen Wunde marschirte der muthige Bretannier in seiner Reihe. Ich ritt im Schritt auf ihn zu und sagte zu ihm:

„Douarnek, die Götter schicken Victorin eine günstige Gelegenheit, dem Heer zu beweisen, daß er trotz schändlicher Verleumdungen immer noch würdig ist, es zu befehligen."

„Du hast Recht, Scanvoch," erwiederte der Bretannier, „Victorin gewinne diese Schlacht, wie er andere gewonnen hat, und der Soldat wird in der Freude über den Sieg seines Heerführers viele Dinge vergessen."

Einige römische Legionen, nun unsere Verbündeten, theilten die Begeisterung unserer Truppen; als sie unter den Augen von Victoria vorüberzogen, begrüßten sie diese durch lauten Zuruf... Das ganze Heer, die Reiter auf den Flügeln, das Fußvolk im Centrum, war bald auf dem Uebungsfelde, einer unermeßlichen, außerhalb des Lagers liegenden Ebene versammelt; sie hatte

als Grenzen auf der einen Seite das Ufer des Rheins, auf der andern den Abhang eines Hügels; in der Ferne erblickte man einen breiten Weg, der hinter mehreren ungleichen Erhöhungen verschwand. Die in den Sonnenstrahlen funkelnden Helme, Harnische, die vom gallischen Hahn in vergoldetem Kupfer überragten Fahnen bildeten eine Art von leuchtendem, für das Auge des Soldaten bewunderungswürdigem Gewimmel. Victoria, sobald sie das Uebungsfeld erreichte, setzte ihr Pferd in Galopp, um zu ihrem Sohn zu gelangen, der in der Mitte der unermeßlichen Ebene stand und mehreren Anführern von Cohorten und Legionen, von denen er umgeben war, Befehle ertheilte. Kaum war die Mutter der Lager, die für Aller Augen durch ihren ehernen Helm, durch ihr schwarzes Kleid und durch den Schimmel, den sie ritt, erkenntlich, vor der Front des Heeres erschienen, als ein einziger, ungeheurer, schallender Ruf aus der Brust von fünfzigtausend Soldaten Victoria die Große begrüßte.

„Möge dieser Ruf von Hesus gehört werden," sagte mit bewegter Stimme meine Milchschwester zu dem Barden-Druiden. „Mögen die Götter Gallien einen neuen Sieg verleihen! Die Gerechtigkeit und das Recht sind für uns. Es ist nicht eine Eroberung, was wir suchen, wir wollen unsern Boden, unsern Herd, unsere Familien, unsere Freiheiten vertheidigen."

„Unsere Sache ist heilig unter den heiligen Sachen!" erwiederte Rolla, der Barde-Druide. „Hesus wird unsere Waffen unbesiegbar machen."

Wir näherten uns Victorin... Nie, glaube ich, hatte ich ihn schöner, martialischer unter seiner glänzenden stählernen Rüstung und unter seinem Helm, geschmückt, wie der seiner Mutter, mit dem gallischen Hahn und einer Lerche, gesehen. Victoria selbst, als sie in die Nähe ihres Sohnes kam, konnte sich nicht erwehren, sich gegen mich umzudrehen und durch einen von mir allein vielleicht begriffenen Blick ihren mütter-

lichen Stolz zu verrathen. Mehrere Officiere, welche Befehle vom jungen General an einzelne Heeresabtheilungen zu überbringen hatten, sprengten im Galopp in verschiedenen Richtungen weg. Da näherte ich mich meiner Milchschwester und sagte leise zu ihr:

„Du machtest Deinem Sohne den Vorwurf, er habe den kalten Muth nicht mehr, der den Heerführer auszeichnen muß; sieh doch, wie ruhig, wie nachdenkend er ist. Liesest Du nicht in seinem Gesicht die weise, kluge Bedenklichkeit des Generals, der das Leben seiner Soldaten, das Glück seines Landes nicht toll auf das Spiel setzen will?"

„Du sprichst wahr, Scanvoch; er war so ruhig und nachdenkend im Augenblick der großen Schlacht bei Offenbach, welche einer seiner schönsten, einer seiner nützlichsten Siege, da er uns, die verfluchten Franken über den Fluß zurückdrängend, unsere Rheingrenze zurückgegeben hat."

„Und dieser Tag wird den Sieg Deines Sohnes vervollständigen, wenn wir, wie ich hoffe, die Barbaren für immer von unseren Grenzen verjagen."

„Mein Bruder," sagte meine Milchschwester, „Du wirst Deiner Gewohnheit gemäß Victorin nicht verlassen."

„Ich verspreche es Dir."

Er ist ruhig zu dieser Stunde, doch hat das Treffen begonnen, so fürchte ich die Hitze seines Blutes, die fortreißende Gewalt der Schlacht. Du weißt es, Scanvoch, ich habe nicht bange vor der Gefahr für Victorin; ich bin Soldaten-Tochter, -Frau und -Mutter, aber ich fürchte, daß er durch zu großes Ungestüm und dadurch, daß er aus Uebermuth mit seiner Person bezahlen will, den glücklichen Ausgang des Tages gefährdet, der über die Ruhe Galliens entscheiden kann."

„Ich werde meine ganze Macht benützen, um Victorin zu überzeugen, ein General müsse sich für sein Heer schonen, dessen Kopf und Geist er ist."

„Scanvoch," sprach meine Milchschwester mit bewegter Stimme, „Du bist immer der Beste der Brüder."

Dann fügte sie, mir ihren Sohn mit dem Blick bezeichnend, da sie ohne Zweifel Andere, als mich, den Kampf ihrer mütterlichen Bangigkeiten gegen die Festigkeit ihres Charakters nicht ergründen lassen wollte, fügte sie, sage ich, leise bei:

„Du wirst über ihm wachen?"

„Wie über meinem Sohn."

Der junge Heerführer stieg, nachdem er seine letzten Befehle gegeben, beim Anblick von Victoria ehrfurchtsvoll vom Pferde, näherte sich ihr und sprach:

„Die Stunde ist gekommen, meine Mutter... Ich habe mit den andern Hauptleuten die letzten Dispositionen des Schlachtplanes festgestellt, den ich Eurem Urtheil unterworfen und den Ihr billigt. Ich lasse zehntausend Mann Reserve zur Bewachung des Lagers unter dem Befehl von Robert, einem unserer erfahrensten Anführer, zurück... er wird Eure Befehle einholen... Lebet wohl, Mutter... ich werde mein Möglichstes thun."

Und er beugte das Knie.

„Gehe, mein Sohn, komm nicht zurück, oder komm als Besieger dieser Barbaren zurück."

Nachdem sie so gesprochen, beugte sich die Mutter der Lager von ihrem Pferde herab und reichte Victorin ihre Hand, die er aufstehend küßte.

„Guten Muth, mein junger Cäsar," sagte der Statthalter von Gasconien zum Sohn meiner Milchschwester, „die Geschicke Galliens liegen in Euren Händen, und, den Göttern sei es gedankt, Eure Hände sind tapfer. Gebt mir Gelegenheit, eine schöne Ode über diesen neuen Sieg zu schreiben."

Victorin stieg wieder zu Pferde; einige Augenblicke nachher setzte sich unser Heer in Marsch; die berittenen Kundschafter kamen vor der Vorhut; hinter dieser Vorhut hielt sich Victorin an der Spitze des

Armeecorps. Wir ließen den Rheinstrom zu unserer Rechten; einige leichte Truppen, Bogenschützen und Reiter, zerstreuten sich als Plänkler, um unsere linke Flanke vor jedem Ueberfall zu bewahren. Victorin rief mich, ich spornte mein Pferd neben das seinige, dessen Gang er ein wenig beschleunigte, so daß wir Beide etwas vor der Escorte ritten, von der der junge General umgeben war.

„Scanvoch," sprach er zu mir, „Du bist ein alter und guter Soldat; mit zwei Worten sage ich Dir meinen mit meiner Mutter verabredeten Schlachtplan . . . Diesen Plan habe ich dem Führer anvertraut, der, wenn ich getödtet werde, beim Oberbefehl meine Stelle einnehmen soll . . . Ich will auch Dich von meinen Plänen unterrichten; Du würdest Dich im Nothfall bei der Ausführung erinnern."

„Ich höre Dich."

„Es sind nun wohl drei Stunden, daß man die Flöße der Franken in der Mitte des Flusses gesehen hat. Mit Truppen beladen und von langsam fahrenden Barken bugsirt, mußten diese Flöße mehr als eine Stunde brauchen, bis sie das Ufer erreichten und bis die Mannschaft ausgeschifft war."

„Deine Berechnung ist richtig; doch warum hast Du den Marsch des Heeres nicht beschleunigt und vor der Ausschiffung der Franken das Ufer zu erreichen gesucht? Truppen, welche landen, sind immer in Unordnung, diese Unordnung hätte unsern Angriff begünstigt."

„Zwei Gründe haben mich abgehalten, so zu handeln; Du sollst sie erfahren. Wie viel glaubst Du, daß der Officier, der das Landen des Feindes gemeldet, Zeit gebraucht hat, um mit verhängten Zügeln von den Vorposten nach Mainz zu reiten?"

„Anderthalb Stunden . . . denn von diesen Vorposten bis zum Lager sind es ungefähr fünf Meilen."

„Und wie viel Zeit braucht, um denselben Weg

zurückzulegen, ein Heer, das in guter Ordnung und mit raschem Schritt, jedoch nicht zu hastig marschirt, um die Soldaten nicht athemlos zu machen und vor der Schlacht zu sehr zu ermüden?"

„Ungefähr dritthalb Stunden."

„Du siehst, Scanvoch, es war uns unmöglich, frühe genug an Ort und Stelle zu kommen, um die Franken im Augenblick ihres Ausschiffens anzugreifen ... Die Zuchtlosigkeit dieser Barbaren ist groß; sie werden einige Zeit gebraucht haben, um wieder ihre Heeresabtheilungen schlachtmäßig zu bilden, und so werden wir vor ihnen ankommen und sie bei den Päßen von Armstadt erwarten, was die einzige militärische Route ist, die sie wählen können, um unser Lager anzugreifen, wenn sie nicht etwa durch die Sümpfe und Wälder marschiren, wo ihre Reiterei, ihre Hauptmacht, sich nicht entwickeln könnte."

„Das ist richtig."

„Ich habe also gezögert, um die Franken sich den Päßen nähern zu lassen."

„Wenn sie diesen Durchgang wählen, sind sie verloren."

„Ich hoffe es, wir treiben sie dann mit dem Schwerte nach dem Fluß, unsere hundert und fünfzig wohlbemannte Boote, welche nach meinem Befehl, zu gleicher Zeit wie wir, aus dem Hafen abgegangen sind, werden die Flöße dieser Barbaren in den Grund bohren und ihnen jeden Rückzug abschneiden ... Der Hauptmann Mario ist mit Elitetruppen über den Rhein gesetzt; er wird sich mit den Völkerstämmen jenseits des Flusses verbinden und gerade nach dem Lager der Franken marschiren, wo sie eine starke Reserve und ihre Kriegswagen haben zurücklassen müssen ... Alles wird zerstört."

Victorin theilte mir diesen geschickt entworfenen Schlachtplan mit, als wir einige Reiter, die wir zum Recognosciren vorausgeschickt hatten, mit verhängten

Zügeln herbeisprengen sahen. Der Eine hielt sein schaumbedecktes Pferd an und sagte zu Victorin:

„Das Heer der Franken rückt vor; man bemerkt es in der Ferne von der Höhe der Böschungen: ihre Plänkler haben sich den Zugängen des Passes genähert, sie sind mit Pfeilschüssen von den Bogenschützen getödtet worden, die wir auf dem Kreuz unserer Pferde mitgenommen, und die sich in den Gebüschen in Hinterhalt gelegt hatten; nicht Einer von den fränkischen Reitern ist entkommen."

„Gut gezielt," rief Victorin; „diese Plänkler hätten den unseren begegnen und zurückkehren können, um das fränkische Heer von unserer Annäherung zu benachrichtigen; vielleicht wäre es dann nicht in die Pässe eingedrungen; doch ich will mich selbst von der Stellung des Feindes unterrichten . . . Folge mir, Scanvoch."

Victorin setzt sein Pferd in Galopp, ich ahme ihm nach; die Escorte folgt uns, rasch reiten wir an unserer Vorhut vorbei, der Victorin Halt zu machen befiehlt. Die Soldaten begrüßten mit ihrem Zuruf den jungen Feldherrn, trotz der schändlichen Verleumdungen, deren Gegenstand er gewesen. Wir kamen zu einer Stelle, von wo aus man die Pässe von Armstadt überschaute: diese sehr breite Straße schachtelte sich gleichsam zwischen zwei Böschungen ein; die rechts überragte, beinahe senkrecht abgeschnitten, die Straße und bildete eine Art von Vorgebirg auf der Seite des Rheins, die links bestand aus mehreren felsigen Absätzen und diente gleichsam als Grundlage für ungeheure Plateaux, durch die man, mitten durch, den tiefen Weg gegraben hatte, der sich immer mehr senkte, um nach einer weiten Ebene auszumünden, welche im Osten und im Norden von der Krümmung des Flusses, im Westen durch Wälder und Sümpfe, und hinter uns durch die Hochebene begrenzt war, wo unsere Truppen Halt gemacht hatten. Bald gewahrten wir in der

Ferne zahllose, schwarze, verworrene Massen: das war das fränkische Heer.

Victorin blieb einen Augenblick schweigsam und nachdenkend; er beobachtete aufmerksam die Disposition der feindlichen Truppen und das Terrain, das sich zu unsern Füßen ausbreitete.

„Meine Vorhersehungen und meine Berechnungen täuschten mich nicht," sagte er zu mir; „das Heer der Franken ist dem unsrigen zweimal überlegen; kennten sie eine minder rohe Taktik, so würden sie, statt in diesen Engpaß einzudringen, wie sie es, nach ihrem Marsch zu urtheilen, thun wollen, sie würden, sage ich, so schwierig auch ein solcher Angriff ist, diese Hochebene an verschiedenen Orten zu gleicher Zeit zu ersteigen suchen und mich so zwingen, meine Streitkräfte, welche so viel geringer als die ihrigen, auf eine Menge von Punkten zu vertheilen . . . dann wäre der Sieg für uns zweifelhaft gewesen. Aus Klugheit jedoch, und um den Feind in den Paß zu locken, werde ich eine Kriegslist gebrauchen . . . Kehren wir zur Vorhut zurück, Scanvoch, die Stunde des Kampfes hat geschlagen.

„Und diese Stunde ist immer feierlich," sprach ich.

„Ja," erwiederte er mit schwermüthigem Tone, „diese Stunde ist immer feierlich, besonders für den Heerführer, der bei diesem blutigen Schlachtenspiel das Leben seiner Soldaten und die Geschicke seines Landes einsetzt. Auf, Scanvoch, komm . . . und der Stern meiner Mutter beschütze mich."

Ich kehrte mit Victorin zu unsern Truppen zurück und fragte mich, durch welchen seltsamen Widerspruch dieser junge Mann, der immer so fest, so überlegt bei den großen Umständen seines Lebens, sich so unbegreiflich schwach im Kampfe gegen seine Leidenschaften zeige.

Der junge General hatte bald die Vorhut erreicht. Nach einer kurzen Besprechung mit den Officieren nahmen die Truppen ihre Schlachtordnung ein: drei

Cohorten Fußvolk, jede von tausend Mann, erhielten Befehl, durch den Paß zu marschiren und auf der Ebene auszumünden, um sich in ein Treffen mit der Vorhut der Franken einzulassen und so ihre Hauptarmee in diesen gefährlichen Durchgang zu locken. Oben auf einer der höchsten Böschungen gruppirt, überschauten wir, Victorin, einige Officiere und ich, die Ebene, wo das Scharmützel stattfinden sollte. Wir gewahrten nun vollkommen das zahllose Heer der Franken; einen compacten Körper bildend, war der Kern ihrer Truppen noch ziemlich weit entfernt; eine beträchtliche Schaar Reiter zog voran und dehnte sich auf den Flügeln aus. Kaum waren unsere drei Cohorten aus dem Paß heraus, als diese Tausende von Reitern, zerstreut wie ein Schwarm Hornisse, herbeieilten, um unsere Cohorten zu umzingeln, wobei Jeder nur dem Andern zuvorzukommen suchte; sie sprengten mit verhängten Zügeln und ohne Ordnung gegen unsere Truppen an. Bei ihrer Annäherung machten diese Halt und stellten sich keilförmig auf, um den ersten Anfall der Reiterei auszuhalten; sie sollten dann einen verstellten Rückzug nach den Päßen machen. Die fränkischen Reiter brüllten so gewaltig, daß, trotz der großen Entfernung, die uns von der Ebene trennte, und trotz der Höhe unseres Standpunkts, ihre wilden Schreie wie ein dumpfes Geräusch, vermischt mit dem entfernten Schall unserer Trompeten, zu uns gelangte ... Unsere Cohorten wichen nicht unter diesem ungestümen Angriff; bald sahen wir durch eine Staubwolke nur noch eine verworrene Masse, unter der sich unsere Soldaten durch ihre glänzende Rüstung auszeichneten. Schon bewerkstelligten unsere Truppen ihre Rückzugsbewegung nach dem Paß, wobei sie Schritt für Schritt das Terrain diesen Schwärmen von Feinden abtraten, welche jeden Augenblick von neuen, von der Vorhut des fränkischen Heeres, dessen Hauptcorps in beschleunigtem Marsch heranrückte, abgesandten Reiterhorden vermehrt wurden.

„Beim Himmel!“ rief Victorin, die Augen glühend auf das Schlachtfeld geheftet, „der brave Firmian vergißt in seiner Hitze, daß er sich beständig Schritt für Schritt nach dem Paß zurückziehen soll, um den Feind dahin zu locken. Firmian setzt seinen Rückzug nicht fort, er macht Halt und weicht nicht eine Sohle breit . . . er wird seine Truppen unnütz zusammenhauen lassen . . .“

Dann sich an einen Officier wendend:

„Sagt Ruper, er soll schleunigst den Rückzug von Firmian mit seinen drei alten Cohorten unterstützen . . . Diesen Rückzug wird Ruper auf der Stelle bewerkstelligen lassen, und zwar rasch. Das Hauptcorps des fränkischen Heeres ist nur noch hundert Pfeilschüsse vom Eingang der Pässe.“

Der Officier sprengte mit verhängtem Zügel weg; bald kamen, nach dem Befehl des Generals, drei alte Cohorten aus dem Paß hervor; sie schlossen sich unsern andern Truppen an und unterstützten sie. Nach kurzer Zeit wurde der verstellte Rückzug in guter Ordnung ausgeführt. Als die Franken die Gallier weichen sahen, stießen sie wilde Freudenschreie aus, und ihre Vorhut näherte sich immer mehr den Päſſen. Plötzlich erbleichte Victorin, die Angst trat in seinem Gesichte hervor, und er rief:

„Beim Schwerte meines Vaters! sollte ich mich im Plane dieser Barbaren getäuscht haben . . . siehst Du ihre Bewegung?“

„Ja,“ sagte ich, „statt der Vorhut zu folgen und hinter ihr in den Paß einzudringen, macht das fränkische Heer Halt, bildet zahlreiche Angriffscolonnen und wendet sich gegen die Hochebenen . . . Zorn des Himmels! sie unternehmen das geschickte Manoeuvre, das Du befürchtetest . . . Ah! wir haben diese Barbaren den Krieg gelehrt . . .“

Victorin antwortete mir nicht; er schien nur die Angriffscolonnen des Feindes zu zählen; dann kehrte er

im Galopp an die Front unseres Heeres zurück und rief:

„Kinder! nicht in den Pässen dürfen wir die Barbaren erwarten . . . auf dem freien Felde müssen wir sie bekämpfen . . . Stürzen wir uns auf sie von diesen Hochebenen herab, die sie erklettern wollen . . . werfen wir diese Horden in den Rhein zurück. Sie sind zwei bis drei gegen Einen . . . desto besser . . . heute Abend bei der Rückkehr in's Lager wird unsere Mutter Victoria zu uns sagen: Kinder, Ihr seid tapfer gewesen!"

„Vorwärts!" riefen einstimmig die Truppen, welche die Worte des jungen Feldherrn gehört hatten, „vorwärts!"

Da improvisirte der Barde Rolla folgenden Kriegsgesang, den er mit schallender Stimme ertönen ließ:

„Diesen Morgen sagen wir: — Wie viel sind sie denn, diese Barbaren, die uns unsere Erde, unsere Weiber und unsere Sonne rauben wollen?

„Ja, wie viel sind sie denn, diese Franken?

„Diesen Abend werden wir sagen: Antworte, vom Blute des Fremden geröthete Erde... Antwortet, tiefe Wellen des Rheins!... Antwortet, Raben des Ufers!...

„Wie viel waren es denn, diese Räuber der Erde, der Weiber und der Sonne?

„Ja, wie viel waren es denn, diese Franken?"

Und die Truppen setzten sich in Bewegung und sangen den Schluß dieses Liedes, der von Mund zu Mund, bis zu den letzten Reihen flog.

Ich, sowie mehrere Officiere und Reiter von der Escorte, waren, den Legionen vorangehend, Victorin gefolgt. Bald hatte sich unser Heer auf der Höhe dieser Plateaux entwickelt, welche fernhin die am äußersten Horizont durch eine Biegung des Rheins begrenzte ungeheure Ebene beherrschten. Statt den Angriff in dieser vortheilhaften Stellung zu erwarten, wollte Victorin den Feind durch Kühnheit erschrecken; er gab Befehl, vom Kamm der Höhen gegen die Franken, obgleich sie uns der Zahl nach weit überlegen waren, hinabzustürmen. In demselben Augenblick wurde die feindliche Colonne, welche, durch einen verstellten Rückzug angelockt, in den Paß eingedrungen war, durch eine Abtheilung unserer Truppen nach der Ebene zurückgeworfen; unser Heer ergriff die Offensive und marschirte beinahe gleichzeitig von den Hochebenen hinab. Das Treffen entspann sich und wurde allgemein...

Ich hatte Victoria versprochen, ihren Sohn nicht zu verlassen; doch im Anfang des Treffens stürzte er sich an der Spitze einer Reiterlegion so ungestüm auf den Feind, daß Ebbe und Fluth des Gemenges mich zuerst von ihm trennte. Wir kämpften gerade mit einer wohl berittenen, gut bewaffneten Elitetruppe; die Soldaten trugen weder Helm, noch Harnisch, aber ihre doppelte Kasake von langhaarigen Thierhäuten und ihre innern mit eisernen Bändern versehenen Pelzmützen waren so viel werth, als unsere Rüstungen: diese Franken schlugen sich mit Wuth, oft mit einer albernen Wildheit... Ich habe Leute gesehen, die sich wie das Vieh tödten ließen, während sie im stärksten Gemenge hartnäckig bemüht waren, den Kopf von einem gallischen Leichnam abzuschneiden, um sich eine Trophäe aus dieser blutigen Verlassenschaft zu machen. Ich vertheidigte mich gegen zwei von diesen Reitern und hatte gewaltig zu thun; ein Anderer von den Barbaren, der vom Pferde geworfen und entwaffnet war, hatte sich an mein Bein angeklammert, um mich aus dem Sattel

zu heben; da ihm dies nicht gelang, biß er mich mit solcher Wuth, daß seine Zähne das Leder meines Stiefels durchdrangen und erst am Knochen meines Beines anhielten. Während ich die Streiche meiner zwei Gegner erwiederte, hatte ich Muße, diesem Franken einen Hieb mit dem Streitkolben auf den Schädel zu versetzen. Nachdem ich mich seiner entledigt, strengte ich mich vergebens an, Victorin einzuholen, als ich ein paar Schritte von mir im Gemenge, das er mit seiner riesigen Gestalt überragte, **Neroweg**, den furchtbaren Adler, gewahrte. Bei seinem Anblick, bei dem Andenken an seine Beschimpfungen, für die ich mich am Tage vorher kaum dadurch gerächt, daß ich ihm ein Scheit an den Kopf geworfen, kochte mein Blut, das schon die Hitze der Schlacht belebte, noch mehr... Abgesehen vom Zorn, den mir Neroweg wegen seiner feigen Beleidigungen einflößen mußte, fühlte ich gegen ihn irgend einen tiefen, geheimnißvollen Haß, als hätte er die räuberische, grausame Race personificirt, die uns knechten wollte . . . Es war mir (seltsamer, unerklärlicher Weise), als verabscheute ich Neroweg ebenso sehr für die Zukunft, als für die Gegenwart, als müßte sich dieser Haß nicht nur zwischen unseren beiden Racen, der fränkischen und der gallischen, sondern auch zwischen unseren beiden Familien forsetzen... Was soll ich Dir sagen, mein Kind! ich vergaß sogar das meiner Milchschwester geleistete Versprechen, über ihrem Sohn zu wachen; statt daß ich mich anstrengte, Victorin zu erreichen, suchte ich nur in die Nähe dieses Franken zu kommen... Ich mußte sein Leben haben . . . er allein unter so vielen Feinden erregte persönlich in mir diesen Blutdurst... Ich war gerade von einigen Reitern von der Legion umgeben, an deren Spitze Victorin so ungestüm das fränkische Heer angegriffen hatte . . . Wir mußten auf diesem Punkt den Feind gegen den Rhein zurückdrängen, denn wir marschirten immer vorwärts. Zwei von unseren Soldaten, die mir voranritten, fielen

unter der schweren Streitaxt des furchtbaren Adlers, und ich erblicke ihn durch diese Menschenbresche.

In eine gallische Rüstung, die Verlassenschaft von einem der Unsern, der in einer vorhergehenden Schlacht getödtet worden, gekleidet, trug Neroweg einen Helm von vergoldetem Bronze, dessen Visir halb sein blau und scharlachroth tätowirtes Gesicht bedeckte; sein langer kupferrother Bart fiel bis auf das eiserne Bruststück, das er über seine Kasake von Thierfell angezogen hatte; mittelst gekreuzter Bänder befestigt, bedeckten dicke Schafhäute seine Schenkel und seine Beine; er ritt einen wilden Hengst aus den Wäldern Germaniens, dessen blaßfalbe Haut stellenweise schwarz gefleckt war; die Wellen seiner dicken Mähne reichten unter seine breite Brust hinab, sein langer, im Winde flatternder Schweif peitschte seine nervigen Häcksen, wenn er sich, ungeduldig über sein, auch von einer gallischen Verlassenschaft herrührendes, Gebiß mit Buckeln von getrübtem Silber bäumte; ein hölzerner Schild, mit eisenen Streifen bekleidet und mit gelb und rothen Bändern, den Farben seines Paniers, plump bemalt, bedeckte den linken Arm von Neroweg; mit seiner Rechten schwang er seine schwere, schneidende, von Blut triefende Streitaxt; an seiner Seite hing eine Art von großem Fleischermesser mit hölzernem Heft, und ein prachtvolles römisches Schwert mit ciselirtem goldenem Knopf, die Frucht eines andern Raubs. Neroweg stieß ein Wuthgebrülle aus, als er mich sah, und rief:

„Der Mann mit dem Grauschimmel!"

Er schlug dann sein Roß mit der flachen Axt an die Seite und ließ es mit einem Sprung über den Leib und das Pferd eines Reiters, die uns trennten, setzen. Der Satz von Neroweg war so heftig, daß, auf die Erde niederfallend, sein Pferd an das meinige Stirne an Stirne, Brust an Brust stieß; Beide bogen sich auf ihren Häcksen und stürzten mit uns. Anfangs betäubt von meinem Fall, machte ich mich doch bald

los, und als ich mich wieder auf meinen Beinen festgestellt hatte, zog ich mein Schwert, denn mein Streitkolben war meinen Händen entschlüpft. Einen Augenblick, wie ich, unter seinem Pferde festgehalten, erhob sich Neroweg wieder und eilte auf mich los. Das Kinnband seines Helmes war bei seinem Sturz gebrochen, sein Kopf war entblößt, und sein dickes, rothes, oben auf dem Kopf gebundenes Haar flatterte um seine Schultern wie eine Mähne.

„Ah! diesmal, gallischer Hund!“ schrie er mit den Zähnen knirschend, indem er einen wüthenden Streich nach mir führte, welchen ich parirte, diesmal werde ich Dein Leben und Deine Haut bekommen!

„Und ich, fränkischer Wolf! ich werde Dich todt oder lebendig noch einmal in's Gesicht zeichnen, daß der Teufel Dich in dieser Welt oder in der andern erkennt.“

Und wir schlugen uns einige Augenblicke voll Erbitterung, während wir Schmähungen austauschten, die unsere Wuth verdoppelten.

„Hund!“ sagte Neroweg zu mir, „Du hast mir meine Schwester Elwig entführt.“

„Ich habe sie Deiner schändlichen Liebe entführt, weil in ihrer Bestialität Deine unfläthige Race sich begattet wie die Thiere ... Bruder und Schwester! ... Tochter und Vater!“

„Du wagst es, von meiner Race zu sprechen, Bastarddogge! halb Römer, halb Gallier! unsere Race wird die Eurige knechten, Sohn empörter Sklaven; wir werden Euch unter das Joch bringen ... und Euch Eure Habe, Euren Wein, Eure Erde und Eure Weiber nehmen!“

„Sieh doch in der Ferne Dein verwirrtes Heer, o großer König! sieh doch Deine Banden fränkischer Wölfe, welche ebenso feig als grausam vor den Zähnen der braven gallischen Hunde fliehen!“

Unter diesem Strome von Schmähungen kämpften

wir mit wachsender Wuth, jedoch ohne uns bis jetzt getroffen zu haben. Mehrere mächtig geführte Streiche waren an unsern Harnischen abgeglitscht, und wir bedienten uns des Schwertes Einer so geschickt als der Andere. Trotz unseres erbitterten Kampfes, zerstreute uns plötzlich unwillkürlich ein seltsames Schauspiel einen Augenblick: unsere Pferde, nachdem sie unter einem gemeinschaftlichen Stoß niedergestürzt waren, hatten sich wieder erhoben; sogleich waren sie, wie dies oft unter Hengsten geschieht, wiehernd auf einander losgegangen, um sich zu zerreißen; mein braver Tom-Bras, der sich auf seine Häcksen erhob, machte unter seinen harten Hufen das Kreuz des andern Rosses sich biegen, hielt es mitten am Hals und biß es wüthend. Von Zorn entbrannt darüber, daß er sein Pferd unter den Füßen des meinigen sah, rief Neroweg, während er, wie ich, zu kämpfen fortfuhr:

„Folg, wirst du dich von diesem gallischen Schwein besiegen lassen?“ vertheidige Dich mit Füßen und Zähnen... zerfetze es in Stücke!“

„Muthig, Tom-Bras,“ rief ich, „tödte das Roß, ich werde seinen Herrn tödten... Es dürstet mich nach seinem Blut, als müßte seine Race die meinige Jahrhunderte hindurch verfolgen.“

Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, als das Schwert des Franken mir den Schenkel zwischen Haut und Fleisch durchstieß, und dies in der Secunde, wo ich einen Streich nach seinem Kopf führte, der tödtlich sein mußte . . . doch bei einer Bewegung rückwärts, welche Neroweg sein Schwert aus meinem Schenkel ziehend machte, wich meine Waffe ab, traf ihn nur im Auge und bearbeitete ihm, durch einen sonderbaren Zufall, das Gesicht auf der Seite, welche der entgegengesetzt, wo ich ihn schon verwundet hatte.

„Ich habe es Dir gesagt, todt oder lebendig werde ich Dich noch einmal im Gesicht zeichnen,“ rief ich in dem Moment, wo Neroweg, dessen Auge ausgeschlagen

war, dessen Gesicht das Blut überströmte, brüllend vor Schmerz und Wuth auf mich losstürzte. Da ich aber hartnäckig darauf bedacht war, ihn zu tödten, hielt ich mich vertheidigungsweise, und suchte die Gelegenheit, ihm mit einem sicheren tödtlichen Schlag, den Garaus zu machen. Plötzlich fiel der Hengst von Neroweg, der unter die Füße von Tom-Bras rollte, welcher ihm immer erbitterter zu Leibe ging, beinahe auf uns und hätte uns fast über den Haufen geworfen. Eine Legion von unserer Reserve-Reiterei, deren dumpfes, entferntes Getrappel ich einige Augenblicke vorher gehört hatte, eilte nun, unter den Füßen der ungestüm angesprengten Pferde, Alles, was sie auf ihrem Wege fand, zermalmend, herbei. Drei Glieder bildend, kam diese Legion mit der Geschwindigkeit eines Orkans; Neroweg und ich mußten tausendmal niedergeworfen werden, denn sie bot eine Schlachtfront von einer Ausdehnung von zweihundert Schritten; hätte ich Zeit gehabt, wieder zu Pferde zu steigen, es wäre mir doch beinahe unmöglich gewesen, durch Geschwindigkeit die Rechte oder die Linke dieser langen Reiter-Linie zu erreichen und so ihrem furchtbaren Ansturz zu entgehen. Ich versuchte es indessen, obgleich ich es tief bedauerte, daß ich dem fränkischen König, so heftig war mein Haß gegen ihn, nicht hatte den Garaus machen können... Ich benützte den Zwischenfall, der durch den Sturz des Pferdes von Neroweg einen Augenblick unsern Kampf unterbrochen hatte, um auf Tom-Bras zu springen, der nun in meinem Bereiche war. Kräftig mußte ich vom Gebiß und von meinem flachen Schwert Gebrauch machen, daß mein Roß losließ, denn mit der äußersten Erbitterung zerschlug es dem andern Hengst den Leib mit seinen Vorderfüßen. Es gelang mir in dem Augenblick, wo die lange Reiterlinie, mich ganz und gar umhüllend, nur noch ein paar Schritte von mir entfernt war: durch die Stimme und die Fersen den hastigen Galopp von Tom-Bras beschleunigend,

jagte ich nun der Legion beständig voran, und warf nur einen Blick auf den fränkischen König zurück; das Gesicht von Blut überströmt, verfolgte er mich, wie von Sinnen sein Schwert schwingend. Plötzlich sah ich ihn in der Staubwolke verschwinden, die der stürmische Galopp der Pferde aufwühlte.

„Hesus hat mich erhört!" rief ich. „Neroweg muß todt sein . . . diese Legion ist ihm über den Leib geritten."

Durch die erstaunliche Geschwindigkeit von Tom-Bras hatte ich bald Vorsprung genug vor der Reiterlinie, die mir folgte, um meinem Pferde eine solche Richtung zu geben, daß es mir möglich war, einen Platz auf der Rechten der Schlachtfront der Legion zu nehmen. Ich wandte mich sodann an einen der Officiere und erkundigte mich nach Victorin und dem Erfolg des Kampfes; er antwortete mir:

„Victorin schlägt sich als Held!.. Ein Reiter, der unserer Reserve den Befehl zum Vorrücken überbrachte, hat uns gesagt, nie habe sich der Feldherr geschickter in seinen Manoeuvres gezeigt. Zweimal zahlreicher als wir, schlagen sich die Franken mit der größten Erbitterung, und besonders mit einer Kriegskunst, welche sie bis dahin nicht gezeigt hatten. Alles läßt glauben, daß wir den Sieg erringen, aber er wird theuer bezahlt sein.

Der Reiter sprach die Wahrheit: Victorin hat sich diesmal wieder als unerschrockener General und als vollendeter Krieger geschlagen . . . Zur Freude meines Herzens fand ich ihn im dicksten Gemenge wieder; durch ein Wunder war er nur leicht verwundet worden . . . Kluger Weise bis jetzt geschont, entschied seine Reserve über den Erfolg der Schlacht; sie hat sieben Stunden gedauert. Drei Meilen weit ohne Unterlaß mit dem Schwerte und dem Kolben bearbeitet, sahen sich die Franken, trotz des hartnäckigen Widerstandes, den sie auf dem Rückzuge leisteten, gegen

den Rhein geworfen. Nach ungeheuren Verlusten wurde ein Theil von ihren Horden in den Fluß getrieben, anderen gelang es, in Unordnung die Flöße zu erreichen, und sich, von den Barken bugsirt, vom Ufer zu entfernen, doch die Flottille von hundertundfünfzig großen Schiffen setzte nun, den Befehlen von Victorin gemäß (er hatte für Alles vorhergesehen), alle Ruder in Thätigkeit, fuhr um eine Landspitze, hinter der sie sich bis jetzt verborgen gehalten hatte, und erreichte die Flöße, und nachdem sie dieselben mit einem Hagel von Pfeilen durchlöchert hatten, enterten sie unsere Barken von allen Seiten . . . Da entstand ein letzter, entsetzlicher Kampf auf diesen ungeheuren schwimmenden Brücken: ihre Bugsirschiffe wurden durch Axtstreiche in den Grund gebohrt; die wenigen Franken, die diesem Kampfe entkamen, überließen sich, an die Trümmer der rhedelosen Flöße angeklammert, und vom Wasser fortgerissen, der Strömung des Flusses.

Grausam decimirt, aber noch bebend vom Kampf und auf den Höhen des Ufers versammelt, wohnte unser Heer dieser unheilvollen Flucht bei, welche die letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten. Da stimmten alle Soldaten im Chor die heldenmüthigen Worte der Barden an, die sie beim Beginnen des Angriffs gesungen hatten:

„Diesen Morgen sagten wir:

„Wie viel sind sie, diese Barbaren, die uns unsere Erde, unsere Weiber und unsere Sonne rauben wollen?

„Ja, wie viel sind es denn, diese Franken?

„Diesen Abend sagen wir:

„Antworte, vom Blute der Fremden geröthete

Erde!... Antwortet, tiefe Wellen des Rheins!.. Antwortet, Raben des Ufers... Antwortet!.. antwortet!..

„Wie viel waren es diese Räuber der Erde, der Weiber und der Sonne?

„Ja, wie viel waren es denn, diese Franken!“

Unsere Soldaten hatten kaum diesen Gesang der Barden vollendet, als ich jenseits des Flusses, der an diesem Ort so breit, daß man kaum das, auch schon durch den Abendnebel verschleierte, entgegengesetzte Ufer unterscheiden konnte, in dieser Richtung einen Schein erblickte, der bald ungeheuer wurde und den Horizont entzündete, wie der Wiederschein eines riesigen Brandes! Victorin rief:

„Der brave Mario hat seinen Plan an der Spitze einer Elitetruppe und der verbündeten Stämme jenseits des Rheins ausgeführt und ist gegen das Lager der Franken marschirt... Ihre letzte Reserve wird vernichtet, ihre Hütten und Kriegswagen werden den Flammen preisgegeben worden sein. Bei Hesus! endlich befreit von der Nachbarschaft dieser wilden Räuber, wird sich Gallien der Süßigkeiten eines fruchtbaren Friedens erfreuen! O meine Mutter!.. meine Mutter... Deine Wünsche sind erhört!“

Kaum hatte Victorin strahlend diese Worte ausgesprochen, als ich langsam eine ziemlich zahlreiche Truppe von Soldaten, welche zu den verschiedenen Corps der Reiterei und des Fußvolks des Heeres gehörten, auf ihn zu marschiren sah; diese Soldaten waren alt; an ihrer Spitze ging Douarnek, einer von den vier Ruderern, die mich am Tage vorher bei meiner Reise nach dem Lager der Franken begleitet hatten. Als diese Deputation bei dem jungen General, um den wir uns alle gestellt hatten, angekommen war,

trat Douarnek allein ein paar Schritte vor und sprach mit ernstem, festem Tone:

„Höre, Victorin; jede Reiter-Legion, jede Cohorte Fußvolk hat ihren ältesten Soldaten gewählt; es sind die Kameraden, die mich hier begleiten; wie ich, haben sie Deiner Geburt beigewohnt, wie ich, haben sie Dich als Kind auf den Armen von Victoria, der Mutter der Lager, der erhabenen Mutter der Soldaten, gesehen. Victorin, wir haben Dich lange geliebt, aus Liebe für sie und für Dich; Du verdientest es... Wir haben Dich zu unserem Feldherrn und zu einem der Häupter Galliens ausgerufen... Du verdientest das. Dann kam der Tag, wo wir Dich, während wir Dir, unserem Heerführer, Dir, dem Haupte Galliens, zwar gehorchten, Dich aber weniger liebten . . ."

„Und warum habt Ihr mich weniger geliebt?" sagte Victorin, betroffen von der beinahe feierlichen Miene des alten Soldaten, „ja, warum habt Ihr mich weniger geliebt?"

„Warum? weil wir Dich weniger geschätzt haben... Du verdientest das; doch hast Du Unrecht gehabt, so haben wir unsererseits auch Unrecht gehabt... die heutige Schlacht beweist es uns."

„Sprich," sagte Victorin freundlich, „sprich, mein alter Douarnek, denn ich weiß Deinen Namen, da ich die Namen der tapfersten Soldaten des Heeres weiß! Sprich, mein alter Douarnek, was ist mein Unrecht, was ist das Eurige?"

„Vernimm das Deinige, Victorin: Du liebst zu sehr... viel zu sehr den Wein und den Weiberrock."

„Bei allen Liebchen, die Du gehabt, bei allen Bechern, die Du geleert hast und noch leeren wirst, warum diese Worte am Abend einer gewonnenen Schlacht!" erwiederte Victorin, der allmählig zu seinem natürlichen Wesen, das die Besorgnisse der Schlacht nicht mehr mäßigten, zurückkehrte. Offenherzig gesprochen, sind das die Vorwürfe, die man sich unter Soldaten macht?"

„Unter Soldaten! nein, Victorin," erwiederte Douarnek mit strengem Ton, „doch vom Soldaten zum General macht man sie sich, diese Vorwüfe . . . Wir haben Dich frei zum Heerführer gewählt, wir müssen frei mit Dir sprechen . . . Je mehr wir Dich erhoben, je mehr wir Dich geehrt haben, desto mehr sind wir berechtigt, zu Dir zu sagen: Ehre Dich."

„Ich trachte darnach, braver Douarnek . . . ich trachte darnach, daß ich mich nach meinen besten Kräften schlage."

„Es ist nicht Alles damit abgethan, daß man ruhmwürdig gekämpft hat. Du bist nicht allein Heerführer, sondern auch Oberhaupt Galliens."

„Gut; aber warum des Teufels bildest Du Dir ein, braver Douarnek, als Heerführer und Oberhaupt Galliens müsse ich unempfindlicher als ein Soldat beim Glanze von zwei schönen oder schwarzen Augen, bei der Blume eines alten rothen oder weißen Weines sein?"

„Ich, als Soldat, sage Dir, dem Heerführer, dem Haupte Galliens: Der von freien Männern zum Oberhaupte erwählte Mann muß selbst in den Dingen seines Privatlebens ein weises Maß halten, wenn er geliebt, geachtet sein will, wenn man ihm gehorchen soll; hast Du dieses Maß gehalten? Nein . . . Als wir Dich Erbsen verschlingen sahen, glaubten wir Dich auch fähig, einen Ochsen zu verschlingen."

„Wie! meine Kinder," versetzte lächelnd der junge General, „Ihr habt geglaubt, mein Mund sei so groß?"

„Wir hatten Dich oft vom Wein bespitzt gesehen... wir wußten, daß Du den Weiberröcken nachläufst; man sagte uns, berauscht habest Du einer Frau, die sich aus Verzweiflung umgebracht, Gewalt angethan . . . wir glaubten das."

„Zorn des Himmels!" rief Victorin mit einer schmerzlichen Entrüstung, „Ihr? . . . Ihr habt das vom Sohne meiner Mutter geglaubt?"

„Ja," antwortete der Veteran, ja... das ist unser Unrecht gewesen... Wir haben also unser Unrecht gehabt, Du das Deinige; wir haben Dir verziehen, verzeihe uns auch, damit wir Dich lieben und damit Du uns liebst, wie in der Vergangenheit... Ist das abgemacht, Victorin?"

„Ja," antwortete Victorin, bewegt von diesen redlichen, rührenden Worten, „ja, es ist abgemacht..."

„Deine Hand," sprach Douarnek, „im Namen meiner Kameraden, Deine Hand!"

„Hier ist sie," erwiederte der junge General, indem er sich auf den Hals seines Pferdes neigte, um dem Veteranen herzlich die Hand zu drücken. „Ich danke für Eure Offenherzigkeit, meine Kinder . . . ich werde Euch sein, was Ihr mir sein werdet für den Ruhm und die Ruhe Galliens . . . Ohne Euch vermag ich nichts; denn trägt der Feldherr den Siegeskranz, so ist es der Soldat, der ihm diesen Kranz flicht und ihn mit seinem edlen Blute purpurroth färbt."

„Abgemacht also, Victorin," sprach Douarnek, dessen Augen feucht wurden. „Dir unser Blut... und unserem vielgeliebten Gallien: Deinem Ruhme!"

„Und meiner Mutter, die mich zu dem gemacht hat, was ich bin!" sagte Victorin mit wechselnder Bewegung. „Und meiner Mutter unsere Ehrfurcht, unsere Liebe, unsere Ergebenheit, meine Kinder!..."

„Es lebe die Mutter der Lager!" rief Douarnek mit schallender Stimme; „es lebe Victorin, ihr glorreicher Sohn!"

Die Gefährten von Douarnek, die Soldaten, die Officiere, wir Alle, die wir bei dieser Scene gegenwärtig, riefen wie Douarnek:

„Es lebe die Mutter der Lager! es lebe Victorin, ihr glorreicher Sohn!"

Bald setzte sich das Heer in Marsch, um nach dem Lager zurückzukehren, während unter dem Schutze einer zur Bewachung unserer Gefangenen bestimmten Legion,

die Druiden-Aerzte und ihre Gehülfen auf dem Schlachtfelde zurückblieben, um gleichmäßig den gallischen und den fränkischen Verwundeten beizustehen.

Das Heer schlug also in einer herrlichen Sommernacht den Weg nach Mainz wieder ein und ließ dabei die Echo des Rheins wiederhallen von dem Gesang der Barden:

„Diesen Morgen sagten wir:

„Wie viel sind sie denn, diese Barbaren, die uns unsere Erde, unsere Weiber und unsere Sonne rauben wollen?

„Ja, wie viel sind sie denn, diese Franken?

„Diesen Abend sagen wir:

„Antworte, vom Blute des Fremden geröthete Erde! . . . Antwortet, tiefe Wellen des Rheins! . . . Antwortet, Raben des Ufers! ... Antwortet . . . antwortet:

„Wie viel waren sie, diese Räuber der Erde, der Weiber und der Sonne?

„Ja, wie viel waren es denn, diese Franken?“

Victorin, den es drängte, seine Mutter vom Gewinnen der Schlacht zu unterrichten, übertrug den Oberbefehl über die Truppen einem von den ältesten Hauptleuten; wir ließen unsere ermüdeten Pferde Reitern, welche gewöhnlich frische Pferde für den jungen General an der Hand führten, und wandten uns rasch nach Mainz. Die Nacht war heiter, der Mond glänzte unter den Tausenden von Gestirnen, diesen unbekannten Welten, wo wir, wenn wir diese Welt verlassen, wieder

aufleben werden. Seltsamer Weise, während ich, unaussprechlich glücklich, an den Sieg unseres Heeres dachte, der das Glück und die Wohlfahrt Galliens sicherte, während ich an meine nahe Rückkehr zu Deiner Mutter und zu Dir, mein Kind, nach diesem harten Schlachttag dachte, fühlte ich mich plötzlich von einer tiefen Schwermuth befallen.

Ich hatte im Erguß meiner Erkenntlichkeit die Augen zum Himmel aufgeschlagen, um den Göttern für unsern Sieg zu danken . . . Der Mond glänzte und strahlte. Ich weiß nicht, warum ich in diesem Augenblicke mit einer Art von frommer Traurigkeit, indem ich an unsere Altvordern dachte, aller von ihnen vollbrachten furchtbaren oder rühmenswerthen Großthaten erinnerte, welche das heilige Gestirn Galliens auch seit so vielen Jahrhunderten mit seinem ewigen Lichte beleuchtet hatte! Das Opfer von Hena, die Reise von Albinik, dem Seemann, und von seiner Frau Meroe nach dem Lager Cäsars, durch jene von unsern Vätern während ihres Kriegs mit den Römern heldenmüthig in Brand gesteckten Landstrichen . . . der nächtliche Marsch von Sylvest, dem Sclaven, der sich zu den geheimen Versammlungen der Mistelkinder und nach dem Palaste von Faustina begab . . . seine Flucht aus dem Circus von Orange, wo er beinahe den wilden Thieren preisgegeben worden wäre; sodann die beherzten Aufstände, zu denen die Zunahme oder Abnahme des Mondes das, zum Voraus von unsern verehrten Druiden bestimmte, Signal gaben . . . Alle diese Thatsachen, welche schon so fern, erschienen in diesem Augenblicke meinem Geiste wie die bleichen Gespenster der Vergangenheit.

Ich wurde meinen Betrachtungen durch die heitere Stimme von Victorin entzogen.

„Wovon träumst Du, Scanvoch? Du, einer von den Siegern dieses schönen Tags, bist stumm wie ein Besiegter.“

„Victorin, ich denke an die Zeiten, die nicht mehr sind."

„Welch ein Träumer!" rief der General in seiner stürmischen Heiterkeit. „Lassen wir die Vergangenheit mit den leeren Bechern und den alten Liebchen! Ich, ich denke vor Allem an die Freude meiner Mutter, wenn sie unsern Sieg erfährt; dann denke ich, und zwar viel, an die glühenden schwarzen Augen von Kidda, der Zigeunerin, die mich erwartet, denn heute Nacht, als ich das Abendbrod verließ, zu dem sie mich durch List gelockt, hat sie mich auf diesen Abend beschieden ... Vollkommener Tag, Scanvoch! am Morgen die Schlacht gewonnen und am Abend fröhliches Mahl mit einer schönen Geliebten auf dem Schooß! Ah! wie gut ist es, Soldat und zwanzig Jahre alt zu sein!"

„Höre, Victorin; so lange bei Dir die besorgte Aufmerksamkeit auf den Kampf gedauert hat, sah ich Dich weise, ernst, überlegsam, in jeder Hinsicht würdig Deiner Mutter und Deiner selbst."

„Und bei den Augen der schönen Kidda, bin ich nicht immer würdig meiner selbst, wenn ich nach der Schlacht an sie denke?"

„Weißt Du, Victorin, daß es ein ernster Schritt ist, der Schritt, den Douarnek dadurch bei Dir versuchte, daß er vor Dich trat und im Namen des Heeres zu Dir sprach? Weißt Du, daß dieser Schritt ein Beweis für die stolze Unabhängigkeit unserer Soldaten ist, deren Willen allein Dich zum Feldherrn gemacht hat? Weißt Du, daß solche Worte von solchen Männern gesprochen nicht leer sind, und nicht leer sein werden... und daß es unselig wäre, sie zu vergessen?"

„Gut! der wunderliche Einfall eines Veteranen, der seine jungen Jahre beklagt... Worte eines Greises, der die Vergnügungen tadelt, die er nicht mehr hat..."

„Victorin, Du heuchelst eine Gleichgültigkeit, die

fern von Deinem Herzen ist . . . Ich habe Dich gerührt gesehen, tief gerührt von der Sprache dieses alten Soldaten . . ."

„Man ist so zufrieden am Abend einer gewonnenen Schlacht, daß man an Allem ein Wohlgefallen findet . . . Und beweisen nicht überdies, obgleich ziemlich mürrisch, diese Worte die Zuneigung des Heeres für mich?"

„Täusche Dich nicht hierin, Victorin, die Zuneigung des Heeres hatte sich von Dir zurückgezogen . . . sie ist nach dem heutigen Sieg wieder zu Dir zurückgekehrt; nimm Dich aber in Acht, von Dir begangene neue Ausschweifungen würden neue Verleumdungen von Seiten Derjenigen, welche Dir Verderben bereiten wollen, hervorrufen."

„Welche Leute hätten ein Interesse, mir das Verderben zu bereiten?"

„Ein Oberhaupt hat immer Neider, und um diese Neider zu beschämen, wirst Du nicht immer eine Schlacht zu gewinnen haben; denn, den Göttern sei es gedankt! die Vernichtung dieser Barbarenhorden sichert uns für immer den Frieden Galliens."

„Desto besser, Scanvoch, desto besser! wenn ich dann der unbekannteste Bürger geworden bin und mein Schwert neben das meines Vaters gehängt habe, da es fortan unnütz geworden, kann ich ohne Zwang zahllose Becher leeren und allen Zigeunerinnen des Weltalls den Hof machen!"

„Victorin, nimm Dich in Acht! ich wiederhole es Dir . . . Erinnere Dich der Worte des alten Soldaten."

„Zum Teufel mit dem alten Soldaten und seinen Worten! . . . ich erinnere mich in diesem Augenblick nur Kidda's . . . Ah! Scanvoch, wenn Du sie mit ihrem kurzen, scharlachrothen Rock und ihrem Leibchen von Silberstoff tanzen sehen würdest!"

„Nimm Dich in Acht, das Lager und die Stadt haben die Augen auf diese Geschöpfe gerichtet; Deine

Verbindung mit ihnen wird ein Aergerniß geben . . . Glaube mir, sei zurückhaltend in Deinem Benehmen, suche das Geheimniß und die Dunkelheit bei Deinen Liebschaften."

„Dunkelheit! Geheimniß! nichts Anderes als Heuchelei! Ich liebe es, Aller Augen die Geliebtinnen zu zeigen, auf die ich stolz bin! und ich werde stolzer auf Kidda sein, als auf meinen heutigen Sieg."

„Victorin, Victorin, diese Frau wird unheilvoll für Dich werden."

„Ah! Scanvoch, wenn Du Kidda singen hören würdest, während sie tanzt und sich mit einer kleinen Schellentrommel begleitet... ja, wenn Du sie hörtest, wenn Du sie sähest, Du würdest wie ich sterblich verliebt in Kidda, die Zigeunerin . . . Aber," unterbrach sich der junge General, indem er fern vor sich hinschaute, „siehst Du dort jene Fackeln . . . Glück des Himmels! das ist meine Mutter . . . In ihrer Besorgniß wird sie sich haben dem Schlachtfelde nähern wollen, um Nachricht über den Tag zu erhalten . . . Oh! Scanvoch, ich bin jung, ungestüm, glühend für das Vergnügen, nie ermüdet es mich, und ich genieße es mit Trunkenheit. Dennoch schwöre ich Dir beim Schwerte meines Vaters! ich gäbe alle meine zukünftigen Freuden für das, was ich in einigen Augenblicken empfinden werde, wenn meine Mutter mich an ihre Brust drückt."

So sprechend eilte er mit verhängten Zügeln und ohne auf mich zu warten, auf Victoria zu, welche in der That herbeikam. Als ich sie erreichte, waren Beide vom Pferde gestiegen, Victoria hielt Victorin innig umfangen und sprach zu ihm mit einem unbeschreiblichen Ausdruck:

„Mein Sohn, ich bin eine glückliche Mutter!"

Beim Scheine der Fackeln, welche die Reiter vom Geleite von Victoria trugen, bemerkte ich jetzt erst,

daß ihre linke Hand mit Leinwand umwickelt war. Victorin fragte ängstlich:

„Solltet Ihr verwundet sein?“

„Leicht,“ antwortete Victoria. Dann wandte sie sich an mich, reichte mir liebevoll die Hand und sprach:

„Bruder, Du bist da, mein Herz ist freudig.“

„Aber diese Wunde, wer hat sie Euch gemacht?“

„Das fränkische Weib, das Ellen und Sampso zu mir führten.“

„Elwig!“ rief ich mit Abscheu. „Oh! die Verfluchte! . . . sie hat sich ihrer verfluchten Race würdig gezeigt! . . .“

„Scanvoch!“ sagte Victoria mit ernster Miene zu mir, „man muß die Todten nicht verfluchen . . . Diejenige, welche Du Elwig nennst, lebt nicht mehr.“

„Meine Mutter,“ sprach Victorin mit wachsender Angst, „meine liebe Mutter, Ihr gebt uns die Versicherung, daß diese Wunde leicht ist?“

„Sieh, mein Sohn.“

Und um Victorin zu überzeugen, rollte sie die Binde ab, mit der ihre rechte Hand umwickelt war.

„Du siehst es,“ fügte sie bei, „ich habe mich nur an zwei Stellen in die flache Hand geschnitten, als ich dieses Weib zu entwaffnen suchte.“

Die Wunde meiner Milchschwester war in der That von keiner Bedeutung.

„Elwig bewaffnet!“ sagte ich, indem ich meine Erinnerungen vom vorhergehenden Tag wiederzubeleben suchte. „Wo hat sie eine Waffe gefunden? hat sie etwa, ehe sie uns schwimmend nachfolgte, ihr Messer vom Sand aufgehoben und unter ihrem Rock verborgen?“

„In welchem Augenblick wollte Euch denn diese Frau stechen? Ihr waret also allein mit ihr, meine Mutter?“

„Ich hatte Scanvoch gebeten, sie um Mittag zu mir führen zu lassen, denn ich gedachte hülfreich gegen sie zu sein. Ellen und Sampso brachten sie mir . . .

Ich unterhielt mich mit Robert, dem Führer unserer Reserve, wir sprachen von den Anstalten, welche zu Vertheidigung des Lagers und der Stadt im Falle einer Niederlage des Heeres zu treffen wären ... Man ließ Elwig in ein anstoßendes Zimmer eintreten, und die Frau und die Schwägerin von Scanvoch ließen die Fremde allein, während ich einen Dolmetscher zu mir beschied, um mich mit ihr zu verständigen. Als meine Unterredung mit Robert beendigt war, bat er mich um Unterstützung für die Wittwe eines Soldaten, und ich trat in die Stube, wo mich Elwig erwartete: ich wollte einiges Geld aus einem Kasten nehmen, in welchem auch mehrere gallische Juwelen, eine Erbschaft meiner Mutter, lagen."

Wenn der Kasten offen, so wird Elwig, als eine ächte Tochter dieser diebischen Race, sich haben eines kostbaren Gegenstandes bemächtigen wollen," rief ich, denn ich erinnerte mich der wilden Habgier der Schwester des großen Königs Neroweg.

„Ganz richtig, Scanvoch; in dem Augenblick, wo ich in diese Stube eintrat, hielt die fränkische Frau in ihren Händen ein goldenes Halsband von kostbarer Arbeit; sie betrachtete es gierig. Als sie mich erblickte, ließ sie das Halsband zu ihren Füßen fallen. Hierauf kreuzte sie ihre Arme über ihrer Brust und schaute mich Anfangs stillschweigend mit einer wilden Miene an: ihr bleiches Gesicht wurde purpurroth vor Scham oder Wuth; sie warf düstere Blicke auf mich und sprach meinen Namen aus; ich glaubte, sie frage, ob ich Victoria sei, ich nickte bestätigend mit dem Kopf und sagte: „„Ja, ich bin Victoria."" Kaum hatte ich dieses Wort gesprochen, als sich Elwig mir zu Füßen warf; ihre Stirne berührte beinahe den Boden, als wollte sie demüthig meinen Schutz anflehen... Ohne Zweifel benützte sie diesen Augenblick, um ihr Messer unter ihrem Kleid hervorzuziehen, ohne von mir gesehen zu werden; ich bückte mich, um sie aufzuheben, da sprang

sie, die Augen funkelnd vor Wildheit, auf, führte einen Messerstoß nach mir und wiederholte mit einem Ausdruck des Hasses: „„Victoria! Victoria!““

Bei diesen Worten seiner Mutter, obgleich die Gefahr vorüber war, bebte Victorin; er näherte sich meiner Milchschwester, nahm in seine beiden Hände ihre verwundete Hand und küßte sie mit doppelt frommer Zärtlichkeit.

„Als ich das Messer gegen mich erhoben sah," fügte Victorin bei, „war meine erste Bewegung, daß ich den Stoß zu pariren und das Messer an der Klinge zu fassen suchte; dabei rief ich: „„Zu Hülfe, Robert!““ Sobald dieser das Geräusch des Streites vernahm, lief er aus dem anstoßenden Zimmer herbei; er sah mich mit Elwig handgemein... Mein Blut floß... Robert glaubte mich gefährlich verwundet; er zog sein Schwert, packte Elwig bei der Gurgel und tödtete sie, ehe ich mich dieser unnützen Rache hatte widersetzen können. Ich beklage den Tod dieser Frankin, welche freiwillig zu mir gekommen."

„Ihr beklagt sie. Diese Person, welche roh und diebisch, wie Alle von ihrer Race? Ihr beklagt sie!" rief Victorin lebhaft, „und sie ist Scanvoch ohne Zweifel nur gefolgt, um die Gelegenheit zu finden, sich bei Euch einzuschleichen, Euch zu bestehlen und dann zu ermorden."

„Ich beklage sie, daß sie von einer solchen Race geboren war," erwiederte traurig Victorin; „ich beklage sie, daß sie einen Mordgedanken gehabt hat."

„Glaubt mir," sagte ich zu meiner Milchschwester, „der Tod dieses Weibes setzt einem mit Missethaten, worüber die Natur schauert, befleckten Leben ein Ziel... Möge es der Wille der Götter sein, daß, wie Elwig, ihr Bruder, der König Neroweg, heute das Leben verloren hat, und daß sein Geschlecht in ihm erloschen ist, sonst würde ich es bedauern, daß ich diesem Menschen nicht den Garaus gemacht habe... Ich weiß nicht,

warum, aber mir scheint, seine Nachkommenschaft wird unheilvoll für die meinige sein."

Victoria schaute mich erstaunt über diese Worte an, deren Sinn sie nicht begriff, als Victorin ausrief:

„Gesegnet sei Jesus! das ist ein glücklicher Tag für Gallien! ... Ihr seid einer großen Gefahr entgangen, und die Franken sind von unseren Grenzen verjagt."

Dann unterbrach sich Victorin, horchte in die Ferne und fügte bei:

„Höret Ihr, meine Mutter? Höret Ihr diese Gesänge, die der Wind zu uns trägt?"

Wir schwiegen Alle und im Chor von Tausenden von Stimmen, die in der Freude über den Sieg weithin schallten, wiederholt, drangen durch die sonore Nacht bis zu uns die Schlußverse:

„Diesen Abend sagen wir, wie viel waren sie denn, diese Barbaren?"

„Diesen Abend sagen wir, wie viel waren sie denn, diese Franken?"

Viertes Kapitel.

Scanvoch hat sich in Bretannien auf den Gütern seiner Väter beim Walde von Karnak niedergelassen. — Fortsetzung der Erzählung. — Victorin und Kidda, die Zigeunerin. — Die Reise. — Der geheimnißvolle Reiter. — Rückkehr von Scanvoch nach Mainz. — Der Aufstand. — Victoria und Victorin. — Tetrik. — Der Hauptmann Mario und sein Freund Eustach.

Es sind mehrere Jahre vergangen, seitdem ich für Dich, mein Sohn, die Erzählung von der großen Schlacht am Rhein geschrieben habe.

Die Vernichtung der fränkischen Horden und ihrer Niederlassungen am andern Ufer des Rheins hat Gallien von den Befürchtungen befreit, die ihm die beständig drohende Invasion der Barbaren einflößte. Die Franken, die sich nun in die Tiefe der Wälder Germaniens zurückgezogen haben, warten vielleicht auf eine günstige Gelegenheit, um Gallien abermals zu überfallen... Ich nehme diese Erzählung von früher nach Jahren bitteren Schmerzes wieder auf. Große Mißgeschicke haben auf meinem Leben gelastet; ich habe ein furchtbares Gewebe von Heuchelei und Haß sich entwickeln sehen, dieses Gewebe, gegen das ich schon in der vorhergehenden Erzählung einen Verdacht äußerte, hat umhüllt, was ich Theuerstes auf Erden besaß... Seitdem hat sich eine unheilbare Traurigkeit meiner Seele bemächtigt... Ich schied von dem Ufer des Rheins, um nach Bretannien zu übersiedeln, und ließ mich mit Deiner zweiten Mutter und mit Dir, mein Kind, an demselben Ort nieder, wo einst die Wiege unserer Familie war, bei den heiligen Steinen des Waldes von Karnak, den Zeugen des heldenmüthigen Opfertodes unserer Ahnin Hena.

Gestern erst, als ich mit Dir vom Felde zurückkam, denn vom Soldaten bin ich Ackermann geworden, wie unsere Väter zur Zeit ihrer Unabhängigkeit... gestern erst habe ich Dir am Rande eines Baches zwei hohle Weiden gezeigt, zwei Weiden so alt, so alt... (sie sind mehr als dreihundert Jahre alt), daß sie beinahe nicht mehr vegetiren. Du batst mich, einen Strick von einem zum andern an diese zwei Bäume anzuhängen, um Dich zu schaukeln... Du sahst zu Deinem Erstaunen, daß ich bei Deiner Bitte plötzlich traurig und nachdenkend wurde.

Ich bedachte, daß durch ein seltsames Zusammentreffen, unser Ahne Sylvest, dessen Geschichte Du lesen wirst, und seine Schwester Siomara, wie Du, vor ungefähr dreihundert Jahren, an diese zwei Weiden

einen Strick hatte binden wollen, der für ihre kindischen Spiele dienen sollte... Und diese Erinnerungen waren leider nicht die einzigen, welche die uralten Stämme in meinem Geiste erweckten; denn ich sagte zu Dir:

„Schau' diese Bäume mit Traurigkeit und Verehrung an, mein Kind, einer unserer Ahnen Guilhern, der Sohn von Joel, dem Brenn des Stammes Karnak, ist an eine von diesen Weiden gebunden, eines martervollen Todes gestorben; der Sohn von Guilhern, ein Jüngling, der ein wenig älter, als Du, Namens Sylvest, (von ihm sprach ich so eben), wurde an die andere Weide gebunden, um desselben Todes zu sterben, wie sein Vater... ein unerwarteter Zufall hat ihn dieser Marter entrissen.

„Und was war denn ihr Verbrechen?“ fragtest Du mich.

„Das Verbrechen des Vaters und des Sohnes war gewesen, daß sie der Sclaverei hatten entgehen wollen, um nicht mehr unter der Peitsche, ein Eisen um den Hals, die Kette an den Füßen, die Felder ihrer Väter zum Nutzen der Römer zu bauen, die sie derselben durch Gewalt in Folge der Schlacht bei Vannes beraubt hatten.“

„Meine Antwort hat Dich in Erstaunen gesetzt, Dich, der Du immer glücklich und frei gelebt, Dich, der Du bis dahin keinen andern Schmerz gekannt, als das Bedauern, Deine vielgeliebte Mutter verloren zu haben, von der Du nur eine unbestimmte Erinnerung bewahrt hast; denn Du warst kaum vier Jahre und zwei Monate alt, als kurze Zeit nach dem über die Franken an den Ufern des Rheins davongetragenen Sieg . . . .

Ich habe meine Erzählung unterbrochen, liebes Kind, meine Hand hat, von Thränen überfluthet, die meinen Augen entstürzten, inne gehalten; denn es erfaßte mich einer von jenen Anfällen düsterer Traurigkeit, die ich nicht besiegen kann... wenn ich mich

der schrecklichen häuslichen Ereignisse erinnere, welche nach unserem Siege am Rhein vorfielen; aber ich faßte wieder Muth, indem ich an die Pflicht dachte, die ich erfüllen muß, um den letzten Wünschen unseres Ahnherrn Joel zu gehorchen, der vor ungefähr dreihundert Jahren an demselben Ort lebte, wohin wir nunmehr nach den zahllosen Wechselfällen unserer Familie zurückgekommen sind.

Hast Du diese Blätter gelesen, mein Kind, so wirst Du die Anfälle tödtlicher Traurigkeit begreifen, in die Du mich oft versunken siehst, trotz Deiner Zärtlichkeit und der Deiner Mutter, die ich nie zu viel zu lieben vermöchte. Ja, wenn Du die letzten feierlichen Worte von **Victoria**, der Mutter der Lager, furchtbare Worte gelesen hast, so wirst Du begreifen, daß, so schmerzlich für mich die Vergangenheit in dem ist, was meine Familie betrifft, nicht allein die Vergangenheit mich bis auf den Tod traurig macht, sondern daß mich besonders auch die Vorhersehungen der Gallien vielleicht durch den geheimnißvollen Willen von Hesus vorbehaltenen Zukunft tief betrüben. O mein Kind! diese angstvollen Besorgnisse wirst Du theilen, wenn Du die weise und tiefe Bemerkung unseres Altvordern Sylvest: „A c h! b e i j e d e r W u n d e d e s V a t e r l a n d e s b l u t e t d i e F a m i l i e!“ liesest.

Denn wenn sie sich verwirklichen, die fürchterlichen Prophezeiungen von Victoria, welche, vielleicht wie so viele Andere von unsern verehrten Druidinnen, mit der Kenntniß der Zukunft begabt war . . . wenn sie sich verwirklichen, diese fürchterlichen Prophezeiungen, dann wehe Gallien! Wehe unserem Geschlecht! wehe unserer Race! sie wird länger und grausam von der Unterdrückung des R o m s d e r B i s c h ö f e zu leiden haben, als sie von der Unterdrückung des R o m s d e r C ä s a r e n u n d d e r K a i s e r gelitten hatte! . . . . .

. . . .

Ich nehme diese Erzählung bei dem Punkt wieder

auf, wo ich sie vor ein paar Jahren gelassen habe. Ohne Zweifel werde ich sie noch mehr als einmal unterbrechen . . .

Victorin kehrte am Abend der Schlacht am Rhein mit seiner Mutter nach Mainz zurück, nachdem er ihr noch viel vom Resultat des Tages erzählt hatte; er schützte große Müdigkeit und seine leichte Wunde vor, um sich zurückzuziehen. Als er nach Hause kam, legte er seine Rüstung ab, setzte sich in ein Bad und begab sich sodann gegen Mitternacht, in einen Mantel gehüllt, zu den Zigeunerinnen.

„Dieses Weib wird unselig für Dich sein," hatte ich zu dem jungen General gesagt. Ach! meine Vorhersehung sollte in Erfüllung gehen. In Betreff dieser Geschöpfe erinnere Dich, mein Kind, folgenden Umstandes, den ich seitdem erfahren habe, und Du wirst später die Wichtigkeit dieser Erinnerung würdigen.

„In Mainz zwei Tage vor dem Tag eingetroffen, an welchem Tetrik selbst wieder in dieser Stadt erschien, kamen diese Zigeunerinnen aus Gasconien, dem Lande, wo er Statthalter war."

Diese Offenbarung und so viele andere, die der Verlauf der Zeiten herbeiführte, gaben mir eine so genaue Kenntniß von gewissen Thatsachen, daß ich sie erzählen kann, als wäre ich dabei Zuschauer gewesen. Victorin verließ also seine Wohnung um Mitternacht, um sich an den Ort zu begeben, wo ihn Kidda, die Zigeunerin, erwartete; er kannte sie erst seit dem vorhergehenden Tag. Sie hatte auf seine Sinne einen lebhaften Eindruck hervorgebracht: er war jung, schön, geistreich, freigebig: er hatte an demselben Tag eine glorreiche Schlacht gewonnen, er kannte die leichten Sitten dieser herumschweifenden Sängerinnen und glaubte sich sicher, den Gegenstand seiner Laune zu be=

sitzen; wie groß war sein Erstaunen, sein Aerger, als Kidda mit einer scheinbaren Mischung von Festigkeit, Traurigkeit und verhaltener Leidenschaft zu ihm sagte:

„Ich werde nicht von meiner Tugend sprechen, Victorin, Ihr würdet über die Tugend einer Zigeunersängerin lachen; doch Ihr werdet mir glauben, wenn ich Euch sage, daß lange, bevor ich Euch gesehen, Euer glorreicher Name zu mir gelangt war, der Ruf Eurer Tapferkeit und Eurer Güte hatte mein Herz schlagen gemacht, dieses Eurer unwürdige Herz, da ich ein armes, entartetes Geschöpf bin. Seht Ihr, Victorin," fügte sie, Thränen in den Augen, bei, „wenn ich rein wäre, so hättet Ihr meine Liebe und mein Leben; aber ich bin gebrandmarkt, ich verdiene Eure Blicke nicht; ich liebe Euch leidenschaftlich, ich ehre Euch zu sehr, um Euch je die Reste eines durch Menschen, welche zu wenig würdig, mit Euch verglichen zu werden, erniedrigten Daseins anzubieten."

Weit entfernt, die Gluth von Victorin abzukühlen, fachte diese heuchlerische Sprache dieselbe nur noch mehr an; durch ihre Weigerung gereizt, verwandelte sich seine sinnliche Laune bald in eine verzehrende Leidenschaft. Trotz seiner Liebesbetheurungen, trotz seines Flehens, trotz seiner Thränen, denn er weinte zu den Füßen dieser Elenden, blieb die Zigeunerin unerbittlich. Bis dahin heiter, zuvorkommend offen, nahm der Charakter von Victorin eine gewisse Bitterkeit an; er wurde düster, schweigsam. Seine Mutter und ich wußten damals die Ursache dieser Veränderung nicht; auf unsere dringlichen Fragen antwortete der junge General, von offenen Symptomen der Abneigung des Heeres gegen ihn berührt, wolle er sich ferner nicht mehr einer solchen Ungunst aussetzen und sein Leben werde fortan streng und abgeschlossen sein. Abgesehen von einigen Stunden, die er jeden Tag seiner Mutter widmete, ging Victorin übrigens nicht mehr aus; er floh die Gesellschaft seiner ehemaligen Vergnügens-

gefährten. Erstaunt über diesen plötzlichen Umschlag in seinem Benehmen, sahen die Soldaten in dieser heilsamen Umwandlung das Resultat ihrer Bemerkungen, welche in ihrem Namen Douarnek mit neuer freundschaftlicher Offenherzigkeit dem jungen Feldherrn vorgetragen hatte, und sie waren ihm mehr als je in Liebe zugethan. Ich habe später erfahren, daß dieser Unglückliche in seiner freiwilligen Einsamkeit bis zum Rausch trank, um seine unselige Leidenschaft zu vergessen, dabei indessen jeden Abend zu der Zigeunerin ging, die er immer unbarmherzig fand.

So verlief ungefähr ein Monat; Tetrik war in Mainz geblieben; er wollte es versuchen, den Widerwillen Victoria's, ihren Enkel als Erben der Macht seines Vaters ausrufen zu lassen, zu besiegen; aber Victoria antwortete dem Statthalter von Gasconien:

„Ritha-Gaur, der sich eine Saie aus dem Barte der Könige gemacht hat, die er geschoren, hat vor zehn Jahrhunderten das Königthum in Gallien über den Haufen geworfen, da die Völker müde waren, sie mit ihrer Nachkommenschaft, durch das Erbschaftsrecht an selten gute Könige übertragen zu werden. Immer mehr aufgeklärt durch unsere verehrten Druiden, haben es die Gallier vorgezogen, frei das Oberhaupt zu wählen, das sie am Würdigsten halten, sie zu regieren; sie hatten sich so als Republik gebildet. Mein Enkel ist ein Kind in der Wiege; Niemand weiß, ob er die zum Regieren eines großen Volks, wie das unsrige, nothwendigen Eigenschaften haben wird. Heute dieses Kind als den Erben der Macht seines Vaters anerkennen, hieße eine Art von Königthum wiederherstellen. Ich, Victoria, hasse aber, wie Ritha-Gaur das Königthum."

In der Hoffnung, durch seine Beharrlichkeit den Entschluß der Mutter der Lager zu besiegen, blieb Tetrik in der Stadt (ich habe wenigstens lange geglaubt, dies sei der einzige Zweck seines Aufent-

halts in Mainz), und wunderte sich nicht weniger als wir über die Umwandlung des Charakters von Victorin. Obgleich in eine düstere Traurigkeit versunken, hatte sich dieser immer freundlich gegen mich gezeigt; mehrere Male sah ich ihn sogar auf dem Punkt, mir sein Herz zu eröffnen und mir anzuvertrauen, was es Alles verbarg; doch er befürchtete ohne Zweifel meine Vorwürfe und hielt mit seinen Bekenntnissen zurück. Als er später nicht mehr, wie in vergangenen Zeiten zu mir kam, vermied er sogar die Gelegenheiten mir zu begegnen; sein einst so schönes, so offenes Gesicht war nicht mehr zu erkennen; gebleicht durch das Leiden, hohl geworden durch die Ausschweifungen einsamer Trunkenheit, der er sich ergab, erschien sein Ausdruck immer finsterer; zuweilen verrieth sich eine Art von Irrsinn in der düstern Starrheit seines Blickes.

Ungefähr fünf Wochen nach dem großen Sieg am Rhein erschien Victorin wieder beständig in meinem Hause, nur wählte er zu seinen Besuchen bei meiner Frau und Sampso die Stunden, wo ich zu Victoria zu gehen pflegte, um die Briefe zu schreiben, die sie mir dictirte: Ellen empfing den Sohn meiner Milchschwester mit ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit. Ich glaubte Anfangs, er bedaure es, sich von mir ohne Grund und aus Laune entfernt zu haben, und suchte eine Annäherung zwischen uns durch die Vermittlung meiner Frau herbeizuführen; denn trotz der Beharrlichkeit, mit der er ein Zusammentreffen mit mir zu vermeiden suchte, sprach er von mir bei Ellen nur mit Liebe. Sampso wohnte den Unterredungen ihrer Schwester mit Victorin bei. Ein einziges Mal ließ sie Beide allein; als sie zurückkam, war sie betroffen von dem schmerzlichen Ausdruck der Physiognomie meiner Frau und der Verlegenheit von Victorin, der sogleich wegging.

„Was hast Du, Ellen?“ fragte Sampso.

„Meine Schwester, ich beschwöre Dich, laß mich fortan nicht mehr allein mit dem Sohne von Victoria.“

„Was ist die Ursache Deiner Unruhe?“

„Möge es den Göttern gefallen, daß ich mich getäuscht habe; doch nach gewissen Halbworten von Victorin, nach dem Ausdruck seines Blickes glaubte ich zu errathen, daß er eine strafbare Liebe für mich fühlt und er kennt doch meine Zärtlichkeit, meine Ergebenheit für Scanvoch.“

„Meine Schwester,“ erwiederte Sampso, „die Ausschweifungen von Victorin haben mich immer empört. Doch seit einiger Zeit scheint er sich zu bessern. Das Opfer seiner unordentlichen Neigungen kostet ihn ohne Zweifel viel, denn Jeder bemerkt, während er die Veränderung im Benehmen des jungen Generals lobt, seine tiefe Traurigkeit. Ich kann ihn also nicht fähig halten des Gedankens, Deinen Gatten zu entehren, ihn, der Victorin liebt wie seinen Sohn, ihn, der ihm im Krieg das Leben gerettet hat . . . Du irrst Dich, Ellen . . . nein eine solche Schändlichkeit ist unmöglich.“

„Möchtest Du wahr sprechen, Sampso; doch ich beschwöre Dich, wenn Victorin wieder in unser Haus kommt, laß mich nicht allein mit ihm, und wie es auch sein mag, ich will Scanvoch Alles sagen.“

„Nimm Dich in Acht, Ellen. Wenn Du Dich, wie ich glaube, täuschest, so heißt das, einen gräßlichen Verdacht im Geiste Deines Mannes rege machen. Du kennst seine Zuneigung für Victoria und ihren Sohn, beurtheile die Verzweiflung von Scanvoch bei einer solchen Offenbarung . . . Ellen, folge meinem Rath, empfange noch einmal Victorin allein, und wenn Du die Gewißheit von dem, was Du befürchtest, erlangst, so zögere nicht . . . offenbare Scanvoch Alles, denn wenn es einerseits unklug ist, in seinem Geist einen vielleicht schlecht begründeten Verdacht zu erwecken, so mußt Du andererseits eine schändliche Heu-

chelei entlarven, sobald Du keinen Zweifel mehr über seine Pläne hast."

Ellen versprach Sampso, ihren Rath zu befolgen, doch an diesem Tag kam Victorin nicht mehr ... Ich habe diese Umstände erst später erfahren. Es war dies während der fünf bis sechs ersten Wochen, welche auf die große Schlacht am Rhein folgten, und acht Tage vor den schrecklichen Ereignissen vorgefallen, die ich Dir leider erzählen muß, mein Kind.

Ich hatte den ersten Theil des Abends bei Victoria zugebracht, um mich mit ihr über eine sehr dringliche Sendung zu besprechen; um diese Sendung, die mich mehrere Tage auswärts halten konnte, zu vollführen, sollte ich noch an demselben Abend abreisen. Victorin, obgleich er es seiner Mutter zugesagt, kam nicht zu der Besprechung, deren Gegenstand er kannte. Ich wunderte mich über seine Abwesenheit; ich habe Dir gesagt, seit einiger Zeit und ohne daß es mir möglich, diese Sonderbarkeit zu ergründen, vermied er die Gelegenheiten, mit mir zusammenzutreffen. Victoria sagte zu mir mit bewegter Stimme in dem Augenblick, wo ich sie zur gewöhnlichen Stunde verließ:

„Die Privatneigungen müssen vor den Interessen des Staats schweigen; ich habe lange mit Dir von der Sendung gesprochen, die Du übernimmst; nun wird Dir die Mutter ihre Schmerzen sagen. Diesen Morgen erst habe ich eine traurige Unterredung mit meinem Sohn gehabt; vergebens flehte ich ihn an, mir die Ursache des geheimen Kummers anzuvertrauen, der ihn verzehrte, er antwortete mir mit einem unendlich schmerzlichen Lächeln.

„Einst, meine Mutter, machtet Ihr mir meinen Leichtsinn, meinen zu glühenden Hang für die Vergnügungen zum Vorwurf; diese Zeiten sind schon fern; ich lebe in der Zurückgezogenheit und in der inneren Betrachtung. Meine Wohnung, wo früher in der Nacht der freudige Tumult der Gesänge und der Schmäuse

beim Kerzenschein erscholl, ist heute einsam, stille und düster; düster wie ich selbst. Unsere ängstlich gewissenhaften Soldaten werfen mir, glaube ich, heute nicht mehr vor, ich sei zu sehr der Freude, dem Wein und den Liebschaften zugethan. Was braucht Ihr mehr, meine Mutter?"

„Ich brauche mehr, daß Du glücklich scheinest, wie früher," antwortete ich, ohne daß ich meine Thränen zurückhalten konnte; „denn Du leidest, Du leidest an einer Qual, die ich nicht kenne. Das Bewußtsein eines weisen und überlegten Lebens, wie das des Oberhauptes eines großen Volkes sein muß, gibt dem Gesicht einen ernsten, aber heitern Ausdruck, während Dein Gesicht bleich, finster, bitter, höhnisch ist, wie das eines Verzweifelten."

„Was hat Euch Victorin geantwortet?"

„Nichts; er ist wieder in das düstere Stillschweigen verfallen, in das ich ihn so oft versunken sehe, und aus dem er nur heraustritt, um beinahe irre Blicke umherlaufen zu lassen ... Da reichte ich ihm sein Kind, das ich in meinen Armen hielt; er nahm es und küßte es wiederholt mit aller Zärtlichkeit; dann legte er den Kleinen wieder in seine Wiege und entfernte sich ungestüm, ohne ein Wort zu sprechen, ohne Zweifel, um mir seine Thränen zu verbergen; denn ich sah, daß er weinte... Ah! Scanvoch, das Herz bricht mir, wenn ich an die Zukunft denke, die ich so schön für Gallien, für meinen Sohn und für mich sah."

Ich bemühte mich, Victoria zu trösten und suchte vergebens mit ihr die Ursache des geheimen Kummers ihres Sohnes; dann, da die Stunde mich drängte, denn ich sollte in der Nacht reisen und meine Sendung so rasch als möglich vollführen, verließ ich meine Milchschwester, um Deine Mutter und Dich, mein Kind, ehe ich mich auf den Weg begeben würde, zu umarmen. Ich fand Ellen und ihre Schwester an Deiner Wiege sitzend. Als mich Sampso sah, rief sie:

„Ihr kommt zu rechter Zeit, um mir Ellen überzeugen zu helfen, daß ihre Schwäche unentschuldbar ist... seht Ihre Thränen."

„Was hast Du, meine Ellen?" fragte ich besorgt; „woher rührt Dein Kummer?"

Sie neigte das Haupt, antwortete mir nicht und weinte fortwährend.

„Sie getraut sich nicht, Euch die Ursache ihres Kummers zu gestehen, Scanvoch, doch wißt Ihr, warum meine Schwester so trostlos ist? weil Ihr abreist..."

„Wie?" sagte ich zu Ellen mit dem Ton zärtlichen Vorwurfs, „Du, die Du immer so muthig warst, wenn ich in die Schlacht zog, weinst nun furchtsam, während ich höchstens ein paar Tage mitten in Gallien im vollen Frieden reise!... Ellen, Deine Besorgnisse haben keinen Grund."

„Das wiederhole ich Ellen ohne Unterlaß," sprach Sampso. „Eure Reise setzt Euch keiner Gefahr aus, und wenn Ihr heute Nacht noch abgeht, so geschieht es, weil Eure Sendung dringend ist."

„Allerdings, und ist es nicht überdies ein wahres Vergnügen, so, wie ich es thue, in einer milden Sommernacht mitten in unserem schönen Lande, das jetzt so ruhig, zu reisen?"

„Ich weiß dies Alles," sprach Ellen mit bebender Stimme, meine Schwäche ist Unsinn; doch unwillkürlich erschreckt mich diese Reise."

Dann streckte sie flehend ihre Hände gegen mich aus und rief:

„Scanvoch, mein vielgeliebter Mann, ich beschwöre Dich, reise nicht."

„Ellen," sagte ich traurig, „zum ersten Mal in meinem Leben bin ich genöthigt, Deinen Wunsch durch eine Weigerung zu erwiedern."

„Ich flehe Dich an, bleibe bei mir."

„Ich werde Dir Alles opfern, nur meine Pflicht nicht... Die Sendung, mit der mich Victoria beauf-

tragt hat, ist wichtig . . . ich habe sie zu vollführen versprochen und werde mein Versprechen halten!"

„Reise also," sagte meine Frau, verzweiflungsvoll schluchzend, „reise, und mein Schicksal gehe in Erfüllung!... Du wirst es gewollt haben..."

„Sampso," fragte ich mit blutendem Herzen, „von welchem Schicksal spricht sie?"

„Ach! meine Schwester ist seit diesen Morgen von schwarzen Ahnungen heimgesucht; sie kommen ihr, wie mir, unerklärlich vor, und dennoch kann sie dieselben nicht besiegen; sie stellt sich vor, sie werde Euch nicht mehr sehen ... oder ein großes Unglück bedrohe Euch auf Eurer Reise."

„Ellen, mein geliebtes Weib," sprach ich, indem ich sie an meine Brust drückte, „weißt Du nicht, daß es mir, so kurz auch unsere Trennung sein soll, immer schwer fällt, mich von hier zu entfernen... Willst Du diesem Kummer den beifügen, welchen es mir bereiten wird, wenn ich Dich so trostlos verlassen muß?"

„Verzeihe mir," erwiederte Ellen, indem sie sich gewaltig gegen sich selbst anstrengte, „Du sprichst wahr, meine Schwäche ist unwürdig der Frau eines Soldaten... Sieh, ich weine nicht, ich bin ruhig ... Deine Worte beschwichtigen meine Besorgnisse; ich schäme mich meiner feigen Angst; doch im Namen unseres Kindes, das in seiner Wiege schläft, gehe nicht gegen mich aufgebracht weg; Dein Abschied sei gut und zärtlich wie immer; ich bedarf dessen, siehst Du... ja, ich bedarf dessen, um den Muth wieder zu finden, an dem es mir heute mangelt, ohne daß ich weiß, warum."

Obgleich sie sich scheinbar fügte, schien meine Frau doch so sehr unter dem Zwang zu leiden, den sie sich auferlegte, daß ich einen Augenblick, um bei Ellen zu bleiben, den Gedanken hatte, Victoria zu bitten, den Hauptmann Mario mit der Sendung zu betrauen, mit der sie mich beauftragt hatte; eine Betrachtung hielt mich zurück; die Zeit drängte, ich sollte in der Nacht

abreisen, es würde mehrere Stunden brauchen, um den Hauptmann Mario genau von einer Angelegenheit zu unterrichten, der er bis jetzt völlig fremd geblieben war und die, um zu einem günstigen Ziel geführt zu werden, mit außerordentlicher Schnelligkeit behandelt werden mußte. Meiner Pflicht gehorchend und, ich muß es sagen, überzeugt von der Eitelkeit der Befürchtungen von Ellen, gab ich ihrem Wunsche nicht nach; ich schloß sie zärtlich in meine Arme, empfahl sie dem innigen Wohlwollen von Sampso und ritt weg.

Es war ungefähr zehn Uhr Abends; ein Reiter sollte mir als Begleiter und als Bote dienen, im Fall, daß ich an Victoria unterwegs zu schreiben hätte; vom Hauptmannn Mario ausgewählt, den ich um einen sichern und verschwiegenen Mann ersucht hatte, erwartete mich dieser Reiter an einem der Thore von Mainz; bald hatte ich ihn erreicht; obgleich der Mond spät aufging, war die Nacht doch klar durch das Strahlen der Sterne; ich bemerkte, ohne auf diesen Umstand ein Gewicht zu legen, daß mein Reisegefährte, trotz der milden Jahreszeit, eine dicke Kasake trug, deren Capuze über seinen Helm vorgeschlagen war, so daß ich selbst am hellen Tag Mühe gehabt hätte, die Züge dieses Mannes zu unterscheiden. Ein einfacher Soldat wie ich, ließ er mich, statt an meiner Seite zu reiten, an sich vorüberziehen, ohne ein Wort an mich zu richten; dann folgte er mir. Bei jeder andern Gelegenheit, und, wie jeder Gallier, zum Plaudern geneigt, würde ich dieses Zeichen eine übertriebene Ehrerbietung, die mich der Unterhaltung eines Gefährten auf einer langen Fahrt beraubt hätte, nicht angenommen haben; aber betrübt durch den Abschied meiner Frau und unwillkürlich, während ich mich immer weiter entfernte, an die finsteren Ahnungen denkend, die sie ergriffen hatten, war es mir nicht ärgerlich, daß ich einen Theil der Nacht mit meinen Betrachtungen allein blieb; ich ent-

fernte mich also von der Stadt, gefolgt von dem Reiter, der nicht minder schweigsam, als ich.

Wir waren, ohne ein Wort mit einander zu sprechen, ungefähr zwei Stunden geritten, denn der Mond, der gegen Mitternacht aufgehen sollte, fing an, hinter einem Hügel, der den Horizont begrenzte, hervorzukommen. Wir befanden uns auf einem Scheideweg, wo sich drei große, von den Römern angelegte und ausgeführte Straßen kreuzten. Ich hatte den Gang von Tom-Bras gehemmt, um den Weg zu erkennen, dem ich folgen sollte, als mir plötzlich mein Reisegefährte hinter mir mit lauter Stimme zurief:

„Scanvoch, reite mit verhängten Zügeln zurück, zu dieser Stunde wird ein großes Verbrechen in Deinem Hause begangen!“

Bei diesen Worten drehte ich mich lebhaft auf meinem Sattel um, und beim Halbdunkel der Nacht sah ich, wie der Reiter sein Pferd einen ungeheuren Sprung machen ließ, über die Böschung der Straße setzte und im Schatten eines großen Waldes verschwand, an dessen Saum wir seit einiger Zeit hinritten. Von einem gewaltigen Erstaunen ergriffen, blieb ich einige Augenblicke unbeweglich, und als ich angstvoller Neugierde nachgebend, dem Reiter nacheilen wollte, um eine Erklärung seiner Worte zu erhalten, war es zu spät, der Mond verbreitete noch nicht genug Helle, daß es mir möglich gewesen wäre, mich durch das Gehölz zu wagen, das ich nicht kannte, überdies hatte der Reiter einen großen Vorsprung vor mir, der jeden Augenblick zunahm; aufmerksam lauschend hörte ich in der tiefen Stille der Nacht den raschen und schon entfernten Galopp des Pferdes dieses Menschen; er schien mir durch den Wald und folglich auf einem kürzeren Weg die Richtung gegen Mainz zu verfolgen. Einen Augenblick zögerte ich in meinem Entschluß; doch indem ich mich der unerklärlichen Ahnungen meiner Frau erinnerte und diese mit den Worten des Reiters zusammen-

stellte, sprengte ich mit verhängten Zügeln nach der Stadt zurück.

„Wenn durch einen unbegreiflichen Zufall," sagte ich zu mir selbst, „die Warnung, der ich gehorche, so schlecht begründet ist, als die Ahnungen von Ellen, mit denen sie doch auf eine seltsame Weise übereinstimmt, wenn meine Angst eitel gewesen ist, so nehme ich im Lager ein frisches Pferd, um meine Reise, welche übrigens nur einen Verzug von drei Stunden erlitten haben wird, wieder zu beginnen."

Ich feuerte mit der Stimme und mit den Fersen meinen kräftigen Tom-Bras zu raschem Laufe an und wandte mich mit einer tollen Geschwindigkeit gegen Mainz. Während ich dem Orte, wo ich meine Frau und mein Kind gelassen hatte, immer näher kam, erfüllten mich die schwärzesten Gedanken; welches Verbrechen könnte es wohl sein, das in meinem Hause begangen würde? verdankte ich einem Freunde, verdankte ich einem Feinde diese Offenbarung? Zuweilen kam es mir vor, als wäre mir die Stimme des Reiters nicht unbekannt, ohne daß es mir möglich war, mich zu erinnern, wo ich sie gehört hatte; was aber besonders meine Angst verdoppelte, war die geheimnißvolle Uebereinstimmung zwischen dem Unglück, mit dem man mich bedroht hatte, und den Ahnungen meiner Frau. Der Mond war aufgegangen, die Straße beleuchtend, erleichterte er mir meinen hastigen Ritt; die Bäume, die Felder, die Häuser verschwanden hinter mir mit einer Schwindel erregenden Schnelligkeit. Ich brauchte weniger als eine Stunde, um den Weg zurückzulegen, den ich zuvor in zwei Stunden gemacht hatte; endlich erreichte ich die Thore von Mainz... Ich fühlte Tom-Bras zwischen meinen Beinen schwach werden, nicht aus Mangel an Eifer und Muth, sondern weil seine Kräfte erschöpft waren. Als ich einen Soldaten erblickte, der Schildwache stand, fragte ich ihn:

„Hast Du heute Nacht einen Reiter in die Stadt zurückkehren sehen?“

„Vor kaum einer Viertelstunde,“ antwortete mir der Soldat, „ist ein Reiter in einer Kasake mit Capuze im Galopp vor diesem Thor vorübergeritten; er wandte sich nach dem Lager.“

„Er ist es,“ dachte ich, indem ich Tom-Bras auf die Gefahr, ihn unter mir sterben zu sehen, zu neuem Lauf anspornte. „Es unterliegt keinem Zweifel, mein Reisegefährte ist mir auf dem Weg nach der Festung vorangeeilt; doch warum begibt er sich nach dem Lager, statt in die Stadt zu reiten? . . . Einige Augenblicke nachher kam ich vor mein Haus: ich sprang von meinem Pferde, das, unsere Wohnung erkennend, wieherte... Ich lief nach der Thüre und klopfte mit gewaltigen Schlägen an... Niemand öffnet mir, doch ich hörte erstickte Schreie; ich klopfte abermals, und ebenso vergebens mit dem Knopf meines Schwertes; die Schreie verdoppelten sich; mir schien, ich erkenne die Stimme von Sampso... Ich versuche es, die Thüre zu sprengen... unmöglich... Plötzlich öffnet sich das Fenster der Stube meiner Frau, ich laufe mit dem Schwert in der Hand dahin. In dem Augenblick, wo ich an dieses Fenster komme, stößt man von innen die Läden auf, die es verschlossen. Ich springe durch diese Oeffnung und befinde mich einem Mann gegenüber . . . Die Dunkelheit erlaubte mir nicht, seine Züge zu erkennen; er floh aus der Stube von Ellen, deren herzzerreißende Schreie bis zu mir gelangten: diesen Mann in dem Augenblick, wo er den Fuß auf die Fensterlehne setzte, um zu entweichen, bei der Gurgel packen, ihn in die finstere Stube, wohin ich ihm nachstürze, zurückstoßen, ihm voll Wuth mit meinem Schwerte mehrere Streiche versetzen und rufen: „Ellen, ich bin da!“ dies Alles geschah mit der Schnelligkeit des Gedankens; ich zog mein Schwert aus dem zu meinen Füßen ausgestreckten Leib, um es noch einmal hineinzutauchen, denn ich war wahn-

sinnig vor Wuth, als ich mich mit krampfhafter Gewalt von zwei Armen umschlungen fühlte. Ich glaubte mich von einem anderen Gegner angegriffen und durchbohrte diesen Leib, der sich in der Dunkelheit an meinen Hals hing, und alsbald hörte ich von einer verscheidenden Stimme die Worte sprechen:

„Scanvoch... Du hast mich getödtet... ich danke Dir, mein Geliebter... es ist mir süß, von Deiner Hand zu sterben... ich hätte mit meiner Schande nicht mehr leben können."

Es war die Stimme von Ellen!...

Meine Frau war in ihrem stummen Schrecken herbeigelaufen, um sich unter meinen Schutz zu stellen; ihre Arme, die mich Anfangs umschlungen hatten, machten sich ungestüm von mir los... ich hörte sie auf den Boden fallen... Ich war wie vom Donner gerührt... mein Schwert entschlüpfte meinen Händen und es herrschte einige Augenblicke eine Todesstille in der Stube, welche ganz finster, abgesehen von einem bleichen Lichtstreifen, den der Mond durch die zwei durch den Wind halb geöffneten Fenster warf... Plötzlich öffneten sie sich völlig von außen, und beim Mondschein sah ich eine große schlanke Frau mit einem rothen Rock und einem Leibchen von Silberstoff außen auf der Fensterbrüstung stehen.

„Victorin," rief sie, „schöner Tarquin einer neuen Lucretia, verlasse dieses Haus, die Nacht rückt vor. Ich habe Dich um Mitternacht zur verabredeten Stunde in Abwesenheit des Mannes durch die Thüre eintreten sehen... Du wirst von Deiner Schönen durch das Fenster auf dem Wege der Liebenden weggehen... Du hast Dein Versprechen erfüllt... nun gehöre ich Dir... Komm', mein Wagen erwartet uns, fliehen wir."

„Victorin!" rief ich mit Entsetzen, denn ich hielt mich für das Spielzeug eines erschrecklichen Traumes „er war es... ich habe ihn getödtet!"

„Der Mann!" rief Kidda, die Zigeunerin, während sie rückwärts sprang. „Der Teufel hat ihn zurückgeführt!"

Und sie verschwand.

Nach einigen Augenblicken hörte ich das Geräusch der Räder eines Wagens und den Klang der Schelle des Maulthiers, das den Wagen rasch fortzog, während sich in der Ferne in der Gegend des Lagerthors ein zunehmender Lärmen erhob, ähnlich dem einer im Tumult herannahenden Menge. Auf meine Bestürzung folgte eine gräßliche Angst, vermischt mit einer letzten Hoffnung; Ellen war vielleicht nicht todt... Ich lief an die von innen geschlossene Stubenthüre und schrie nach Sampso, ihre Stimme antwortete mir aus einer nahen Stube, in die man sie eingesperrt hatte. Ich befreite sie und rief ihr zu:

„Ich habe Ellen in der Finsterniß geschlagen... Die Wunde ist vielleicht nicht tödtlich, lauf zu Omer, dem Druiden."

„Ich eile," erwiederte Sampso, ohne mich mehr zu fragen.

Sie stürzte nach der von innen verriegelten Hausthüre. In dem Augenblick, wo sie dieselbe öffnete, sah ich auf dem Platz, auf dem mein Haus ganz nahe beim Lagerthor stand, eine Menge von Soldaten herbeikommen: mehrere trugen Fackeln, alle ließen drohende Schreie vernehmen, unter denen der Name Victorin unabläßig wiederkehrte.

An der Spitze dieser Versammlung erkannte ich den Veteran Douarnek, der sein Schwert schwang.

„Scanvoch," sagte er zu mir, „es hat sich das Gerücht im Lager verbreitet, ein gräßliches Verbrechen sei in Deinem Hause begangen worden."

„Und der Verbrecher sei Victorin!" riefen mehrere Stimmen, welche die meinige übertönten. „Den Tod dem Schändlichen!"

„Den Tod dem Schändlichen! der der keuschen Gattin seines Freundes Gewalt angethan ...“

„Wie er der Wirthin von der Schenke auf der Rheininsel Gewalt angethan hat.“

„Das war keine Verleumdung!“

„Der feige Heuchler stellte sich, als besserte er sich.“

„Ja, um diese neue Frevelthat zu begehen!“

„Die Frau von einem Soldaten, von einem der Unseren, von Scanvoch, der diesen Wüstling wie seinen Sohn liebte, entehren!“

„Der ihm im Krieg das Leben gerettet hatte!“

„Tod! Tod!“

Es war mir unmöglich gewesen, mit meiner Stimme diese wüthenden Schreie zu beherrschen. Ganz in Verzweiflung, machte Sampso vergebliche Versuche, um durch die erbitterte Menge zu dringen.

„Habt Mitleid! laßt mich durch!“ rief Sampso mit flehender Stimme, „ich will einen Druiden-Arzt holen... Ellen athmet noch... ihre Wunde ist vielleicht nicht tödtlich... Hülfe!... Hülfe!...“

Diese Worte verdoppelten die Entrüstung und die Wuth der Soldaten. Statt ihre Reihen der Schwester meiner Frau zu öffnen, drückten sie dieselbe nach der Thüre stürmend zurück, und bald war mein Haus von einer undurchdringlichen, vor Zorn bebenden Menge belagert, aus deren Mitte sich neue Schreie erhoben.

„Wehe! wehe Victorin!“

„Dieses Ungeheuer hat die Frau von Scanvoch erwürgt, nachdem er sie geschändet!“

„Sie stirbt wie die Wirthin von der Schenke auf der Rheininsel!“

„Victorin!“ rief Douarnek, „wir hatten Dir verziehen, wir glaubten an Dein Soldatenwort; Du bist eines der Oberhäupter Galliens... Du bist unser Heerführer... Du wirst der Strafe für Dein Verbrechen nicht entgehen! Je mehr wir Dich geliebt haben, desto mehr verabscheuen wir Dich.“

„Wir werden Deine Henker sein!"

„Wir haben Dich verherrlicht . . . wir werden Dich bestrafen!"

„Ein Feldherr, wie Du, entehrt Gallien und das Heer."

„Ein furchtbares Beispiel soll gegeben werden!"

„Victorin sterbe! er sterbe!"

„Es ist unmöglich, Hülfe zu holen; meine Schwester ist verloren," sagte Sampso in Verzweiflung zu mir, während ich mich, jedoch immer vergebens, bei dieser wahnsinnigen Menge, deren tausendfache Schreie meine Stimme bedeckten, hörbar zu machen bemüht war.

„Ich will es versuchen, zum Fenster hinauszukommen," sagte Sampso zu mir.

Und sie stürzte nach dem Todtenzimmer. Ich strengte alle meine Kräfte an, um die gegen ihren General wüthenden Soldaten zu verhindern, mein Haus zu erstürmen.

„Entfernt Euch!" rief ich; „laßt mich allein in diesem Trauerhause... Gerechtigkeit ist geschehen!... entfernt Euch!"

Immer mehr wachsend, erstickte der Tumult meine Worte; ich sah Sampso, Dich, mein Kind, auf ihren Armen tragend, zurückkommen; sie sagte schluchzend zu mir:

„Mein Bruder, keine Hoffnung mehr! Ellen ist eiskalt!... ihr Herz schlägt nicht mehr... sie ist todt!..."

„Todt! todt!... Hesus, habe Mitleid mit mir!" murmelte ich, indem ich mich an die Wand der Hausflur anlehnte, denn ich fühlte mich einer Ohnmacht nahe.

Doch plötzlich kam ich wieder zu mir und bebte an allen Gliedern, als ich unter den Soldaten die Worte sprechen hörte:

„Hier kommt Victoria! hier ist unsere Mutter!"

Und die Menge ließ die Zugänge meines Hauses frei und strömte nach der Mitte des Platzes zurück, um

meiner Milchschwester entgegenzugehen. So groß war die Ehrfurcht, welche diese erhabene Frau dem Heere einflößte, daß bald das Stillschweigen auf das wüthende Geschrei der Menge folgte; sie begriffen die entsetzliche Lage dieser Frau, welche, herbeigezogen durch den Ruf nach Gerechtigkeit und Rache gegen ihren eines gräßlichen Verbrechens angeklagten Sohn in der Majestät ihres mütterlichen Schmerzes sich näherte.

Mein Herz brach... Victoria, meine Milchschwester... Diese Frau, für die mein Leben nur ein langer Tag der ergebensten Zuneigung gewesen war, Victoria sollte in meinem Hause den Leichnam ihres von mir getödteten Sohnes finden, von mir, der ich bei seiner Geburt gewesen... der ich ihn wie mein Kind geliebt hatte... Ich wollte fliehen... doch ich hatte nicht die Kraft dazu... Ich blieb an die Wand angelehnt... und schaute vor mich hin, unfähig, eine Bewegung zu machen.

Plötzlich trat die Menge zurück und bildete auf jeder Seite eine Art von Spalier und ich sah beim Scheine des Mondes und der Fackeln langsam Victoria, angethan mit ihrem langen, schwarzen Kleide, ihren Enkel in ihren Armen haltend, herbeischreiten. Sie hoffte ohne Zweifel die Wuth der Soldaten dadurch zu beschwichtigen, daß sie ihren Augen dieses unschuldige Geschöpf böte. Tetrik, Mario und mehrere Officiere, welche Victoria von der Zusammenschaarung und ihrer Ursache unterrichtet hatten, folgten ihr. Es gelang ihnen, das Aufbrausen der Truppen zu beruhigen; das Stillschweigen wurde feierlich... Die Mutter der Lager war nur noch einige Schritte von meinem Hause entfernt, als Douarnek sich ihr näherte und das Knie beugend zu ihr sprach:

„Mutter, Dein Sohn hat ein großes Verbrechen begangen... wir beklagen Dich... Doch Du wirst Gerechtigkeit walten lassen... wir wollen Gerechtigkeit.“

„Ja, ja, Gerechtigkeit!“ riefen die Soldaten, deren

Grimm, einige Augenblicke stumm, mit wachsender Heftigkeit in tausend verschiedenen Schreien hervorbrach: „Gerechtigkeit! oder wir werden sie selbst üben!"

„Tod dem Schändlichen!"

„Tod demjenigen, welcher die Frau seines Freundes entehrt hat!"

„Victorin ist unser Haupt . . . wird sein Verbrechen unbestraft bleiben?"

„Wenn man uns Gerechtigkeit verweigert, so werden wir sie selbst üben."

„Verflucht sei der Name von Victorin."

„Ja, verflucht . . . verflucht . . ." wiederholten zahllose drohende Stimmen. „Verflucht sei auf immer sein Name."

Bleich, ruhig, Achtung einflößend, war Victoria einen Augenblick vor Douarnek, der, das Knie beugend, zu ihr sprach, stille gestanden. Als aber die Schreie: Victorin sterbe! verflucht sei sein Name! von Neuem aus der Menge hervorbrachen, da streckte meine Milchschwester, deren männliches, schönes Gesicht eine tödtliche Angst verrieth, mit einer rührenden Geberde die Arme mit ihrem Enkel gegen die Soldaten aus, als hätte das Kind um Gnade und Mitleid für seinen Vater gebeten.

Nun ertönte mit noch größerer Heftigkeit das Geschrei:

„Victorin sterbe! verflucht sei sein Name!"

In diesem Augenblick sah ich meinen Reisegefährten, welcher an seiner Kasake erkenntlich, deren Kapuze immer noch über sein Gesicht vorgeschlagen war, mit einer drohenden Miene auf Victoria zuschreiten: er schrie:

„Ja, verflucht sei der Name von Victorin . . . es vergehe auf immer sein Geschlecht!"

Und dieser Mensch riß mit Gewalt das Kind aus den Armen von Victoria, nahm es bei beiden Füßen und schleuderte es wüthend auf die Kieselsteine des

Weges, auf denen er ihm den Kopf zerschmetterte. Diese Handlung wilder Rohheit geschah so ungestüm, so rasch, daß, als Douarnek und mehrere Soldaten sich entrüstet auf den Mann mit der Kapuze warfen, um das Kind zu retten, das unschuldige Kind schon mit zerschmetterter Hirnschale auf dem Boden lag ... Ich hörte Victoria einen herzzerreißenden Schrei ausstoßen, aber ich konnte sie einige Augenblicke nicht sehen, da sie die Soldaten, im Glauben, es bedrohe sie eine Gefahr, umringt hatten. Ich erfuhr hernach, durch den Tumult und die Nacht begünstigt, sei der Urheber dieses gräßlichen Mordes entwichen. Als sich die Reihen der Soldaten unter einem düsteren Stillschweigen wieder geöffnet hatten, erblickte ich einige Schritte von meinem Hause Victoria, welche, das Gesicht von Thränen überfluthet, in ihren Armen den kleinen entseelten Körper des Sohnes von Victorin hielt. Da sprach ich von meiner Thürschwelle aus zu der stummen, bestürzten Menge:

„Ihr verlangt Gerechtigkeit? Gerechtigkeit ist geschehen ... Ich, Scanvoch, habe Victorin getödtet; er ist der Ermordung meiner Frau nicht schuldig ... Entfernt Euch ... laßt die Mutter der Lager in mein Haus eintreten, um hier über den Leichnam ihres Sohnes und ihres Enkels zu weinen ..."

Victoria sagte nun zu mir mit fester Stimme, indem sie auf der Schwelle meines Hauses stehen blieb:

„Du hast meinen Sohn getödtet, um Deine Beschimpfung zu rächen?"

„Ja," erwiederte ich mit stockender Stimme; „ja, und in der Finsterniß habe ich meine Frau erschlagen."

„Komm, Scanvoch, komm und schließe Ellen und Victorin die Augen."

Und sie trat unter dem frommen Stillschweigen der außen gruppirten Soldaten bei mir ein; der Hauptmann Mario und Tetrik folgten ihr; sie hieß sie durch

ein Zeichen vor der Thüre des Todtenzimmers bleiben, wo sie mit mir und Sampso allein hin wollte.

Beim Anblick meiner auf dem Boden todt ausgestreckten Frau, warf ich mich schluchzend auf die Kniee, hob ihren schönen, nun bleichen und kalten Kopf in die Höhe und schloß ihr die Augenlider; dann nahm ich ihren Leib in meine Arme und legte sie auf ihr Bett; ich kniete abermals nieder, stützte die Stirne auf das Kopfkissen und ließ alle Seufzer meiner gepreßten Brust entströmen ... Lange blieb ich so weinend und hörte das erstickte Schluchzen von Victoria. Endlich rief mich ihre Stimme zu mir selbst und zu dem, was sie leiden mußte, zurück; ich wandte mich um und sah sie auf der Erde beim Leichnam von Victorin sitzen, sein Kopf ruhte auf ihrem mütterlichen Schooß.

„Scanvoch," sagte meine Milschwester zu mir, indem sie die Haare auf die Seite strich, welche die eiskalte Stirn von Victorin bedeckten, „mein Sohn ist nicht mehr, ich will über ihn weinen, trotz seines Verbrechens... Er ist nun todt! todt mit einem Alter von kaum zweiundzwanzig Jahren! ..."

„Todt ... getödtet durch mich, der ich ihn wie mein Kind liebte! ..."

„Bruder ... Du hast Deine Ehre gerächt ... ich beklage Dich und verzeihe Dir."

„Ach! ich habe ihn in der Finsterniß erschlagen... ich habe ihn in einem Anfall blinder Wuth erschlagen... ich habe ihn erschlagen, ohne zu wissen, daß er es war! Jesus ist mein Zeuge! Hätte ich Euren Sohn erkannt, o meine Schwester! ich würde ihn verflucht haben, aber mein Schwert wäre zu meinen Füßen gefallen!"

Victoria schaute mich stillschweigend an ... meine Worte schienen sie um eine große Last zu erleichtern, da sie erfuhr, ich habe ihren Sohn getödtet, ohne ihn zu erkennen; sie reichte mir lebhaft ihre Hand, die ich

ehrfurchtsvoll an meine Lippen zog. Einige Zeit blieb ich stumm; dann sagte sie zur Schwester von Ellen:

„Sampso, Ihr waret heute Nacht hier? ich bitte Euch, sprecht, was ist vorgefallen?"

„Es war Mitternacht," antwortete Sampso, mit gepreßter Stimme; „seit zwei Stunden hatte uns Scanvoch verlassen, um sich auf den Weg zu begeben; ich ruhte hier bei meiner Schwester . . . da hörte ich an die Thüre des Hauses klopfen . . . ich warf einen Mantel auf meine Schultern . . . ich fragte, wer da sei, eine Weiberstimme mit fremdartigem Accent antwortete mir . . ."

„Eine Weiberstimme?" sagte ich mit einem Erstaunen, das Victoria theilte, „eine Weiberstimme hat Euch geantwortet, Sampso?"

„Ja, das war eine Falle; diese Weiberstimme sprach zu mir: „„Ich komme im Auftrag von Victorin, um Ellen, der Frau von Scanvoch, der vor zwei Stunden abgegangen ist, einen sehr wichtigen Rath zu geben.""

Bei diesen Worten von Sampso wechselten wir, Victoria und ich, einen Blick wachsenden Erstaunens; sie fuhr fort:

„Da ich kein Mißtrauen gegen die Bötin von Victoria hatte, so öffnete ich ihr . . . alsbald trat, statt einer Frau, ein Mann vor mich, stieß mich mit Gewalt in den Gang zurück und verriegelte die Thüre von innen . . . Beim Scheine der Lampe, die ich auf die Erde gesetzt hatte, erkannte ich Victorin . . . Er war bleich, schrecklich . . . er konnte sich kaum auf seinen Beinen halten, dergestalt war er berauscht . . ."

„Ah, der Unglückliche! der Unglückliche!" rief ich; „er war nicht mehr bei Vernunft! sonst hätte er nie . . . oh! nie ein solches Verbrechen begangen!"

„Fahret fort, Sampso," sagte Victoria, einen Seufzer unterdrückend, „fahret fort."

„Ohne ein Wort zu mir zu sprechen, deutete Vic-

torin auf den Eingang der Stube, die ich inne hatte, wenn ich nicht die meiner Schwester in Abwesenheit von Scanvoch theilte. In meinem Schrecken errieth ich Alles . . . ich rief Ellen zu: „„Meine Schwester, schließe Dich ein!““ Dann schrie ich aus Leibeskräften um Hülfe . . . meine Schreie brachten Victorin außer sich . . . er fiel über mich her und schleuderte mich in meine Stube . . . In dem Augenblick, wo er mich hier einschloß, sah ich Ellen bleich, erschrocken, halb nackt im Gang herbeilaufen. Ich hörte das Geräusch eines Kampfes, die herzzerreißenden Schreie meiner um Hülfe rufenden Schwester . . . und dann hörte ich nichts mehr, gar nichts mehr. Ich weiß nicht, wie viel Zeit vergangen war; als man von außen gewaltig anklopfte . . . es war Scanvoch . . . Ich antwortete seiner Stimme aus meiner Stube, aus der ich nicht heraus konnte . . . Nach einigen Augenblicken wurde meine Thür geöffnet, und ich sah Scanvoch."

„Und Du," sagte Victoria zu mir, „wie bist Du so plötzlich hieher zurückgekommen?"

„Vier Meilen von Mainz verkündigte man mir, ein Verbrechen werde in meinem Hause begangen."

„Wer hat Dir es verkündigt?"

„Ein Soldat, mein Reisegefährte."

„Wer war dieser Soldat?" fragte Victoria. „Wie hatte er Kenntniß von dem Verbrechen bekommen?"

„Ich weiß es nicht . . . er ist durch den Wald verschwunden, nachdem er mir diese unselige Nachricht gegeben hatte . . . Dieser Soldat, der vor mir hieher zurückgekommen, ist derselbe, der Dir Deinen Enkel aus den Armen gerissen und ihn zu Deinen Füßen getödtet hat."

„Scanvoch," sprach Victoria, indem sie bebend ihre beiden Hände an ihre Stirne drückte, „mein Sohn ist todt, ich will ihn weder beschuldigen, noch entschuldigen . . . doch, glaube mir . . . unter diesem Verbrechen ist ein furchtbares Geheimniß verborgen."

„Höret," sprach ich, denn ich erinnerte mich mehrerer Umstände, die meinem Gedächtniß in der ersten Betäubung des Schmerzes entgangen waren. „Als ich vor die Thüre meines Hauses gelangte, klopfte ich an; nur die entfernten Schreie von Sampso allein antworteten mir. Einige Augenblicke nachher wurde das niedrige Fenster der Stube meiner Frau geöffnet; die Läden thaten sich aus einander, um einen Mann durchzulassen, während Ellen um Hülfe rief . . . Ich stieß den Mann in die Stube zurück, welche schwarz war wie ein Grab, und in der Dunkelheit erschlug ich Euren Sohn. Beinahe in derselben Secunde umschlangen mich zwei Arme ... ich glaubte mich von einem neuen Gegner angegriffen ... schlug abermals in die Finsterniß ... es war Ellen, die ich tödtete."

Und ich konnte mein Schluchzen nicht zurückhalten.

„Bruder, Bruder," sprach Victoria zu mir, „das ist eine gräßliche, verhängnißvolle Nacht!"

„Höret weiter, und höret besonders, was nun folgt," sagte ich, die Erschütterung meines Gemüths überwindend, zu Victoria. „In dem Augenblick, wo ich die verscheidende Stimme meiner Frau erkannte, sah ich beim Mondschein eine Frau auf der Brustmauer am Fenster stehen ..."

„Eine Frau!" rief Victoria.

„Diejenige vielleicht, deren Stimme mich getäuscht hatte, indem sie mir eine Botschaft von der Mutter der Lager verkündigte," sagte Sampso.

„Ich glaube es," erwiederte ich, „und diese Frau, ohne Zweifel eine Mitschuldige des Verbrechens von Victorin, rief ihn und sagte ihm, er müsse fliehen, sie gehöre ihm, da er sein Versprechen gehalten."

„Sein Versprechen?" fragte Victoria; „welches Versprechen?"

„Die Entehrung von Ellen."

Bebend fügte meine Milchschwester bei:

„Ich sage Dir, Scanvoch, dieses Verbrechen ist

von einem entsetzlichen Geheimniß umgeben ... Doch wer war diese Frau?"

„Eine von den zwei Zigeunerinnen, welche kürzlich in Mainz angekommen sind... Doch höret weiter ... Als die Zigeunerin von Scanvoch keine Antwort erhielt und in der Ferne den Tumult der von Wuth entbrannt herbeilaufenden Soldaten hörte, verschwand sie, und bald unterrichtete mich das Geräusch ihres Wagens von ihrer Flucht. In meiner Verzweiflung dachte ich nicht daran, sie zu verfolgen ... Ich hatte Ellen neben der Wiege meines Sohnes getödtet ... Ellen, meine arme, vielgeliebte Frau!..."

Als ich so sprach, konnte ich mich des Weinens abermals nicht erwehren ... Sampso und Victoria schwiegen eine Zeit lang.

„Das ist ein Abgrund," sprach die Mutter der Lager, „ein Abgrund, in dem sich mein Verstand verliert... Das Verbrechen meines Sohnes ist groß ... seine Trunkenheit entschuldigt es durchaus nicht, sondern macht es im Gegentheil noch viel schmählicher ... und Du weißt vielleicht doch nicht, Scanvoch, wie sehr dieses unglückliche Kind Dich liebte."

„Sagt mir das nicht, Victoria," murmelte ich, mein Gesicht in meinen Händen verbergend, „sagt mir das nicht... meine Verzweiflung kann nicht mehr gräßlicher sein!..."

„Das ist kein Vorwurf, mein Bruder," entgegnete Victoria. „Eine Zeugin des Verbrechens meines Sohnes, hätte ich ihn mit eigener Hand getödtet, damit er nicht länger seine Mutter und Gallien, das ihn zum Oberhaupt gewählt, entehre ... Ich erinnere Dich an die Zuneigung von Victorin für Dich, weil ich glaube, daß er ohne betrunken zu sein und ohne eine gewisse lichtscheue Melancholie diese Uebelthat nicht begangen hätte."

„Und ich, meine Schwester, glaube dieses höllische Gewebe zu durchschauen."

„Du?"

„Vor der Schlacht am Rhein ist eine schändliche Verleumdung gegen Victorin verbreitet worden ... Das Heer entfernte sich von ihm ... ist das wahr?"

„Es ist wahr."

„Der Sieg Deines Sohnes hatte ihm die Liebe der Soldaten wieder zugewendet ... Heute wird diese alte Verleumdung zu einer entsetzlichen Wirklichkeit ... Das Verbrechen von Victorin kostet diesem, sowie seinem Sohne das Leben: sein Geschlecht ist erloschen, ein neues Haupt muß Gallien gegeben werden, ist das wahr?"

„Ja."

„Wußte der unbekannte Soldat, mein Reisegefährte, indem er mir verkündigte, es werde ein Verbrechen in meinem Hause begangen, wußte er nicht, daß Victorin, wenn ich nicht zu rechter Zeit ankäme, um ihn im ersten Wuthanfall zu tödten, von den gegen ihn bei dem Kinde von der Missethat sich erhebenden Truppen niedergemetzelt werden würde!"

„Und wie ist die Nachricht von dieser Missethat dem Heere so frühe zugekommen, da noch Niemand aus unserem Hause hatte weggehen können?" sagte Sampso.

Betroffen von dieser Bemerkung von Sampso, schaute die Mutter der Lager mich an. Ich fuhr fort:

„Wer ist der Mensch, der Euren Enkel aus Euren Armen gerissen und ihn zu Euren Füßen getödtet hat, Victoria? abermals der unbekannte Soldat!"

„Das ist wahr," sprach Victoria nachdenkend, „das ist wahr."

„Hat dieser Soldat einer Aufwallung blinder Wuth gegen das unschuldige Kind nachgegeben? nein. Er ist also das Werkzeug eines ebenso lichtscheuen, als grimmigen Trachtens gewesen ... Ein einziger Mensch hatte ein Interesse bei dem doppelten Mord, durch den Euer Geschlecht ausgelöscht worden ist, meine Schwe-

ster... denn ist Euer Geschlecht erloschen, so muß Gallien ein neues Oberhaupt wählen... und der Mensch, den ich im Verdacht habe, der Mensch, den ich anschuldige, will schon lange Gallien regieren!"

„Sein Name!" rief Victoria, einen Blick voll Angst auf mich heftend, „der Name des Mannes, den Du im Verdacht hast, den Du anschuldigst..."

„Sein Name ist Tetrik, ja Tetrik, der Statthalter von Gasconien, und Euer Vetter, meine Schwester."

Zum ersten Male, seitdem ich ihr meine Zweifel über ihren Verwandten ausgesprochen hatte, schien Victoria dieselben zu theilen; sie schaute ihren Sohn mit einem Ausdruck schmerzlichen Mitleids an und neigte auf's Neue und zu wiederholten Malen ihre eiskalte Stirne; denn nach einigen Augenblicken tiefen Nachdenkens faßte sie einen äußersten Entschluß, erhob sich und sagte zu mir:

„Wo ist Tetrik?"

„Er wartet außen mit dem Hauptmann Mario."

„Sie sollen Beide kommen!"

„Wie! Ihr wollt?"

„Sie sollen Beide auf der Stelle kommen."

„Hierher... in dieses Todtenzimmer?"

„Hieher, in dieses Todtenzimmer... Ja, hierher, Scanvoch, vor die entseelten Ueberreste Deiner Frau, meines Sohnes und seines Kindes. Hat dieser Mensch das finstere, gräßliche Gewebe angezettelt, so wird er sich, und wäre er ein Dämon der Heuchelei und der Grausamkeit, durch seine Befangenheit und Unruhe beim Anblick seiner Opfer... beim Anblick einer Mutter zwischen den Leichnamen ihres Sohnes und ihres Enkels... beim Anblick eines Mannes beim Leichnam seiner Frau verrathen! Gehe, mein Bruder, sie sollen kommen, sie sollen kommen... Man muß auch um jeden Preis den unbekannten Soldaten, Deinen Reisegefährten, auffinden."

„Es fällt mir ein," sagte ich, plötzlich von einer

Erinnerung berührt, „der Hauptmann Mario hat den Reiter, der mich geleitete, ausgewählt, er kennt ihn."

„Wir werden den Hauptmann befragen... Gehe, mein Bruder, sie sollen kommen, sie sollen kommen."

Ich gehorchte Victoria und rief Tetrik und Mario; sie eilten herbei.

Trotz meines Schmerzes, hatte ich den Muth, aufmerksam die Physiognomie des Statthalters von Gasconien zu beobachten... Als er eintrat, war der erste Gegenstand, der seine Blicke zu treffen schien, der Leichnam von Victorin... Die Züge von Tetrik nahmen alsbald einen unendliche schmerzlichen Ausdruck an, seine Thränen flossen in Strömen, er warf sich bei dem entseelten Körper auf die Knie, faltete die Hände und rief mit bebender Stimme:

„Todt in der Blüthe seines Alters... todt... er, der so tapfer, so edelmüthig! er, die Hoffnung, das starke Schwert Galliens... Ah! ich vergesse die Verirrungen dieses Unglücklichen über dem gräßlichen Mißgeschick, das mein Vaterland heimsuchte... Durch Deinen Tod, Victorin;... oh! Victorin..."

Tetrik konnte nicht fortfahren, das Schluchzen erstickte seine Stimme... Auf den Knieen, zusammengesunken, das Gesicht in seinen Händen verborgen, heiße Thränen weinend, blieben wir vom Schmerz niedergeschmettert beim Leichnam von Victorin.

Der Hauptmann Mario stand unbeweglich auf der Thürschwelle und schien einer tiefen inneren Bewegung preisgegeben zu sein, er brach nicht in Seufzen aus, er vergoß keine Thränen, aber er betrachtete unabläßig mit einem schmerzlichen Ausdruck den auf der Wiege meines Sohnes ausgestreckten Körper des Enkels von Victoria; ich hörte Mario nur ganz leise, indem er abwechselnd das unschuldige Opfer und Victorin anschaute, sagen:

„Welch ein Unglück!... Oh! das arme Kind!... ah! die arme Mutter!"

Dann trat der Hauptmann ein paar Schritte vor und sprach mit kurzem Tone:

„Victoria, Ihr seid sehr zu beklagen, und ich beklage Euch... Victorin liebte Euch... es war ein würdiger Sohn! ich liebte ihn auch. Mein Bart ist grau, und ich hatte ein Wohlgefallen daran, unter diesem jungen Mann zu dienen. Ich fühlte es, daß er mein Heerführer; er war der erste Feldherr unserer Zeit... Keiner von uns wird ihn ersetzen; er hatte nur zwei Laster: die Neigung für den Wein und besonders seine Pest der Unzucht; ich habe ihn oft viel hierüber ausgescholten... und ich hatte Recht, wie Ihr seht... Doch, nun ist er nicht mehr auszuschelten... Es war im Grunde ein braves Herz! ja, ah! ja, ein braves Herz... Ich kann Euch nicht mehr sagen, Victoria; wozu soll es überdies nützen? man tröstet eine Mutter nicht... Haltet mich nicht für unempfindlich, weil ich nicht weine... man weint, wenn man kann; ich versichere Euch aber, daß ich Euch beklage, daß ich Euch aus dem Grunde meiner Seele beklage... hätte ich meinen Freund Eustach verloren, ich wäre nicht betrübter, niedergeschlagener gewesen."

Nach diesen Worten wich Mario ein paar Schritte zurück, blickte abermals abwechselnd Victorin und den Leichnam ihres Enkels an und wiederholte:

„Ah! das arme Kind! ah! die arme Mutter!

Beständig bei Victorin knieend, hörte Tetrik nicht auf zu schluchzen und zu seufzen. Ebenso ergußreich, als der des Hauptmann Mario verhalten war, schien sein Schmerz aufrichtig zu sein. Mein Argwohn widerstand indessen dieser Probe, und meine Milchschwester theilte meine Zweifel. Sie strengte sich abermals gewaltig an, um sich zu bewältigen, und sprach:

„Tetrik, höre mich an."

Der Statthalter von Gasconien schien die Stimme seiner Verwandten nicht zu hören."

„Tetrik," wiederholte Victoria, indem sie sich bückte,

um ihren Verwandten bei der Schulter zu berühren, „ich spreche mit Euch, antwortet mir."

„Wer spricht mit mir?" rief der Statthalter mit der Miene eines Irrsinnigen. „Was will man von mir? Wo bin ich?"

Dann schlug er die Augen zu meiner Milchschwester auf und sprach:

„Ihr hier... hier... Victoria?"... Ja, vorhin begleitete ich Euch... ich erinnerte mich dessen nicht mehr... Entschuldigt mich, ich habe den Kopf verloren... Ach! ich bin Vater... ich habe einen Sohn ungefähr vom Alter dieses Unglücklichen; mehr als irgend Jemand muß ich Eure Verzweiflung mitempfinden, Victoria."

„Die Zeit drängt und der Augenblick ist ernst," erwiederte meine Milchschwester mit feierlichem Ton, indem sie einen durchdringenden Blick auf Tetrik heftete, um in der tiefsten Tiefe des Geistes dieses Menschen zu lesen. „Der Schmerz des Einzelnen muß vor dem öffentlichen Interesse schweigen... Es bleibt mir mein ganzes Leben, um meinen Sohn und meinen Enkel zu beweinen... Doch wir haben nur einige Stunden, um an die Wiederersetzung des Oberhauptes von Gallien und des Anführers seines Heeres zu denken."

„Wie!" rief Tetrik, „in einem solchen Augenblick wollt Ihr..."

„Ich will, daß wir, ich, der Hauptmann Mario und Ihr, Tetrik, Ihr, mein Verwandter, Ihr, einer meiner treusten Freunde, Ihr, der Ihr Gallien so sehr ergeben, Ihr, der Ihr so bitter, so aufrichtig Victorin beklagt, daß wir, sage ich, alle Drei in unserer Weisheit suchen, wen wir morgen dem Heere als Nachfolger meines Sohnes vorschlagen müssen."

„Victoria, Ihr seid eine heldenmüthe Frau!" rief Tetrik voll Bewunderung die Hände faltend. „Ihr kommt durch Euren Muth, durch Eure Vaterlandsliebe den erhabensten Frauen gleich, durch die sich die Geschichte der Welt ehrt!"

„Tetrik, was ist Eure Ansicht über den Nachfolger von Victorin? Der Hauptmann Mario und ich werden nach Euch sprechen,“ sagte die Mutter der Lager, ohne daß sie die Lobeserhebungen des Statthalters von Gasconien zu hören schien. „Ja, welchen Mann haltet Ihr für fähig, meinen Sohn . . . zur Ehre und zum Vortheil Galliens zu ersetzen?“

„Wie vermöchte ich Euch meinen Rath zu geben?“ erwiederte Tetrik traurig. „Ich soll Euch rathen über einen so ernsten Gegenstand, während mein Herz gebrochen, meine Vernunft durch den Schmerz gestört ist . . . Das ist nicht möglich.“

„Es ist möglich, da ich hier stehe, hier zwischen dem Leichnam meines Sohnes und dem meines Enkels, und bereit bin, meine Meinung zu sagen.“

„Ihr verlangt es . . . ich werde sprechen, wenn ich zwei Gedanken zusammenzufassen vermag . . . Meiner Ansicht nach müßte man, um Gallien zu regieren, einen weisen, festen, erleuchteten Mann haben, der mehr zum Frieden, als zum Kriege geneigt wäre, jetzt besonders, da wir die Nachbarschaft der Franken nicht mehr zu fürchten haben . . . Dank sei es dem Schwerte dieses jungen Helden, den ich liebte und ewig beklagen werde . . .“

Der Statthalter unterbrach sich, um seinen Thränen abermals den Lauf zu lassen.

„Wir werden später weinen,“ sagte Victoria. „Das Leben ist lang, doch diese Nacht rückt vor.“

Tetrik trocknete seine Thränen und fuhr fort:

„Mir scheint also, daß der Nachfolger von unserem Victorin ein Mann sein muß, der sich besonders durch seinen gesunden Verstand, durch seine feste Vernunft und durch seine lange erprobte Ergebenheit für den Dienst unseres vielgeliebten Vaterlandes empfiehlt. Wenn ich mich nun nicht täusche, so ist der Einzige, der diese vortrefflichen Eigenschaften in sich vereinigt, der Hauptmann Mario hier.“

„Ich!“ rief der Hauptmann, seine ungeheuren

Hände zur Stubendecke emporstreckend, „ich! Oberhaupt Galliens! . . . Der Kummer macht Euch wohl wahnsinnig! . . . Ich! Oberhaupt Galliens! . . .“

„Hauptmann Mario,“ erwiederte mit schmerzlichem Tone Tetrik, „allerdings versetzt der gräßliche Tod von Victorin und seinem unschuldigen Kind mein Herz in Betrübniß und Trostlosigkeit; doch ich glaube in diesem Augenblick nicht als ein Narr, sondern als ein Weiser zu sprechen . . . und Victoria wird meine Ansicht theilen. Ohne des glänzenden militärischen Rufes von unserem ewig beklagten Victorin theilhaftig zu sein, habt Ihr, Hauptmann Mario, das Vertrauen und die Zuneigung unserer Truppen durch Eure guten und zahlreichen Dienste verdient. Früher ein Schmied, habt Ihr den Hammer mit dem Schwerte vertauscht, die Soldaten werden in Euch einen von ihres Gleichen sehen, der durch seine Tapferkeit und ihre freie Wahl ihr Oberhaupt geworden; sie werden Euch um so mehr lieb haben, als sie wissen, daß Ihr, zu hohen Graden gelangt, nie Eure Freundschaft für Euren ehemaligen Amboßkameraden vergaßet.“

„Meinen Freund Eustach vergessen!“ rief Mario, „oh! nie! nie!“

„Eure Sittenstrenge ist bekannt,“ fuhr Tetrik fort, „Euer vortrefflicher Verstand, Eure Rechtschaffenheit, Eure kalte Vernunft, sind, nach meinem dürftigen Urtheil, eine sichere Gewährschaft für Eure Zukunft . . . Ihr verwirklicht den weisen Gedanken von Victoria, zu dieser Stunde sei die Zeit der unfruchtbaren Kriege vorüber, und es sei der Augenblick gekommen, an den fruchtbaren Frieden zu denken. Ein letztes Wort, Hauptmann,“ fügte Tetrik bei, als er sah, daß ihn Mario unterbrechen wollte, „ich muß zugestehen, die Aufgabe ist schwierig, sie muß Eure Bescheidenheit erschrecken; doch diese heldenmüthige Frau, welche in diesem Augenblick ihre mütterliche Verzweiflung vergißt, um nur an das Heil unseres vielgeliebten Vaterlandes zu denken, Victoria wird, ich bin es fest

überzeugt, wenn sie Euch als Nachfolger ihres Sohnes vorschlägt und Eurer Erwählung sicher ist, die Verbindlichkeit übernehmen, Euch durch ihre kostbaren Rathschläge zu unterstützen, wie sie ihrem tapferen Sohn seine besten Entschlüsse eingab . . . Und nun, Hauptmann Mario, wenn meine schwache Stimme von Euch gehört werden kann, beschwöre ich Euch, flehe ich Euch im Namen des Wohles von Gallien an, die Gewalt anzunehmen. Victoria verbindet sich mit mir, um von Euch diese neue Probe Eurer Ergebenheit für unser glorreiches Vaterland zu fordern."

„Tetrik," sprach Mario mit ernstem Tone, „Ihr habt vortrefflich auseinandergesetzt, was für einen Mann wir für die Regierung Galliens haben müßten; bei diesem Gemälde ist nur Eines zu ändern, der Name des Portraits. Statt meines Namens setzt den Eurigen . . . Alles wird gut sein . . . und Alles wird abgethan sein."

„Ich!" rief Tetrik, „ich, Oberhaupt Galliens! ich, der ich in meinem Leben kein Schwert in der Hand gehalten . . .!"

„Victoria hat es gesagt," entgegnete Mario, „die Zeit des Krieges ist vorbei, die Zeit des Friedens ist gekommen; in Kriegszeiten braucht man Männer des Kriegs, in Friedenszeiten Männer des Friedens . . . Ihr gehöret zu diesen . . . an Euch ist es, zu regieren . . . seid Ihr nicht meiner Ansicht, Victoria?"

„Durch die Art, wie er Gasconien regiert, hat Tetrik bewiesen, wie er Gallien regieren würde," antwortete meine Milchschwester, „ich verbinde mich also mit Euch, Hauptmann, um . . . meinen Verwandten, meinen Freund zu bitten, die Stelle meines Sohnes einzunehmen."

„Was sagte ich Euch, Tetrik?" sprach Mario zum Statthalter. „Werdet ihr es nun noch wagen, auszuschlagen?"

„Höret mich, Victoria, höret mich, Mario, höret auch Ihr mich, Scanvoch," sprach der Statthalter,

indem er sich gegen mich umwandte, „ja, auch Ihr höret mich, Ihr, der an diesem Tag nicht minder unglücklich, als die Mutter von Victorin, Ihr, der Ihr im argwöhnischen Mißtrauen Eurer Freundschaft für diese erhabene Frau an mir gezweifelt habt, glaubt Alle an meine Worte ... Ich bin auf immer geschlagen, hier im Herzen durch die Ereignisse dieser schrecklichen Nacht; sie haben uns in der Person unseres unglücklichen Victorin und seines Kindes zugleich die Gegenwart und die Zukunft Galliens geraubt. Um diese Zukunft dadurch zu sichern, zu befestigen, daß ich Victoria aufforderte, den Truppen ihren Enkel als zukünftigen Erben von Victorin vorzuschlagen, war ich, wie sie weiß, nach Mainz gekommen... Meine Hoffnungen sind zerstört ... eine ewige Trauer tritt an ihre Stelle."

Der Statthalter unterbrach sich, um seinen unversiegbaren Thränen freien Lauf zu lassen, und fuhr dann fort:

„Mein Entschluß ist gefaßt ... Ich schlage nicht nur die Gewalt aus, die man mir darbietet, sondern ich verzichte auch auf die Statthalterschaft von Gasconien ... Die wenigen Tage, die mir die Götter noch zu leben gestatten, werden fortan bei meinem Sohn in der Zurückgezogenheit und im Schmerz vergehen. In anderen Zeiten hätte ich dem Lande vielleicht einige Dienste leisten können, doch Alles ist für mich vorbei. Ich werde in meine Einsamkeit weniger grausamen Kummer mitnehmen, wenn ich die Zukunft meines Vaterlandes in Händen weiß, die so würdig sind, wie die Euren, Hauptmann Mario, wenn ich weiß, daß Victoria, der göttliche Geist Galliens, beständig über diesem wachen wird. Nun, Scanvoch," fügte der Statthalter von Gasconien sich an mich wendend bei, „habe ich Euren Argwohn zerstört? Haltet Ihr mich immer noch für ehrgeizig? Meine Sprache, meine Handlungen, sind es die eines Falschen? Ach! ach! ich

dachte nicht, das gräßliche Unglück dieser Nacht würde mir so bald Gelegenheit geben, mich zu rechtfertigen."

„Tetrik, sprach Victoria, ihrem Verwandten die Hand reichend, „hätte ich an Eurer Redlichkeit zweifeln können, so würde ich zu dieser Stunde anerkennen, wie groß mein Irrthum gewesen."

„Ich gestehe, mein Verdacht war nicht begründet," fügte ich bei, „denn nach Allem, was ich gesehen und gehört, war ich, wie Victoria, von der Unschuld ihres Verwandten überzeugt . . . Da ich jedoch beständig an das geheimnißvolle Dunkel dachte, in das die Ereignisse der Nacht gehüllt blieben, sagte ich zu Mario, der, stumm und nachdenkend, über die Anerbietungen, die man ihm machte, ganz bestürzt zu sein schien:

„Hauptmann, gestern, am Tage, bat ich Euch um einen verschwiegenen, sichern Mann, der mich geleiten sollte."

„Das ist wahr."

„Ihr wißt den Namen des von Euch für diesen Dienst bezeichneten Soldaten?"

„Ich habe ihn nicht ausgewählt und weiß seinen Namen nicht."

„Wer hat denn diese Wahl getroffen?" fragte Victoria.

„Mein Freund Eustach kennt jeden Soldaten besser als ich; ich habe ihn beauftragt, mir einen sichern Mann zu finden und ihm den Befehl zu ertheilen, sich bei Einbruch der Nacht an das Thor der Stadt zu begeben, wo er auf den Reiter zu warten habe, den er begleiten müsse."

„Und seitdem habt Ihr Euern Freund Eustach nicht mehr gesehen!" sagte ich zum Hauptmann.

„Nein; er ist seit gestern Abend auf der Wache bei den Vorposten des Lagers und wird von diesem Dienst erst am Morgen abgelöst werden."

„Man wird durch diesen Mann wenigstens den Namen des Reiters, der Scanvoch begleitete, erfahren können," sprach Victoria. „Tetrik, ich werde Euch später

sagen, welches Gewicht ich darauf lege, hierüber Auskunft zu erhalten, und Ihr sollt mir rathen."

„Ihr werdet mich entschuldigen, Victoria, wenn ich mich Eurem Wunsche nicht füge," erwiederte seufzend der Statthalter. „In einer Stunde, bei Tagesanbruch verlasse ich Mainz, der Anblick dieser Orte ist zu grausam für mich . . . Ich habe einen bescheidenen Ruhesitz in Gasconien, dort will ich mein Leben in Gesellschaft meines Sohnes begraben, denn er ist fortan der einzige Trost, der mir bleibt."

„Mein Freund," sprach Victoria im Tone schmerzlichen Vorwurfs. „Ihr werdet mich in einem solchen Augenblick nicht verlassen! Der Anblick dieser Orte sei grausam für Euch, sagt Ihr, und für mich... werden diese Orte nicht täglich gräßliche Erinnerungen in mir wieder erwecken? dennoch verlasse ich Mainz nicht eher, als bis der Hauptmann Mario meines Rathes nicht mehr bedarf, wenn er mich in den ersten Zeiten seiner Regierung darum fragen zu müssen glaubt."

„Victoria," sprach Mario entschlossen, „während dieser Unterredung, wo man über mich verfügt hat, habe ich nichts gesagt, ich bin wenig Sprecher, und heute Nacht ist mein Herz sehr angeschwollen; ich habe also wenig gesprochen, aber sehr viel nachgedacht. Vernehmt, was ich mir überlegt habe: Ich liebe das Waffenhandwerk; ich weiß die Befehle eines Generals zu vollziehen; ich bin nicht ungeschickt im Befehligen der Truppen, die man mir anvertraut; ich verstehe es, zur Noth einen Angriffsplan zu entwerfen, wie der war, welcher durch Vernichtung des Lagers und der Reserve der Franken den Sieg von Victorin vervollständigt hat . . . Damit sage ich Euch, daß ich mich nicht für alberner halte, als ein Anderer sein mag... und demgemäß habe ich Verstand genug, zu begreifen, daß ich unfähig bin, Gallien zu regieren."

„Hauptmann Mario," erwiederte Tetrik, „ich betheure Victoria, daß diese Aufgabe Eure Kräfte nicht übersteigt, und ich..."

„Oh! was meine Kraft betrifft, sie ist bekannt,“ unterbrach Mario den Statthalter. „Bringt mir einen Ochsen, ich trage ihn auf meinem Rücken oder schmettere ihn mit einem Faustschlag nieder; aber breite Schultern machen nicht das Oberhaupt eines großen Volkes... Nein, nein... ich bin stark, wohl; aber die Last ist zu groß . . . Victoria, beladet mich also nicht mit einem solchen Gewicht, ich würde darunter schwach werden, und Gallien würde wiederum unter meiner Ohnmacht schwach werden. Und dann, wenn ich Alles sagen soll, ich liebe es, nach meinem Dienst nach Hause zurückzukehren, um einen Krug Kräuterbier in Gesellschaft meines Freundes Eustach zu leeren, wobei wir von unserem ehemaligen Handwerk als Schmiede plaudern, oder uns damit belustigen, daß wir unsere Waffen blank putzen... So bin ich, Victoria, so bin ich stets gewesen... so will ich bleiben.“

„Und das sind Männer! o Hesus!“ rief Victoria mit Entrüstung. „Ich ein Weib, ich, eine Mutter, habe heute Nacht meinen Sohn und meinen Enkel sterben sehen... ich besitze den Muth, meinen Schmerz zu bewältigen . . . und dieser Soldat, dem man den glorreichsten Posten anbietet, der einen Mann verherrlichen kann, läßt es sich einfallen, mit einer Weigerung zu antworten und schützt dabei seinen Geschmack für das Kräuterbier und das Putzen der Waffen vor!... Oh! wehe! wehe Gallien! wenn es diejenigen, welche es als seine muthigsten Kinder betrachtet, so feig verlassen!“

Die Vorwürfe der Mutter der Lager machten einen lebhaften Eindruck auf den Hauptmann Mario; er neigte mit verwirrter Miene das Haupt und schwieg einige Augenblicke; dann sprach er:

„Victoria, es ist hier nur eine starke Seele, das ist die Eurige... Ihr beschämt mich... Auf denn!“ fügte er mit einem Seufzer bei, „Ihr wollt es... ich nehme an... Doch die Götter sind meine Zeugen... ich nehme aus Schuldigkeit und wider meinen Willen an; begebe

ich Dummheiten als Oberhaupt Galliens, so wird man schlecht ankommen, wenn man mir es vorwirft... Ich nehme also an, Victoria, doch nur unter zwei Bedingungen, ohne welche nichts abgeschlossen sein soll."

„Und diese Bedingungen sind?" fragte Tetrik.

„Erstens: die Mutter der Lager wird fortwährend in Mainz bleiben und mich durch ihre Rathschläge unterstützen... Ich bin in dem Handwerk, das ich treiben soll, so neu, als der Lehrling eines Schmieds, der zum ersten Mal das Eisen in die Gluth legt, und ich befürchte, mir die Finger zu verbrennen."

„Ich habe es versprochen, Mario," sagte meine Milchschwester; „ich werde hier bleiben, so lange meine Gegenwart und meine Rathschläge für Euch nothwendig sind."

„Victoria, wenn sich Euer Geist von mir zurückzöge, wäre ich ein Körper ohne Seele . . . Ich danke Euch auch aus dem Grunde meines Herzens . . . Das Versprechen, das Ihr mir gebt, muß Euch viel kosten, arme Frau. Glaubt übrigens nicht," fügte der Hauptmann Mario mit seiner gewöhnlichen Treuherzigkeit bei, „glaubt nicht, ich sei so einfältig stolz, daß ich mir einbilde, dem guten starken Kriegsstiere, genannt Mario, zu Liebe bringe Victoria die Große das Opfer, ihren Kummer zu vergessen, um ihn zu leiten... Nein, nein, unserem alten Gallien bringt Victoria dieses Opfer, und als guter Sohn bin ich ebenso dankbar für das Wohlwollen, das man meiner alten Mutter spendet, als ob es sich um mich selbst handelte.

„Edel gesprochen und edel gedacht, Mario," sagte Victoria, gerührt von diesen Worten des Hauptmanns; „doch Eure Rechtschaffenheit, Euer gesunder Verstand werden es Euch bald möglich machen, meine Rathschläge zu entbehren, und dann fügte sie mit einem Ausdruck tiefen, verhaltenen Schmerzes bei, „dann kann ich mich, wie Ihr, Tetrik, mit meinem Kummer in einer Einsamkeit begraben."

„Ach!" sagte der Statthalter, „im Frieden weinen

ist der einzige Trost bei unersetzlichen Verlusten. Aber," fügte er, sich an den Hauptmann wendend, bei, „Ihr sprachet von zwei Bedingungen; Victoria nimmt die erste an, was ist die zweite?"

„Oh! die zweite," antwortete der Hauptmann, „die zweite ist für mich ebenso wichtig, als die erste..."

„Nennt sie," rief meine Milchschwester, „erklärt Euch, Mario."

„Ich weiß nicht," erwiederte der gute Hauptmann mit einer naiven, verlegenen Miene, „ich weiß nicht, ob ich Euch etwas von meinem Freunde Eustach gesagt habe!"

„Ja, und zwar mehr als einmal," antwortete Tetrik. „Was hat aber Euer Freund Eustach mit Euren neuen Functionen gemein?"

„Wie!" rief Mario, „Ihr fragt mich, was mein Freund Eustach mit mir gemein habe... so fragt doch, was der Griff des Schwertes mit der Klinge, der Hammer mit seinem Stiele, der Blasebalg mit der Schmiede gemein hat."

„Ihr seid mit einander durch eine alte und enge Freundschaft verbunden, das wissen wir," sagte Victoria. „Wünscht Ihr, Hauptmann, Eurem Freunde irgend eine Gunst zu bewilligen?"

„Ich würde nie einwilligen, mich von ihm zu trennen; er ist nie heiter, er ist immer verdrießlich und zuweilen zänkisch; doch er liebt mich ebenso sehr, als ich ihn liebe, und wir können einander nicht entbehren. Man wird es nun befremdend finden, daß das Oberhaupt Galliens zum vertrauten Freund und Hausgenossen einen Soldaten, einen ehemaligen Schmiedgesellen hat . . . Ich habe Euch aber gesagt, Victoria, wenn ich mich von meinem Freund Eustach trennen soll, so ist nichts abgemacht ... ich schlage die mir angebotene Gewalt aus... Seine Freundschaft allein kann mir die Last erträglich machen."

„Ist Scanvoch, mein Milchbruder, der als einfacher Reiter beim Heere geblieben, nicht mein Freund?"

sagte Victoria. „Niemand wundert sich über eine Freundschaft, die uns Beide ehrt. Ebenso, Hauptmann Mario, wird es bei Eurer Freundschaft für Euren alten Amboßkameraden sein.“

„Und Eure Erhebung, Hauptmann Mario, wird Eure gegenseitige Zuneigung verdoppeln,“ sagte Tetrik; „denn bei seiner zärtlichen Anhänglichkeit an Euch wird sich Euer Freund vielleicht mehr über Eure Erhebung freuen, als Ihr selbst.“

„Ich glaube nicht, daß sich mein Freund Eustach sehr über meine Erhebung freuen wird,“ entgegnete Mario; „Eustach ist entfernt nicht ruhmsüchtig; er liebt in mir seinen alten Amboßkameraden und nicht den Hauptmann; er wird sich wenig um meine neue Würde bekümmern. Nur erinnert Euch stets, Victoria, folgender Worte: Ebenso, wie Ihr mir heute sagt: „„Mario, Ihr seid nothwendig,““ thut Euch, ich beschwöre Euch darum, nie einen Zwang an, mir zu sagen: „„Mario, geht, Ihr nützt nichts mehr; ein Anderer wird die Stelle besser versehen, als Ihr . . .““ Ich werde ein halbes Wort begreifen und sehr leicht Arm in Arm mit meinem Freund Eustach zu unserem Krug Kräuterbier und zu unsern Rüstungen zurückkehren; doch so lange Ihr mir sagt: „„Mario, man bedarf Eurer,““ werde ich Oberhaupt Galliens bleiben,“ und er unterdrückte einen Seufzer, „da ich einmal Oberhaupt bin.“

„Und das werdet Ihr lange bleiben zum Ruhme Galliens,“ sprach Tetrik. „Glaubt mir, Hauptmann, Ihr kennt Euch selbst nicht, Eure Bescheidenheit verblendet Euch; doch diesen Morgen, wenn Euch Victoria zum Oberhaupt und Feldherrn vorschlägt, wird Euch der Zuruf des ganzen Heeres über Eure Verdienste belehren.“

„Der am meisten über meine Verdienste Erstaunte werde ich sein,“ erwiederte naiv der gute Hauptmann. „Doch ich habe versprochen, und das ist versprochen... rechnet auf mich, Victoria, Ihr habt mein Wort . . . Ich entferne mich und will nun auf meinen Freund

Eustach warten... Der Morgen graut, er wird von den Vorposten zurückkommen, wo er seit gestern auf der Wache ist, und er wäre besorgt, wenn er mich nicht sogleich träfe."

„Hauptmann," sagte ich, „vergeßt nicht, Euren Freund nach dem Namen des Soldaten zu fragen, den er, um mich zu begleiten, ausgewählt hatte."

„Ich werde daran denken, Scanvoch."

„Werdet Ihr nicht wenigstens so lange in Mainz bleiben, bis die Asche meiner zwei Kinder der Erde zurückgegeben ist?" sagte Victoria zum Statthalter. „Werdet Ihr diese Ehrenbezeugung denjenigen nicht bewilligen, welche uns in die unbekannten Welten vorangegangen sind, wo wir sie einst wiederfinden? ... Hesus gebe, daß dieser Tag bald für mich kommt."

„Ah! unser druidischer Glaube wird stets der Trost der starken Seelen und die Stütze der Schwachen sein," erwiederte Tetrik. „Ach! ohne den Trost, mit denjenigen, welche wir geliebt haben, wieder zusammen zu kommen, wie viel schrecklicher wäre uns ihr Tod! Glaubt mir, Victoria, ich werde vor Euch die, welche wir beweinen, wiedersehen, und nach Eurem Wunsche werde ich ihnen heute vor meiner Abreise eine letzte religiöse Ehrerbietung darbringen."

Tetrik und der Hauptmann Mario ließen uns, Victoria, Sampso und mich allein.

Wir thaten unseren Thränen keinen Zwang mehr an und schmückten Ellen in einer frommen, stummen Sammlung des Geistes mit ihren Hochzeitgewändern, während Du in Deiner Wiege schlummertest, mein Kind.

Um sich mit den wichtigsten Interessen Galliens zu beschäftigen, hatte Victoria ihren Schmerz verhalten; nach dem Abgang von Tetrik und Mario ließ sie ihm freien Lauf; sie wollte selbst die Wunden ihres Sohnes und ihres Enkels waschen, und mit ihren mütterlichen Händen hüllte sie ihre Kinder in ein und dasselbe Todtentuch. Zwei Scheiterhaufen wurden am Ufer des

Rheins errichtet, der eine bestimmt für Victorin und seinen Sohn, der andere für meine Frau, Ellen.

Gegen Mittag fuhren zwei Kriegswagen, bedeckt mit Blätterwerk und begleitet von mehreren von unsern Druiden und unseren verehrten Druidinnen nach meinem Hause. In einen Wagen legte man den Leichnam meiner Frau, in den andern die Ueberreste von Victorin und seinem Sohn.

„Scanvoch," sagte Victoria zu mir, „ich werde zu Fuß dem Wagen folgen, auf dem Deine vielgeliebte Frau ruht. Sei barmherzig, mein Bruder, folge dem Wagen, auf dem die Ueberreste meines Sohnes und meines Enkels ruhen. Vor den Augen Aller wirst Du, der beleidigte Gatte, dem Gedächtniß von Victorin verzeihen. Und auch ich werde Dir vor Aller Augen, als Mutter, den leider nur zu sehr verdienten Tod meines Sohnes verzeihen."

Ich begriff, was Rührendes in diesen gegenseitigen Gedanken der Barmherzigkeit und der Verzeihung lag... Der Wunsch meiner Milchschwester ist erfüllt worden... Eine Deputation von den Legionen und Cohorten begleitete den Leichenzug . . . Ich folgte mit Victoria, Sampso, Tetrik und Mario... Die vornehmsten Officiere des Lagers schlossen sich uns an . . . Wir gingen unter einem düstern Stillschweigen . . . Als das erste Aufbrausen gegen Victorin vorüber war, erinnerte sich das Heer seiner Tapferkeit, seiner Güte, seiner Offenherzigkeit; Alle, da sie mich, das Opfer einer Beschimpfung, die mich das Leben von Ellen kostete, Victorin ein solches Pfand der Verzeihung dadurch, daß ich seinem Leichenwagen folgte, geben sahen, Alle, als sie Victoria dem Wagen, auf dem Ellen ruhte, folgen sahen, hatten nur noch Worte der Vergebung und des Mitleids für das Andenken des jungen Heerführers.

Der Leichenzug näherte sich dem Ufer des Rheins, wo sich die Scheiterhaufen erhoben, als Douarnek, der an der Spitze einer Deputation der Cohorten marschirte,

einen Augenblick des Anhaltens benützend, auf mich zutrat und traurig zu mir sagte:

„Scanvoch, ich beklage Dich . . . Gib Victoria, Deiner Schwester, die Versicherung, daß wir Soldaten uns nur noch der Tapferkeit ihres Sohnes erinnern... Er ist ja so lange unser vielgeliebter Sohn gewesen... Oh! warum hat er die offenherzigen, vernünftigen Worte verachtet, die ich im Namen unseres Heeres am Abend der großen Schlacht am Rhein zu ihm gesprochen! Hätte sich Victorin, unseren Rath befolgend, gebessert, wäre so viel Unglück nicht geschehen!“

„Was Du mir da sagst, wird Victoria in ihrem Schmerze trösten,“ antwortete ich Douarnek. „Aber weißt Du, was aus dem mit einer Kasake mit Capuze bekleideten Soldaten geworden ist, der die Grausamkeit gehabt hat, den Enkel von Victoria zu tödten?“

„Weder ich, noch diejenigen, welche mich in dem Augenblick, wo das Verbrechen begangen wurde, umgaben, konnten diesen Schurken einholen, den die fränkischen Schinder nicht verleugnen würden; er ist uns, durch den Tumult und die Finsterniß begünstigt, entkommen, und wird sich nach den Vorposten zu geflüchtet haben, wo er, den Göttern sei es gedankt, den Lohn für seine Frevelthat empfangen hat.“

„Er ist todt.“

„Du kennst vielleicht Eustach, den ehemaligen Schmied, den Freund des braven Hauptmann Mario?“

„Ja.“

„Er war heute Nacht auf der Wache bei den Vorposten. Es scheint, Eustach hat eine Liebschaft in der Stadt... Verzeih! Scanvoch, daß ich von solchen Dingen in einem so traurigen Augenblick spreche, doch Du fragst mich, und ich antworte.“

„Fahre fort, Freund Douarnek.“

„Statt auf seinem Posten zu bleiben, hat Eustach, trotz des Verbots, einen Theil der Nacht in Mainz ...gebracht. Er kam eine Stunde vor Tagesanbruch ...ück, in der Hoffnung, wie er mir gesagt, man werde

seine Abwesenheit nicht bemerkt haben: da traf er, unfern von den Posten, am Ufer des Rheins, den Mann mit der Kasake, keuchend und fliehend. „„Wohin läufst Du so?““ fragte er ihn. „„Diese Tölpel verfolgen mich, weil ich dem Enkel von Victoria die Hirnschale auf den Kieselsteinen zerschmettert habe,““ antwortete der Andere; „„sie wollen mich tödten.““ „„Das ist Gerechtigkeit, denn Du verdienst den Tod,““ rief Eustach entrüstet; und er durchbohrte mit seinem Schwert den schändlichen Mörder. Diesen Morgen hat man auf dem Sande seinen mit der Kasake bedeckten Leichnam gefunden.“

Der Tod dieses Soldaten zerstörte meine letzte Hoffnung, das Geheimniß zu entdecken, mit dem diese traurige Nacht umhüllt war.

Die Ueberreste von Ellen, von Victorin und von seinem Sohne wurden, unter dem Gesange der Barden und Druiden, auf die Scheiterhaufen gelegt... Eine ungeheure Flamme schlug zum Himmel auf und als die Gesänge aufhörten, sah man nichts mehr, als ein wenig Staub...

Die Asche von Victorin und seinem Sohn wurde frommer Weise von Victoria in einer ehernen Urne gesammelt; diese stellte man auf ein marmornes Grabmal mit der einfachen, rührenden Inschrift:

Hier ruhen die beiden Victorin!

Am Abend des Tages, wo die zwei ungarischen Zigeunerinnen verschwunden waren, verließ Tetrik Mainz, nachdem er von Victoria einen äußerst rührenden Abschied genommen hatte. Von der Mutter der Lager den Truppen vorgeschlagen, wurde der Hauptmann Mario zum Oberhaupte Galliens und zum Heerführer ausgerufen. Diese Wahl hatte nichts Ueberraschendes, auch mußte er, vorgeschlagen von Victoria, deren Einfluß seit dem Tode ihres Sohnes und ihres Enkels gleichsam sich vermehrt hatte, angenommen werden. Die Tapferkeit, der Verstand, die Weisheit von Mario, den die Soldaten ungemein liebten, waren

überdies längst bekannt. Nachdem er durch allgemeinen Zuruf erwählt worden, sprach der neue Heerführer folgende Worte, die ich später von einem gleichzeitigen Schriftsteller wiederholt gesehen habe:

„Kameraden, ich weiß, daß man mir das Handwerk vorwerfen kann, das ich in meiner Jugend getrieben habe: es tadle mich, wer will; ja, man werfe mir vor, so lange man will, daß ich Schmied gewesen, wenn mir nur der Feind anerkennt, daß ich zu seinem Untergang geschmiedet habe; doch Ihr, meine Kameraden, vergeßt nie, daß derjenige, welchen Ihr zum Oberhaupte gewählt, nie etwas Anderes verstanden hat, noch verstehen wird, als das Schwert zu halten."

. . . .

Mit einem seltenen Verstand, mit einem redlichen und festen Geiste begabt, beständig bei Victoria sich Raths erholend, regierte Mario weise und erwarb sich die Anhänglichkeit des Heeres, bis zu dem Tag, wo er zwei Monate nach seiner Erwählung das Opfer eines greulichen Verbrechens wurde. Ich muß Dir die Umstände dieses Verbrechens erzählen, mein Kind, denn sie stehen mit dem blutigen Gewebe in Verbindung, das eines Tages alle diejenigen, welche ich liebte und verehrte, umhüllen sollte.

Es waren also zwei Monate vergangen, seit der unseligen Nacht, in der meine Frau Ellen, Victorin und ihr Sohn das Leben verloren hatten. Der Aufenthalt in meinem Hause war mir unerträglich geworden; zu grausame Erinnerungen verknüpften sich damit. Victoria bat mich, mit Sampso, die Dir als Mutter diente, bei ihr zu wohnen.

„Ich bin nun allein auf der Welt, und getrennt von meinem Sohn und meinem Enkel bis an das Ende meiner Tage," sagte meine Milchschwester zu mir; „Du weißt es, Scanvoch, alle Neigungen meines Lebens drängten sich auf diesen meinem Herzen so theuren Wesen zusammen; laß mich nicht allein... Du, Dein

Sohn und Sampso, kommt und wohnt bei mir, Ihr werdet mir die Last meines Kummers tragen helfen."

Anfangs zögerte ich, den Vorschlag von Victoria anzunehmen; durch ein gräßliches Verhängniß hatte ich ihren Sohn getödtet; sie wußte allerdings, daß ich, trotz der Größe der Beschimpfung von Victorin, sein Leben, hätte ich ihn erkannt, geschont haben würde; sie kannte, sie sah den Kummer, den mir diese unwillkührliche und dennoch gerechte Tödtung verursachte... aber ich hatte... eine gräßliche Erinnerung für sie... am Ende doch ihren Sohn getödtet, und ich fürchtete, trotz ihres Verlangens, mich bei sich zu haben, trotz der Stärke und Billigkeit ihrer Seele, würde ihr meine im ersten Augenblick ihres Schmerzes gewünschte Gegenwart bald grausam und zur Last sein; ich mußte indessen den dringenden Bitten von Victoria nachgeben, und später sagte Sampso oft zu mir:

„Ach! Scanvoch, wenn ich Euch unabläßig so zärtlich von Victorin mit seiner Mutter sprechen höre, die ihrerseits mit Euch von Ellen, meiner armen Schwester, in so rührenden Ausdrücken spricht, so begreife und bewundere ich, wie alle diejenigen, welche Euch kennen, was mir Anfangs unmöglich geschienen hat, die Vereinigung von Euch Beiden, die Ihr diese Opfer des Verhängnisses überlebt habt."

Wenn Victoria ihren Schmerz überwand, um sich mit mir über die Interessen des Landes zu besprechen, spendete sie sich Beifall, daß sie den Hauptmann Mario hatte bestimmen können, den hohen Posten anzunehmen, dessen er sich immer würdiger zeigte; sie schrieb wiederholt in diesem Sinn an Tetrik. Er hatte die Statthalterschaft der Provinz Gasconien niedergelegt, um sich mit seinem Sohne, der damals ungefähr zwanzig Jahre alt, in ein Haus zurückzuziehen, das er bei Bordeaux besaß, und suchte in der Poesie, wie er sagte, eine Art von Zerstreuung von dem Kummer, den ihm der Tod von Victorin und seinem Sohn verursachte. Er hatte Verse über diese grausamen Ereignisse gedich-

tet; man konnte in der That nichts Rührenderes finden, als eine von Tetrik über diesen Gegenstand unter dem Titel: Die beiden Victorin geschriebene und an Victoria überschickte Ode. Die Briefe, die er während der ersten zwei Monate der Regierung von Mario an meine Milchschwester schrieb, trugen auch das Gepräge einer tiefen Traurigkeit an sich; sie drückten auf eine zugleich so einfache, und so zarte, so rührende Weise seine Anhänglichkeit und seinen Kummer aus, daß die Zuneigung von Victoria für ihren Verwandten von Tag zu Tag zunahm. Ich selbst theilte das blinde Vertrauen, das sie zu ihm hegte, und vergaß so meinen zweimal gegen Tetrik erregten Verdacht, einen Verdacht, der übrigens von der Antwort von Eustach, den ich über jenen Soldaten, meinen Reisegefährten und den Urheber der Ermordung des Enkels von Victoria befragte, hatte fallen müssen.

„Vom Hauptmann Mario beauftragt, ihm für Euer Geleite, einen sichern Mann zu bezeichnen," hatte er mir geantwortet, „wählte ich einen Reiter, Namens Bertal; er erhielt den Befehl, Euch beim Thor von Mainz zu erwarten. Sobald es Nacht geworden, verließ ich, trotz des Verbots, den Vorposten des Lagers, um mich insgeheim nach der Stadt zu begeben. Ich wandte mich dahin und begegnete am Ufer des Flusses dem Soldaten zu Pferde; er wollte zu Euch reiten; ich bat ihn, unser Zusammentreffen zu verschweigen, sollte er unter Weges einen Kameraden finden; er versprach, zu schweigen, und ich verließ ihn. Als ich am andern Tag von Mainz zurückkehrend, wo ich einen Theil der Nacht zugebracht hatte, am Fluß hinging, sah ich Bertal auf mich zu laufen; er war zu Fuß und entfloh wie von Sinnen vor der gerechten Wuth unserer Kameraden. Ich erfuhr von ihm selbst das gräßliche Verbrechen, dessen er sich zu rühmen wagte, und tödtete ihn . . . Das ist Alles, was ich von diesem Elenden weiß..."

Weit entfernt, sich aufzuklären, verdunkelte sich

noch das Geheimniß, das diese unheilvolle Nacht umhüllte. Die Zigeunerinnen waren verschwunden und alle Erkundigungen, die man über Bertal, meinen Reisegefährten, und später den Urheber eines entsetzlichen Verbrechens, der Ermordung eines Kindes, einzog, stimmten darin überein, daß sie diesen Mann als einen braven, redlichen Soldaten schilderten, welcher unfähig der entsetzlichen Handlung, der man ihn beschüchtigte, und die man sich nur durch die Trunkenheit oder einen Wuthanfall erklären kann.

Mario regierte also, wie ich Dir gesagt habe, mein Kind, seit zwei Monaten Gallien zur allgemeinen Zufriedenheit. Eines Abends, kurz vor Sonnenuntergang, ging ich, in der Hoffnung, mich ein wenig von meinem Kummer zu zerstreuen, in einem Walde, unfern von Mainz, spazieren. Ich schlenderte lange, Stille und Dunkelheit suchend, maschinenmäßig vor mich hin und vertiefte mich immer mehr in den Wald, als ich an einen Gegenstand, den ich nicht bemerkt hatte, stieß, strauchelte und so meiner traurigen Träumerei entzogen wurde... Ich sah zu meinen Füßen einen Helm, dessen Visir und Sturmband gleichmäßig aufgeschlagen waren, und erkannte bald den Helm von Mario, denn nur der seinige hatte diese eigenthümliche Form. Bei der Helle der letzten Sonnenstrahlen, welche schwer durch das Blätterwerk drangen, untersuchte ich aufmerksamer den Boden und bemerkte auf dem Grase Blutspuren, denen ich sogleich folgte; sie führten mich zu einem dichten Gebüsche, in das ich eintrat.

Hier auf Baumzweigen ausgestreckt, die durch seinen Fall abgebrochen waren, sah ich Mario mit entblößtem Haupte und in seinem Blute gebadet. Ich hielt ihn für ohnmächtig, doch ich täuschte mich; indem ich mich zu ihm hinabbückte, um ihn aufzuheben und ihm Beistand zu leisten, begegnete ich seinem starren, noch ziemlich klaren, obschon ein wenig durch das Herannahen des Todes getrübten Blick.

„Gehe!" sagte er zornig und mit gepreßter Stimme

zu mir. „Ich schleppe mich hieher, um ruhig zu sterben, und werde sogar in diesem Gehölze aufgetrieben... Gehe, Scanvoch, laß mich . . ."

„Dich verlassen!" rief ich, indem ich ihn ganz erstaunt anschaute, da ich ihn seine beiden gekreuzten Hände etwas unter dem Herzen auf seine von Blut geröthete Saie drücken sah, — „Dich verlassen, während Dein Blut Deine Kleider überströmt und Deine Wunde vielleicht tödtlich ist..."

„Oh! vielleicht," erwiederte Mario mit einem höhnischen Lächeln, „sie ist, den Göttern sei es gedankt, ganz und gar tödtlich!"

„Ich laufe nach der Stadt," rief ich, ohne die Entfernung zu berücksichtigen, die ich in meinem Kummer vertieft, durchwandert hatte. „Ich kehre zurück und hole Hülfe."

„Ha! ha! ha! nach der Stadt laufen, und wir sind zwei Meilen davon entfernt," entgegnete Mario mit einem neuen schmerzlichen Gelächter. „Ich fürchte Deine Hülfe nicht, Scanvoch, denn ich werde, ehe eine Viertelstunde vergeht, todt sein... Doch in des Himmels Namen! wer hat Dich hierher geführt? gehe..."

„Du willst sterben... Du hast Dich also selbst mit Deinem Schwerte verwundet."

„Du hast es gesagt."

„Nein, Du täuschest mich... Dein Schwert liegt an Deiner Seite... in seiner Scheide..."

„Was kümmert das Dich? gehe."

„Du bist von einem Mörder verwundet worden," während ich rasch ein noch blutiges Schwert aufhob, das ich in geringer Entfernung erblickt hatte. „Das ist die Waffe, der man sich gegen Dich bedient hat."

„Ich habe mich in redlichem Kampfe geschlagen... laß mich."

„Du hast Dich nicht geschlagen, Du hast Dich nicht selbst verwundet. Ich wiederhole Dir, Dein Schwert liegt an Deiner Seite in seiner Scheide . . . Nein, nein, Du bist unter den Streichen eines feigen

Mörders gefallen... Mario, laß mich Deine Wunde untersuchen; jeder Soldat ist ein wenig Arzt ... es würde vielleicht genügen, das Blut zu stillen."

„Das Blut stillen!" rief Mario, indem er mir einen wüthenden Blick zuschleuderte... „Komm doch ein wenig und versuche es, mein Blut zu stillen ... Du wirst sehen, wie ich Dich empfange."

„Ich werde es versuchen, Dich zu retten," sagte ich, „und zwar wider Deinen Willen, wenn es sein muß."

So sprechend, näherte ich mich Mario, der immer noch auf dem Rücken ausgestreckt lag; doch in dem Augenblick, wo ich mich zu ihm niederbückte, zog er seine beiden Kniee gegen seinen Bauch zurück; dann stieß er mich mit beiden Füßen so heftig auf die Brust, daß ich auf das Gras niedergeworfen wurde, so gewaltig war noch die Stärke dieses verscheidenden Hercules.

„Wirst Du mir abermals wider meinen Willen beistehen wollen?" sagte Mario zu mir, während ich mich, nicht aufgebracht, sondern trostlos über seine Brutalität wieder erhob, denn hätte ich in diesem traurigen Streite die Oberhand bekommen, so mußte ich darauf verzichten, Mario Hülfe zu leisten."

„Stirb also, da Du es willst," sagte ich zu ihm; „stirb also, da Du vergissest, daß Gallien Deiner Dienste bedarf; doch Dein Tod wird gerächt werden, man wird den Namen Deines Mörders entdecken."

„Es ist kein Mörder gewesen, ich habe mich selbst verwundet."

„Dieses Schwert gehört Jemand," sagte ich, indem ich die Waffe, die ich hatte fallen lassen, abermals aufhob und aufmerksamer betrachtete; ich glaubte durch das Blut, mit dem es bedeckt war, einige in die Klinge eingegrabene Buchstaben zu sehen; um Sicherheit zu erlangen, wischte ich es mit Baumblättern ab; da rief Mario:

„Wirst Du dieses Schwert lassen... reibe nicht so an der Klinge dieses Schwertes... Ach! es fehlen mir die Kräfte, um aufzustehen und die Waffe Deinen Hän-

den zu entreißen... Fluch über Dir, der Du so meine letzten Augenblicke störst... Ah! der Teufel schickt Dich!"

„Die Götter schickten mich," rief ich, von einem Entsetzen ergriffen. „Hesus schickt mich zu Bestrafung des gräßlichsten der Verbrechen... Ein Freund! seinen Freund tödten!"

„Du lügst... Du lügst..."

„Eustach hat Dich geschlagen!"

„Du lügst!... Oh! warum muß ich so ohnmächtig sein... ich würde diese Worte in Deiner verfluchten Gurgel ersticken!"

„Du bist mit diesem Schwerte, der Gabe Deiner Freundschaft an den schändlichen Mörder, geschlagen worden."

„Das ist falsch!"

„Mario hat dieses Schwert für seinen theuren Freund Eustach geschmiedet! Das sind die in die Klinge dieser Waffe eingegrabenen Worte," sagte ich, indem ich mit dem Finger auf die Inschrift deutete.

„Diese Inschrkft beweist nichts," rief Mario voll Angst. „Derjenige, welcher mich geschlagen, hat das Schwert meinem Freunde Eustach gestohlen."

„Du entschuldigst noch diesen Menschen... Ah! es wird keine Strafe grausam genug für Deinen Mörder sein."

„Höre, Scanvoch," sprach Mario mit schwacher, flehender Stimme, „ich bin im Begriff, zu sterben, man schlägt der Bitte eines Sterbenden nichts ab."

„Oh! sprich, guter, braver Soldat... Sprich, da mich zum Unglück Galliens das Verhängniß abhält, Dir Hülfe zu leisten... ich werde Deinen letzten Willen vollstrecken."

„Scanvoch, der Schwur, den man sich unter Soldaten im Augenblick des Todes leistet, ist heilig, nicht wahr?"

„Ja."

„Schwöre mir, Niemand zu sagen, daß Du hier das Schwert meines Freundes Eustach gefunden hast."

„Du, sein Opfer, Du willst ihn retten?

„Versprich mir, was ich von Dir fordere."

„Dieses Ungeheuer der verdienten Strafe entreißen... nie."

„Scanvoch, ich flehe Dich an."

„Nie..."

„Sei also verflucht, Du, der Du Nein sagst auf die Bitte eines Sterbenden, auf die Bitte eines alten Soldaten, der weint ... denn Du siehst es... ist es Schwäche, Todeskampf ... ich weiß nicht; doch ich weine..."

Und es flossen schwere Thränen über sein schon leichenbleiches Antlitz.

„Guter Mario! Deine Milde thut mir herzlich weh... Du flehst um Begnadigung Deines Mörders!"

„Wer würde sich jetzt um diesen Unglücklichen bekümmern, wenn nicht ich," antwortete er mit einem Ausdruck unaussprechlichen Mitleids.

„Oh! Mario, diese Worte sind würdig des jungen Mannes aus Nazareth, den meine Ahnfrau Genovefa in Jerusalem hat sterben sehen!"

„Freund Scanvoch, ich danke Dir... Du wirst nichts sagen... ich zähle auf Dein Versprechen."

„Nein! nein! Deine himmlische Barmherzigkeit macht das Verbrechen noch gräßlicher. Kein Mitleid für das Ungeheuer, das seinen Freund getödtet ... einen Freund, wie Du gewesen."

„So gehe!" murmelte Mario schluchzend; „Du bist es, der meine letzten Augenblicke entsetzlich macht! Eustach hat nur meinen Leib getödtet, Du folterst, ohne Mitleid gegen meinen Todeskampf, meine Seele. Gehe!..."

„Deine Verzweiflung zerreißt mir das Herz, und dennoch, höre mich... Alles sagt mir, es sei nicht allein der Freund, der alte Freund, den dieser Mörder in Dir geschlagen...

„Seit dreiundzwanzig Jahren hatten wir uns, Eustach und ich, nie verlassen," sprach seufzend der gute Mario. „Freunde seit dreiundzwanzig Jahren!..."

„Nein, es ist nicht nur der Freund, den dieses

Ungeheuer in Dir geschlagen hat, es ist auch und besonders vielleicht das Oberhaupt Galliens, der Heerführer. Die geheimnißvolle Ursache dieses Verbrechens ist vielleicht von großer Wichtigkeit für die Zukunft Galliens... sie muß aufgesucht, entdeckt werden."

„Scanvoch, Du kennst Eustach nicht... er bekümmerte sich, bei meiner Treue, nichts darum, ob ich Oberhaupt und Heerführer Galliens war oder nicht mehr!... Und dann, was macht das mir... zu dieser Stunde, wo ich hingehe, um anderswo zu leben. Nur gewähre mir meine letzte Bitte... zeige meinen Freund Eustach nicht an."

„Gut... ich werde das Geheimniß bewahren, doch unter einer Bedingung."

„Sprich geschwinde."

„Du wirst mir mittheilen, wie dieses Verbrechen begangen worden ist."

„Hast Du wohl das Herz, so zu feilschen... die Ruhe einem... Sterbenden."

„Es handelt sich vielleicht um das Wohl Galliens," sage ich Dir! Alles läßt mich vermuthen, Dein Tod stehe mit einem höllischen Gewebe, dessen erste Opfer Victorin und sein Sohn gewesen sind, in Verbindung... Darum sind die Umstände, die ich von Dir wissen will, so wichtig."

„Scanvoch, noch so eben unterschied ich Dein Gesicht... die Farbe Deiner Kleider... nun sehe ich nur noch... eine unbestimmte Form vor mir... Beeile Dich... beeile Dich..."

„Antworte... Wie ist das Verbrechen begangen worden... und bei Hesus! ich schwöre Dir, das Geheimniß zu bewahren... wenn nicht... nein."

„Scanvoch..."

„Noch ein Wort... kannte Eustach Tetrik?"

„Nie hat Eustach nur ein Wort mit ihm gesprochen."

„Bist Du dessen sicher?"

„Eustach hat es mir gesagt... er hegte sogar,

ohne zu wissen warum, Widerwillen gegen den Statthalter... Das hat mich nicht gewundert . . . Eustach liebte nur mich."

„Er... und er hat Dich getödtet! . . . sprich, und ich schwöre Dir bei Jesus! ich bewahre das Geheimniß... wenn nicht, nein."

„Ich werde sprechen ... doch Dein Stillschweigen über diese Sache genügt mir nicht. Zwanzigmal habe ich meinem Freund Eustach vorgeschlagen, meine Börse mit ihm zu theilen . . . er erwiederte mein Anerbieten mit Beleidigungen... Ah! das ist keine käufliche Seele... er hat kein Geld... nie wird er fliehen können!"

„Ich werde seine Flucht begünstigen... ich werde mich beeilen, das Lager und die Stadt von einem solchen Ungeheuer zu befreien."

„Ein Ungeheuer!" murmelte Mario mit dem Ton schmerzlichen Vorwurfs. „Du hast nur dieses Wort im Mund . . . ein Ungeheuer!"

„Wie und aus welcher Veranlassung hat er Dich geschlagen?"

„Seitdem ich zum Oberhaupte ausgerufen worden bin, war . . ."

Doch sich unterbrechend, fügte Mario bei:

„Du schwörst mir, die Flucht von Eustach zu begünstigen?"

„Bei Jesus, ich schwöre es Dir! Doch vollende..."

„Seitdem man mich zum Oberhaupte Galliens und zum Heerführer ausgerufen (oh! wie Recht hatte ich, diese Pest der Erhebung auszuschlagen, das war sicherlich eine Ahnung), war mein Freund Eustach noch mürrischer, noch zänkischer geworden, als gewöhnlich... die arme Seele befürchtete, meine Erhebung würde mich stolz machen . . ."

Dann unterbrach sich Mario abermals und sagte, mit den Händen in der Luft umherfahrend:

„Scanvoch, wo bist Du?"

„Hier," antwortete ich, indem ich seine schon kalten Hände in den meinigen drückte. „Ich bin hier bei Dir."

„Ich sehe Dich nicht mehr . . .“ sagte er mit seiner jeden Augenblick schwächer werdenden Stimme. „Hebe mich auf und lehne mich mit dem Rücken an einen Baum an . . . das Herz dreht sich mir . . . ich ersticke.“

Ich that, nicht ohne Mühe, was Mario von mir forderte, so gewichtig war sein herculischer Körper; es gelang mir, ihn an einen Baum anzulehnen ... Dann fuhr er mit immer mehr abnehmender Stimme fort:

„Je mehr die verdrießliche Laune meines Freundes Eustach zunahm, desto mehr war ich bemüht, noch freundlicher als zuvor gegen ihn zu sein . . . Ich begriff sein Mißtrauen . . . schon als ich Hauptmaan war, konnte er er sich nicht daran gewöhnen, mich als alten Amboßkameraden zu behandeln . . . Als ich Feldherr und Oberhaupt geworden war, hielt er mich für einen Potentaten . . . er zeigte sich also immer mürrischer und finsterer. Fest überzeugt, daß ich ihn nicht minder liebte, lachte ich im Gegentheil, ich lachte mit heiterem Herzen über seine Brummereien . . . ich lachte, das war nun Unrecht von mir, denn er litt. Heute endlich sagte er zu mir: „„Mario, wir sind schon lange nicht mehr mit einander spazieren gegangen; komm in den Wald vor der Stadt.““ Ich hatte mit Victoria zu reden; doch in der Furcht, meinen Freund Eustach zu ärgern, schrieb ich an die Mutter der Lager, um mich zu entschuldigen . . . dann gingen wir Arm in Arm mit einander weg. Das erinnerte mich an unsere Gänge als Schmidlehrlinge in den Wald von Chartres, wohin wir uns begaben, um Nester von Buntspechten auszunehmen . . . Ich war ganz zufrieden und trotz meines grauen Bartes und da uns Niemand sah, machte ich alle mögliche Possen, um Eustach zu entrunzeln: ich ahmte, wie in unserer Jugendzeit, das Geschrei der Buntspechte nach, indem ich auf ein zwischen meine Lippen gelegtes Blatt blies, und was dergleichen Possen sind, denn . . . es ist sonderbar . . . nie war ich heiterer gewesen, als heute . . . Eustach

entrunzelte sich, im Gegentheil, nicht . . . Wir waren ein paar Schritte von hier, er hinter mir . . . er ruft mich, ich wende mich um und Du wirst sehen, Scanvoch, es ist nicht Bosheit von ihm gewesen, sondern Tollheit . . . reine Tollheit . . . In dem Augenblick, wo ich mich umwende, stürzt er mit dem Schwerte in der Hand auf mich los, bohrt es mir in die Seite und ruft: „„Erkennst Du dieses Schwert? Du, der Du es geschmiedet!““ Ich gestehe, sehr erstaunt falle ich unter dem Streich und sage zu meinem Freund Eustach: „„Was hast Du? . . . man erklärt sich wenigstens . . . habe ich Dich, ohne es zu wollen, betrübt?““ Doch ich sprach zu den Bäumen . . . Der arme Narr war verschwunden . . . nachdem er sein Schwert bei mir zurückgelassen . . . ein weiteres Zeichen von Tollheit . . . da diese Waffe . . . bemerke dieß wohl, Scanvoch . . . da diese Waffe auf ihrer Klinge sagte: Dieses Schwert ist von Mario . . . für . . . seinen theuren Freund Eustach . . . geschmiedet worden.

Dies sind die letzten verständlichen Worte des guten, braven Soldaten gewesen. Einige Augenblicke nachher verschied er, unzusammenhängende Worte sprechend, unter denen häufig die folgenden wiederkehrten: „Eustach . . . Flucht . . . rette ihn.

Als Mario den letzten Seufzer von sich gegeben hatte, kehrte ich eiligst nach Mainz zurück, um Victoria Alles zu erzählen, ohne ihr zu verbergen, ich habe Tetrik abermals im Verdacht, er sei diesem Gewebe nicht fremd, das schon Victorin, seinen Sohn und Mario umhüllt habe, und die Regierung Galliens erledigt lasse. Obgleich trostlos über den Tod von Mario, bekämpfte meine Milchschwester mein Mißtrauen in Beziehung auf Tetrik; sie erinnerte mich daran, daß ich selbst, drei Monate vor diesem Mord, betroffen von dem Ausdruck des Hasses und Neides, der sich im Gesichte und in den Worten des ehemaligen Amboßkameraden des Hauptmanns verrieth, zu ihr, Victoria, gesag

hatte: „„Mario müßte sehr von seiner Zuneigung verblendet sein, um nicht zu erkennen, sein Freund werde von einer unversöhnlichen Eifersucht verzehrt."" Mit einem Wort, Victoria theilte den Glauben des guten Mario, das Verbrechen, dessen Opfer er geworden, habe keine andere Ursache gehabt, als den gehässigen Neid von Eustach, der sich durch die neue Erhebung seines Freundes bis zum Wahnsinn gesteigert; dann erhielt auch, durch einen seltsamen Zufall, meine Milchschwester an demselben Tag von Tetrik, der gerade auf dem Wege nach Italien war, einen Brief, in dem er ihr mittheilte, seine Gesundheit nehme immer mehr ab, die Aerzte haben für ihn nur in einer Reise in ein südliches Land eine Möglichkeit der Rettung gesehen, und er begebe sich daher mit seinem Sohne nach Rom.

Diese Thatsachen, das Benehmen von Tetrik seit dem Tode von Victorin, seine rührenden Briefe, und die, ich gestehe es, unwiderlegbaren Beweise, die mir Victoria gab, zerstörten abermals mein Mißtrauen in Beziehung auf den ehemaligen Statthalter von Gasconien; ich überredete mich auch, was streng genommen wohl glaublich war, nach dem früheren Benehmen von Eustach, der gräßliche Mord, dessen er sich schuldig gemacht, habe keinen andern Beweggrund gehabt, als eine grimmige, bis zur Wuth durch das neue, hohe Glück seines Freundes exaltirte Eifersucht.

Ich habe das Versprechen, das ich Mario in seiner letzten Stunde geleistet, gehalten. Sein Tod ist einem unbekannten Mörder und nicht Eustach zugeschrieben worden. Sein Schwert hatte ich Victoria gebracht, und kein Verdacht schwebte über dem Ruchlosen, der weder mehr im Lager, noch in Mainz erschien. Den Ueberresten von Mario, den das ganze Heer beweinte, wurden die dem Feldherrn und dem Oberhaupte Galliens gebührenden prunkhaften militärischen Ehrenbezeigungen zu Theil.